P.o.gall.
2090
5

Ch. Wink. del.

<36619073970019

<36619073970019

Bayer. Staatsbibliothek

B. L.

B. L. franç. pag. 619.

P. o. gall. 2090-5

Delphine,

von

Frau von Stael-Holstein.

Dem Manne ziemt es, der Meinung die Stirn zu bieten
das Weib muß sich ihr unterwerfen.

Gedanken und Bemerkungen der Mad. Necker.

Aus
dem Französischen übersetzt.

Fünfter Theil.

Berlin,
in der Himburgischen Buchhandlung.
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Delphine

fünfter Theil.

Bruchstücke,

von

Delphinen auf ihrer Reise geschrieben.

Erstes Bruchstück.

Den 7. December 1791.

Ich bin allein, ohne Stütze, ohne Tröster! Streifend, wie der Zufall mich führt, durch unbekannte Länder, nichts erblickend als fremde Gesichter, und nichts von mir zurücklassend, nicht einmal meinen Namen, der meine Freunde auf eine Spur von mir leiten könnte! Zu mir allein spreche ich von meinem Schmerz; ach, dieses einsame Nachdenken, welch ein trauriger Vertraute ist es für den, der geliebt hat!

Dreißig Lieues habe ich heute zurück gelegt, dreissig Lieues bin ich entfernter von Leoncen! Wie die Rosse dahin flogen! Bäume, Ströme, Gebirge, Alles flog hinter mich, und die letzten Schatten einer seligen Vergangenheit schwanden unwiderbringlich. Unerbittliche Natur, von dir flehete ich ihn zurück, und du führtest mir keinen seiner Züge vor; warum nur zeichnetest du nicht mit einem jener Gewölke, die der Sturm über den Horizont treibt, mir die ersehnte Gestalt? Sie war des Himmels würdig, und meine an ihr hangende Blicke hätten sich nicht wieder zur Erde gesenkt.

Das Unglück drückt mich nieder, und gleichwohl fühle ich in mir Aufstrebungen von Gefühlen, die sich bis zum Schöpfer schwingen. Dort wohnt er, in den unermeßlichen Räumen; aber hinauf zu ihm hebt nur Liebe. — Liebe! . . . . O mein Gott, ich danke dir für die wenigen Tage, die ich Leoncen weihen konnte!

Ruhig schläft Isore mir gegen über, und ihre Mutter hat so viel gelitten! und auch ich, jetzt ihre zweite, habe so viele Thränen geweint! Theures Kind, was steht dir bevor? was wird einst dein Loos seyn? Warum kannst du nicht das Leben von dir stoßen? und statt es zu fürchten, gehst du ihm so fröhlich entgegen! . . . . Ach, wie wird es dich dafür büßen las-

len! Arme menschliche Natur, wie bejammernswerth erscheinst du mir! In der Jugend Leiden der Liebe, und im spätern Alter wiederum Leiden! Zwei Greise traten diesen Abend an meinen Wagen, um mein Mitleid anzuflehen; auch sie trugen schwer an der Bürde des Lebens, aber ihre Gemüther schienen nicht zu leiden; mit einem frohen Gefühl fingen noch ihre nackten Scheitel einen Strahl der Sonne auf; und ich, der Raub eines nagenden Kummers, fühle keinen von diesen natürlichen, von der Natur für alle Wesen bestimmten Eindrücken! Gleichwohl bin ich jung; könnte ich nicht dahin eilen über die Erde, hinauf schauen zum Himmel, Besitz nehmen von einem Daseyn, das mir noch so viel Zukunft bietet? Aber nein, mich tödten die Triebe des Herzens. Was ist sie, diese marternde Erinnerung, die mich nicht athmen läßt? Wo ihr entfliehen, auf welchen Höhen, in welchen Tiefen?

O wie peinlich ist des Schmerzes nicht weichender Druck! Wird mir nicht Eine Zerstreuung, nicht Eine Idee werden, so flüchtig sie sey, die mein Blut nur auf einige Augenblicke erfrischt? In meiner Kindheit wich jedes Leid, ohne daß um mich sich etwas änderte, plötzlich von selbst; froh athmete ich auf, ohne eine Veranlassung zur Freude, der Schmerz war verschwun-

den und ich getröstet; jetzt ist in meinem Innern keine Spannkraft mehr, niedergeworfen bin ich, und kann mich nicht wieder aufrichten. Ich erliege diesem fürchterlichen Gedanken — mein Glück ist auf immer dahin.

Was gäbe ich nicht, könnte ich jene Eindrücke, die eine solche Fülle von Frohsinn ins Herz zaubern, wieder gewinnen! Die Macht der Vernunft, was kann sie uns einhauchen? Muth, Resignation, Geduld — Gefühle der Trauer! Gefolg des Unglücks! die schwächste Hoffnung thut dem Herzen mehr wohl als ihr!

Zweites Bruchstück.

Das Erwachen! — welch ein Augenblick für den Unglücklichen! wenn die verworrenen Gestalten seines Unglücks sich aus dem Dunkel hervor drängen; er strebt den Schlummer zurück zu halten, zu verzögern die Rückkehr zum Daseyn; aber bald fühlt er, daß seine Anstrengungen vergeblich sind, und das ganze Elend seiner Lage tritt ihm unter die Augen; ein drohendes Gespenst, noch furchtbarer in dem ersten Auf-

blicken, ehe noch Bewegung und Thätigkeit ihn wieder an den Druck seiner Leiden gewöhnt haben.

Dieser Tag kann in meinem Schicksale nichts ändern, da es unmöglich ist, daß ich ihn sehe; diese kalten Stunden, durch die ich langsam schreiten muß, um die Nacht zu erreichen, schrecken mich vor mir liegend noch mehr als während sie ablaufen. Die Natur hat in uns ein unendliches Vermögen zu leiden gelegt; wo hört dieses Vermögen auf? warum kennen wir nicht die Grenze des Schmerzes, die nie der Mensch überschritten hat? Die Einbildungskraft würde ein Ziel ihres Schauders erblicken .... Welch ein Heer von Gedanken, von Zurücksehnungen, von Vorwürfen hat sich seit einigen Tagen in meinem Herzen gedrängt! Die Erfindungskraft des Leidenden ist die fruchtbarste von allen.

Mit einem selbstpeinigenden Vergnügen rufe ich mir alle Worte Leoncens, jeden seiner Blick zurück. O der Fülle von Zauber in dem, welchen man liebt! Welch ein geheimes Verständniß zwischen den Eigenschaften des Herzens und den Reizen der Gestalt! Welche Einwirkung einer edlen, gefühlvollen Physiognomie auf alle Saiten des Herzens! Wie brach sich seine Stimme, wenn er die Rührung in seinem Innern zurück halten wollte! Welche Anmuth in seinem

Gange, seiner Ruhe, in jeder seiner Bewegungen! Womit möchte ich es nicht erkaufen, ihn noch einmal vorbeigehen zu sehen, ohne daß er zu mir spräche, ohne daß er mich kennte! Diese Oede um mich her würde sich plötzlich beleben; er durchschnitte die Luft, die ich athme, und in diesem Augenblick würde ich nicht mehr leiden! O Leonce, was ist jetzt dein Gedanke? Begegnen sich unsre Seelen? Haften deine Augen an Einem Punkt des Himmels mit den meinen? Widersinnige Fügung, die aus der reinsten, edelsten Empfindung ein Verbrechen macht! Bin ich weniger gut, weniger wahr, fühlt mein Herz weniger groß und edel, weil die Liebe in ihm herrscht? Nein, nie war mir die Tugend werther, als wenn ich ihn gesehen hatte; aber fern von ihm, was bin ich noch? Was vermag eine Frau, die sich selber aufgebürdet, allein ihr zweckloses Daseyn leiten soll, ihr Daseyn, das, als des Himmels letzte Gabe dem Manne aufbewahrt, sich dem seinigen anschließen sollte. O ihr ersten glücklichen Tage zu Bellerive! Enthoben aller Widrigkeiten, aller Besorgnisse, die das Leben so erschweren, schwebte ich in der Zeit dahin, als trüge sie mich in sanftem Fluge über einen ebenen Pfad durch stille heitre Lüfte; alle meine Beschäftigungen, selbst die gewöhnlichsten, weckten in mir süße Gedanken,

und in meinem Herzen sprang eine Quelle liebender Gefühle; nie warf ich einen Blick in die Natur, ohne mich zu den religiösen Ideen zu erheben, die immer ein Band zwischen ihr und dem Unendlichen sind, und uns inniger an ihre Wunder und ihre Schönheiten fesseln; nie konnte ich ein nasses Auge erblicken, nie eine Klage, einen Seufzer vernehmen, ohne daß mir das Mitgefühl Worte einflößte, die den Kummer besprachen. Meine fortwährend bewegte Seele hob mich aus dem wirklichen Leben, obgleich die äußern Gegenstände auf mich einen immer lebhaften Eindruck machten, jeder von ihnen dünkte mir eine Wohlthat des Himmels, und die Bezauberung meines Herzens ließ mich in Allem, was mich umgab, an etwas Wunderbares glauben.

Ach, woher wieder diese Bilder, diese Scenen aus einer seligen Vergangenheit? Täuschten sie mich einen Augenblick? . . . . Nein, die Marter blieb haftend auf dem Grund meines Herzens, sie ließ ihren Raub nicht fahren. Die Erinnerungen der Tugend thuen der Seele wohl; die Erinnerungen der Leidenschaft erneuern den Schmerz.

Drittes Bruchstück.

Ich bin doch ein armseliges, schwaches Geschöpf! So viele Männer, selbst so viele Frauen schreiten sichern Schrittes auf der Bahn fort, die ihnen vorgezeichnet ist, und begnügen sich an diesen regelmäßigen einförmigen Tagen — Tagen, welche die Natur spendet, wer ihrer begehrt; und ich trage an ihnen Sekunde auf Sekunde, mich erschöpfend in Ersinnungen, wie ich dem Gefühl des Lebens ausweichen, mich vor jedem Nachdenken über mich selbst retten will, als wenn ich strafbar wäre, als erwarteten mich geheime Vorwürfe im Innern meines Herzens.

Ich versuchte zu lesen, ich nahm die Trauerspiele, die Romane, die mir die liebsten sind. Vormals hatten sie für mich einen hinreißenden Reiz; ich kannte den Schmerz nur aus den Scenen, von der Einbildungskraft entworfen, und die Rührung, in die sie mich senkten, war mir einer der süssesten Genüsse. Jetzt kann ich nicht ein einziges Wort, vielleicht zufällig hingeworfen, ich kann es nicht lesen, ohne einen peinlichen Eindruck zu empfinden. Das Unglück

erscheint mir nicht mehr als der Strahlenschein um das Haupt der Liebe und der Schönheit; ich habe sein Wesen erkannt; es ist die ausglühende, auszehrende Zerstörung im innersten Mark des Lebens, ausdörrend jeden Aufkeim der Hoffnung.

Wie wenig Werke giebt es, die euch Alles sagen, was ihr vom Leiden zu fürchten habt. Wie würde der Mensch sich ängstigen, wenn es ein Buch gäbe, welches das Elend ganz enthüllte, es uns in allen seinen Gestalten vorführte, uns unter die Augen stellte, was man auf die Bühne zu bringen sich immer gefürchtet hat: die in allen Federn abgespannte Entkräftung, die ganze Gesunkenheit der physischen und moralischen Natur, welche große Schläge des Unglücks zur Folge haben; die Mattherzigkeit, aus der selbst die Verzweiflung nicht reißt; den Ekel an sich selbst, der selbst dem Stachel des Schmerzes nicht weicht; die Verzagtheit mitten in den edelsten Leiden, und alle diese Widersprüche, alle diese Contraste, die nur um zu peinigen zusammen treten, und das Herz zugleich durch alle Arten von Martern zerreißen. In den Dramen erblicken wir den Unglücklichen nur aus Einem Stand, aus einem edlen Gesichtspunkt, immer anziehend, immer gefühlvoll und hochherzig; ich aber finde, daß es in der Abmattung langwieriger

Schmerzen Augenblicke giebt, wo die Seele sich emporzuheben ermüdet, und noch Gift aus tausend kleinen Erinnerungen, aus tausend entschlüpften Ansichten saugt, von welchen ein großes Unglück uns wenigstens befreien sollte.

Ach, zu früh habe ich das Glück verloren! ich bin noch jung, meine Seele hat noch nicht die Zeit gehabt, sich zum Leiden zu bereiten. Ein Jahr! ein einziges glückliches Jahr! ist es denn an ihm genug? O mein Gott, die Wünsche des Menschen überflügeln immer die Gaben, die du ihm verleihst; gleichwohl ist mir in dem höchsten Fluge meiner Fantasie über die Seligkeit, die ich genoß, nichts denkbar, ich *ahne* nichts über die Liebe! Gieb ihn mir zurück .... Unglückliche! ist eine solche Bitte nicht frevelnd? muß ich sie nicht zurück ziehn, ehe sie bis zum Himmel hinan dringt?

Viertes Bruchstück.

Ich habe wieder angefangen, Isoren unausgesetzt Unterricht zu geben. Ich hatte Unrecht gegen sie, ich war nicht genug beflissen, Trost aus dieser armen

Kleinen zu ziehn. Sie liebt mich, es bleibt mir noch ein Wesen, das an mir hängt; warum sollte ich nicht versuchen, in seiner Liebe einige Linderung zu finden? Ach, die Kindheit thut der Jugend wenig wohl! man fühlt eine Art von Schaam, sich in glühenden Leidenschaften zu verzehren neben diesem unschuldigen und ruhigen Alter; es wundert sich über eure Leiden, und kann die Stürme, die im Grunde des Herzens erzeugt sind, nicht begreifen, wenn nichts in seinem Gesichtskreis ihm die Ursache eurer Leiden entdeckt.

Arme Isore! Wie werde ich es anfangen, sie vor ähnlichen Quaalen zu schützen? was ihr sagen, um sie gegen das Verhängniß zu stählen? Werde ich mich entschließen, sie nicht in die edlen Gefühle einzuweihen, die uns wie in eine höhere Region heben, und uns lange voraus für den Himmel bereiten, für unsre letzte Zuflucht.

„Seyn oder nicht seyn, das ist die Frage!" sagte Hamlet, als er zwischen Tod und Leben rathschlagte; aber seine Seele entwickeln oder ersticken, sie zu hohen Empfindungen begeistern, oder unter kalte Berechnungen beugen, ist das nicht fast dieselbe Frage?

Was wird gleichwohl Isorens Schicksal seyn? Wird auch sie so viel leiden, wie ich! Nein! Sie wird

keinem Leonce begegnen, und also nicht von ihm gerissen werden .... Ich Thörin! Als wenn das Unglück bei mir werde stehen bleiben! Werden nicht andre Leiden die Geschlechter ergreifen, die auf uns folgen? Wesen von besserm Gepräge möchten so gern das gewöhnliche Loos ihren Wünschen anformen; sie arbeiten sich ab am menschlichen Geschick, um es zu zwingen, ihren glühenden Trieben zu entsprechen; aber es spottet ihrer eitlen Versuche. Gott, was hast du mit diesen Seelen von Feuer vor, die sich selbst aufzehren? Welcher Verherrlichung der Natur bestimmst du sie zum Opfer? Welche Wahrheit, welche Lehre sollen sie zu heiligen dienen? Lüfte ihnen nur ein wenig die Hülle deines Geheimnisses! nur ein Wort, das auf das Räthsel hindeutet! nur Ein Wort! um Muth zu schöpfen, um ans Ziel zu gelangen, ohne an der Tugend gezweifelt zu haben. O daß nur Ein Strahl deines Lichtes in das Herz leuchtete, das Alles auf dieser Welt verloren hat!

Fünftes Bruchstück.

Dieser Tag ist mir noch peinlicher vergangen als alle andre. Ich kam heute über die Gebirge, die Frank-

reich von der Schweiz scheiden; sie waren fast überall mit Reif überzogen oder mit Schnee bedeckt; schwarze Tannen unterbrachen die blendende Weiße, und tosend stürzten die aufgeschwollenen Ströme in die Abgründe hinab. Die Einsamkeit des Winters liegt nicht bloß in der Entfernung der Menschen, sondern auch in dem Schweigen der Natur. Der Wald lebt von den Stimmen der Vögel, die Felder vom Getrieb der Gewächse, auch wenn das Auge auf Niemand trifft. Wenn aber die Bäume entblättert stehn, unbeweglich die Ströme an den Felsen, wie mit ihnen aus Einer Eismasse herabhängen, wenn mit den Gipfeln der Berge der Himmel im Nebel zusammenfließt, erinnert Alles an die Macht des Todes; schaudernd schreitet ihr durch diese traurige Welt, die ohne die Hülfe des Lebens besteht, und euren Schmerzen ihre starre Ruhe entgegen zu stellen scheint.

Auf einer von den steilen Höhen des Jura führte mich der Weg durch einen Fichtenwald an einen Absturz; lange stand ich und schauete in seine unermeßliche Tiefe; immer finstrer ward es in meiner Seele. „Welch einer geringen Bewegung," flüsterte ich mir zu, „bedürfte es, um zu sterben! Ein Schritt und es ist geschehn. Lebe ich — welche Zukunft harrt vielleicht meiner! eine Ahnung, die mich noch nie ge-

täuscht hat, sagt mir, daß mich noch neue Schläge bedrohen. Wird nicht jeder Tag mich mehr in Leoncens Erinnerung auslöschen, indeß ich Einsame in meiner Brust die ganze Gluth der Empfindungen und der Schmerzen bewahre?" Ich überließ mich diesen düstern Gedanken, über den Abgrund gebeugt, und nur an einem Zweig mich haltend, den ich loszulassen im Begriff stand.

In diesem Augenblick gingen einige Landleute vorüber; die weißgekleidete zwischen dem schwarzen Gebüsch hängende Gestalt mit gelöstem im Winde flatternden Haar zog ihre Blicke an, und ich hörte sie in ihrer Sprache meine Schönheit rühmen. Soll ich meine Schwäche gestehn? Die Bewunderung, die sie ausdrückten, flößte mir eine Art von Mitleid mit mir selbst ein; es jammerte mich meiner Jugend, und dem Tode entweichend, dem ich vorhin herausfordernd ins Gesicht blickte, setzte ich meinen Weg fort.

Einige Zeit darauf hielten die Postillione, um mir die Höhe von St. Cergues, die Aussicht auf den Genfer See und das ihn einschließende Waadtland zu zeigen. Es war ein heitrer Himmel, der Anblick so vieler Wohnungen mitten noch unter grünen Wiesen gab mir einige Augenblicke von Vergnügen; aber bald bemerkte ich, daß ich die Grenze überschritten hatte,

welche die Schweiz von Frankreich scheidet; ich wandelte zum erstenmal auf einem fremden Boden.

O Frankreich, mein und sein Vaterland! seliger Aufenthalt, den ich nie verlassen sollte! dessen bloßer Name so tief bewegt, die seit ihrer Kindheit deine milde Luft athmeten, deinen heitern Himmel schaueten! ich verliere dich mit Ihm, schon liegst du aus meinem Gesichtskreis, und gleich der unglücklichen Marie von Stuart bleibt mir nichts übrig als die Wolken, die nach Frankreich jagen, anzuflehen, daß sie dem geliebten Lande meine Grüße und mein Lebewohl bringen.

So bin ich denn in ein Land geworfen, wo keine Bande mir eine Stütze, einen Zufluchtsort sichern; in ein Land, wo mein Vermögen mir allein die Wege öffnen kann, und das ich mit meinen Blicken durchfliege, ohne mir sagen zu können: dort unten in diesem Thal, in dieser langen Strecke bemerke ich doch noch die Wohnung eines Freundes. Nun ja, ich habe es gewollt, ich habe diese Gegend gewählt, wo mir nicht Eine Verbindung winkt, ich habe nicht die aufgesucht, die mich liebten; sie hätten von mir verlangen können glücklich zu seyn, glücklich! gerechter Himmel! . . . .

Leonce, vereinzelt steht die Unglückliche, die sich von dir losriß; aber dir bleiben die Bande der Gesell-

schaft, die Familienbande, und bald wird Mathilde auf dein Herz die süßesten Rechte gewinnen. Ich Unglückliche! Mit dir vereint hätte ich das ganze Glück der heißesten und der reinsten Schwüre gekannt, dein Kind wäre das meinige gewesen! Ach, es giebt einen Himmel auf Erden. Er stand mir offen, und schloß sich mir dann auf immer.

Sechstes Bruchstück.

Ich bin zu Lausanne — in einer Stadt. Ha! wie fühle ich mich allein, ich, die zur Gesellschaft nur die Natur haben sollte! Die Ungeduld, sie wieder zu sehen, trieb mich gestern auf eine Anhöhe, von der man den Eingang ins Walliserland und gegen über die Stadt Geneve erblickt. Die Landschaft hat etwas wahrhaft Erhabenes, das meinen Schmerz milderte; ich athmete leichter; ich flehete um einen Tröster diese Weite an, die so ruhig und stolz vor mir lag. Plötzlich hörte ich sieben schlagen — ach, ein Ruf, der für mich einst so süß war, der Verkündiger seiner Ankunft! — jetzt verhallt er wie jeder andre, ohne daß eine Hoffnung, eine Zukunft mir in ihm antönt. Aufgerissen

waren wieder alle meine Wunden, und ich hastete meinen Gang, weil ich die Ruhe nicht mehr ertragen konnte.

Ich stieg zum See hinab. Ein reißender Wind warf ihn, die Wogen fuhren gegen das Ufer, gleich einer feindlichen Macht, bereit euch zu verschlingen. Ich gefiel mir in dieser Wuth der Natur, die allein gegen den Menschen gerichtet schien; mir behagte dieser Aufruhr; das Toben der Elemente gegen einander bewies mir, daß die physische Natur nicht mehr in Ruhe war als meine Seele. „In diesem allgemeinen Kampf," sagte mir eine innre Stimme, „faßt dich eine unbekannte Macht. Ihr gieb hin dein hoffnungsloses Herz, daß sie es zerreiße, daß sie es ihm unmöglich mache, länger gegen sie zu kämpfen. Laß dich hinreißen vom Verhängniß, gleich diesen abgestreiften, in die Luft gewirbelten Blättern!"

Gegen Abend legte sich der Sturm; schweigend stieg ich wieder zur Stadt hinauf. Von allen Seiten schallte mir der Gesang der Arbeiter entgegen, die zu Frau und Kindern heimkehrten; ich sah Männer und Frauen von verschiednem Stande sich zu gesellschaftlichen Zusammenkünften vereinigen, und nach dem Aeussern zu urtheilen, überall mit einem Antheil, mit einer Geschäftigkeit, mit einem Vergnügen am Daseyn,

die mir meine tiefe Niedergeschlagenheit vorzuwerfen schienen. Vielleicht hat wirklich mein Kopf gelitten; enthusiastische und leidenschaftliche Gefühle sind vielleicht der erste Schritt zum Wahnsinn. Auch der Wahnsinn hat sein Geheimniß; nur erräth es Niemand und nur zu oft muß er der Verspottung herhalten.

Aber nein, meine Klagen sind ungerecht; nein, vergebens suche ich es mir zu verhehlen: nicht für meine Tugenden — für meine Verschuldungen leide ich. Habe ich in seinem ganzen Umfange geachtet, was mir Pflicht und Sittlichkeit gebot? Niedrige Empfindungen naheten meinem Herzen nicht, aber auch keine strafbaren? Durfte ich Leoncen Tag für Tag sehen, ihn anhören, ihm antworten, die ganze Fülle seiner Liebe auf mich ziehn? War er nicht Mathildens Gatte? war es mir erlaubt, ihn zu lieben? O mein Gott, so viele unendlich Strafwürdigere leben glücklich und ruhig, und mir verstattet der Schmerz nicht Ein freies Aufathmen? Hätte ich es denn verdient?

Vielleicht mißt das höchste Wesen das Verhalten eines Jeglichen nach der Ansprache in seinem Innern. Zarter, reiner besaitete Seelen werden auch für geringere Abweichungen bestraft, weil sie jene Stimme

überhörten, oder sich gegen sie betäubten; weil sie ihren Leidenschaften das Gefühl ihrer Pflicht zum Opfer brachten, indeß die von ihrem eigenen Herzen nicht Gewarnten, ohne Besinnung hinleben und sich ohne Reue herabwürdigen. Ja, an dieser Vorstellung hafte ich; meine Leiden sind eine Züchtigung des Himmels; ich büße meine Liebe in diesem Leben ab. O mein Gott, wann werde ich genug gebüßt haben? wann werde ich es in mir fühlen, daß du mir verziehen hast?

Ein Gedanke hat mich seit zwei Tagen wie eine Fieberphantasie verfolgt, der Gedanke, von Leoncen nicht mehr geliebt zu seyn. Alle Verleumdungen, die man wider mich ausgestreuet hat, drängten sich mir wieder vor, und meine Stirn brannte, wenn ich mir Leonce dachte, anhörend diese schändlichen Beschuldigungen. O die Verleumdung ist furchtbar! Weh mir, daß ich ihrer Macht Troß bot! — Leonce, dein Herz vertheidige bei dir die ferne Preisgegebene!

Wie so viele Augenblicke, die mir einst schmerzlich dünkten, erscheinen mir jetzt so wonnevoll! Wie konnte ich mich nur beklagen, als Leonce in meiner Nähe wohnte? Ach, wenn ich zu ihm zurück kehrte! noch einen Augenblick des Glücks erhaschte! Gewiß, er würde mich in seine Arme schließen, ach, und mein

Herz hat es so nöthig, daß sich eine geliebte Hand auf seine Wunden lege! Einen Augenblick mein Haupt an seine Brust gelehnt, und die Kälte in meinen Adern würde aufhören! Wenn ich zu sterben weiß, warum ihn nicht noch einmal sehen? Ohne daß er zu Einem Vorwurfe die Zeit hätte, würde ich leblos zu seinen Füßen sinken, und er würde nur noch des Guten der Entschlummerten gedenken. Der Tod ist die Rechtfertigung gefühlvoller Seelen, und ein gutes Geschöpf findet, wenn es nicht mehr ist, Vertheidiger selbst unter denen, die es anklagten. Und Er, der mich so sehr geliebt hat, würde mich tief betrauern. Aber darf ich mich zwischen ihn und seine Gattin eindrängen? — Nein, ich darf überall seyn, nur nicht, wo Er ist.

Ich muß — will ich mich aus diesem unaufhörlichen Schwanken retten — eine ewige Scheidewand zwischen mir und der Hoffnung aufführen. Werde ich die Kraft haben, Theresens Beispiel zu folgen? und darf ich es, ohne die Meinungen und den Glauben zu hegen, die dieser Stand voraussetzt?

Erster Brief.

Frau von Ervins an Delphine.

Kloster Sainte-Marie, zu Chaillot,
den 8. December 1791.

Ueberall an Ihrer Seite, meine theure Delphine, werde ich Isore glücklich wissen. Ich wußte, wem ich sie vertrauete, ich selbst habe nur noch Wünsche für ihr Glück. Sagen Sie ihr, sie solle meiner gedenken, als einer Mutter, die nicht mehr ist, deren Gebete aber den Schutz des Ewigen auf sie herab rufen.

Ihr Kummer, schreiben Sie mir, wecke in Ihnen ein Verlangen, sich meinem Stande zu widmen; mir, liebe Freundin, wünsche ich mit jedem Tage zu ihm Glück, und ich kann mich des Wunsches nicht erwehren, Sie meinem Beispiel folgen zu sehn. Sie fürchten, Ihre Denkart möchte sich nicht zu der Stimmung eignen, die man in unsre heilige Freistätte mitbringen muß. Ihre Meinungen werden sich ändern,

meine theure Delphine, wenn Sie nicht mehr um sich Behauptungen aufstellen hören, die auch den hellesten Geist irre führen müssen; im Kreise ehrwürdiger, von Einem Glauben durchdrungener Personen werden Sie mit jedem Tage mehr das Bedürfniß und den Hang verlieren zu prüfen, was man vertrauensvoll annehmen muß, um mit sich und andern in Frieden zu leben. Es würde mich schmerzen, sollten bloß weltliche Rücksichten Sie zur Ablegung von Gelübden bestimmen, welche die Inbrunst der Andacht allein eingeben muß; doch gestehe ich Ihnen, mir würde meine jetzige Lebensweise, auch abgesehen von den erhabenen Ideen, die sie bezweckt, noch immer angenehm seyn.

Die regelmässige Folge der Beschäftigungen, die tiefe Stille, die um uns herrscht, die Gleichförmigkeit aller Tage erregt anfangs einige Langeweile; aber auf die Länge nimmt die Seele Gewöhnungen an, die nehmlichen Ideen kehren zu den nehmlichen Stunden zurück; die schmerzlichen Erinnerungen verlöschen, weil keine neue Anregung sie weckt; und das Herz schlummert ein unter einem sich gleich bleibenden Druck, unter einer fortwährenden Schwermuth, die aber nichts Peinliches hat. Ein anfangs herber Gedanke: die Gewißheit, daß unsre Lage unabänderlich, für uns selbst nichts mehr zu thun, unsrer Entschlief

fung kein Gegenstand mehr übrig ist, kurz daß die Nothwendigkeit Alles übernimmt — stählt mit der Zeit die Vernunft. Auch Sie würden, wie ich, das Gute eines Zustandes empfinden, der nach dem glücklichen Ausdruck einer Frau das Leben beschwichtigt, wenn es zum Genuß desselben nicht mehr Zeit ist.

Ich beurtheile Ihr Herz nach dem meinigen: wir haben nichts mehr zu hoffen. Am besten dann, meine Freundin, man umringt sich mit Gegenständen, die noch trüber sind als unser Herz; ist man aber genöthigt, seine Traurigkeit mitten unter glücklichen Menschen zu tragen, so legt ein so greller Absprung nur zu leicht eine Bitterkeit in unsre Empfindungen, die am Ende den Charakter entstellt. Ich habe mich bloß auf weltliche Ansichten beschränkt, fest überzeugt, Sie werden nicht ein Jahr in einem Kloster zugebracht haben, ohne mit Herz und Sinn die Religion zu umfangen, zu welcher man sich in diesen heiligen Mauern bekennt.

Wenn die Gräuel, mit denen Frankreich bedrohet wird, es unmöglich machen sollten, ferner in Gemeinschaft zu leben, so werde ich in einem fremden Lande mir eine ähnliche Freistätte suchen. Vielleicht fände ich Sie dann wieder, Sie und meine Tochter! Doch

nein, ich würde zu glücklich seyn, ich würde meine Fehltritte nicht genug abbüßen; ach, wie schwer hält es doch, die Triebe des Herzens zu bezwingen! sie kehren mit so vieler Stärke zurück!

Siebentes und letztes Bruchstück.

Welch ein Brief, Therese! — Nein, ich kann ihr nicht antworten, ihr nicht sagen, was ich denke. Ich würde ihre Ruhe stören, und was auf Erden verdient mehr Schonung als ein gefühlvolles Herz, das den Frieden wieder gefunden hat? Aber nie, nie werde ich den Wahn hegen, es könne dem ewigen Wesen wohlgefällig seyn, wenn man sich allen Lebenspflichten entreißt, um sich einer unfruchtbaren Beschauung mystischer, sich auf keine Uebung der Tugend beziehender Glaubenslehren zu widmen. Fern von ihnen liegen die Empfindungen, die mich in ein Kloster führen würden; es sind die weltlichsten; die Liebe allein wird diese Kraft haben. Er soll es wissen, daß ich, verurtheilt ihn nicht mehr zu sehen, das Leben nicht ertragen konnte; tief soll ihn mein Unglück rühren, daß es ihm unmöglich sey, die endlos Leidende zu ver-

gessen. Die Jahre, welche die Liebe abkälten, lassen das Mitleid bestehn; und müßte er mich wieder sehen, wenn die Zeit jede Spur von Schönheit aus meinem Gesichte getilgt hat — unter dem schwarzen Schleier, der es verhüllt, umringt von finstern Umgebungen, von Bildern des Todes, werde ich ihm wie der Schatten von mir selbst erscheinen, nicht wie ein Gegenstand weniger seiner Liebe werth.

Therese, muß man mit diesen Gedanken dein Heiligthum betreten? Ich theile deine Meinungen nicht, aber ich achte sie zu sehr, um mit ihnen ein Gespötte zu treiben, um gläubige Seelen mit vorgespiegelten Gesinnungen zu hintergehn. Verfolgte mich aber Herr von Valorbe, müßte ich befürchten, daß er von neuem Leoncens Eifersucht wecke oder sein Leben bedrohe — ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen würde. Meine Vernunft hat fast jede Kraft verloren, ich fürchte mich vor jedem neuen Unglück, vor dem Eindruck, den es auf mich hervor bringen könnte: Wahnsinn, unauflösliche Gelübde, der Tod, Alles ist in dem Zustande möglich, in dem ich zuweilen bin, in dem noch schrecklichern, in den neue Leiden mich stürzen könnten.

Zu Lausanne hoffte ich Briefe von meiner Schwägerin zu finden; ich hatte sie gebeten, mich zu verges-

sen, aber mußte sie mir darin glauben? O wie so leicht ist es, aus der Welt zu verschwinden, abzusterben Allen die uns liebten! Welches sind die Bande, die nicht zu zerreißen sind, die eine Anstrengung mehr nicht sprengen würde? Wußte denn Louise nicht, daß ich von ihr nur einige Worte von Leoncen verlangte? Ach, will sie es mir verhehlen, daß meine Abreise mir sein Herz entfremdet hat? Dieses Schweigen wäre doch eine sehr grausame Schonung. Den Unglücklichen seiner Einbildungskraft überlassen, wäre das Mitleid mit ihm?

Zweiter Brief.

Louise von Albemar an Delphine.

Montpellier, den 17. December.

Ich glaube, Ihnen den Brief nicht verheimlichen zu müssen, den ich so eben von Frau von Lebensay erhalten habe. Einer Seele wie die Ihrige darf man nichts verhehlen; von ihr darf man nicht ein Opfer erschleichen, dessen Umfang ihr unbekannt wäre.

Ach, Mademoiselle, was verlangen Sie von mir! Ich soll Ihnen Leoncens Zustand schildern! er ist schrecklich! In den ersten Augenblicken seines Schmerzes habe ich ihn nicht gesehn; aber Herr Barton, der es übernommen hatte, ihm Delphinens Abreise anzukündigen, sagte mir, er hätte einige Tage für seinen Verstand gefürchtet. In der finstersten Erbitterung, daß sie ihm ihr Wort nicht gehalten, entwarf er gleichwohl die ausschweifendsten, seinen Grundsätzen widersprechendsten Plane, um zu ihr zu dringen; endlich willigte er ein, bei seiner Frau bis zu ihrer Niederkunft zu bleiben; mehr konnte man nicht von ihm erhalten.

Als ich ihn zum erstenmale sah, lag noch in seinen Blicken und in seinen Ausdrücken eine furchtbare Verstörtheit. Er wollte wissen, wohin Delphine geflüchtet wäre; dies war der einzige Gedanke, der ihn beschäftigte, seine unablässige Frage, die er aber immer unterbrach, um zu sich selbst zu sprechen. Was er dann sagte, trug das Gepräge eines sehr beredten Wahnsinns, der zugleich mit Schauder und Mitleid erfüllte. Oft hätte man glauben sollen, der Unglückliche riefe sich Worte von Delphinen zurück, die er sich zu wiederholen ein Vergnügen fand; auch war seine ganze gewöhnliche Art verändert; sie glich

mehr der rührend schwärmerischen Begeisterung seiner Freundin, als der festen gemessenen Sprache, die ihm eigen ist. So oft er mich beschwor, ihm Delphinens Aufenthalt zu entdecken, zwang er sich, ruhig zu scheinen, in der Hoffnung, ihn mir um so eher zu entlocken; so wie ich ihm aber betheuerte, daß ich ihn nicht wüßte, versank er wieder in sein düstres Hinbrüten.

„Diese Nacht,“ hub er an, „drohete der angeschwollene Strom uns in den Fluthen zu begraben. Wie ich über die Brücke ging, hörte ich donnernd die Wegen sich an die Bogenpfeiler brechen; hätten sie sie fortgerissen, ich wäre in die Tiefe gestürzt, und sie, die mich verlassen hat, hätte nichts weiter von mir vernommen; aber die Gefahren fliehen dem Unglücklichen; Alles überlassen sie seinem Willen. Ich ging zu Hause, man hörte nicht das mindeste Geräusch mehr, rings herrschte ein tiefes Schweigen; in einer so stillen Nacht, sagt man, sollen die Mütter, die ihre Kinder verloren haben, endlich in den Schlaf sinken. Und ich — ich konnte nicht schlafen, ich wachte, und zürnte bald mit meinem Schicksal, bald mit ihr; und diese Augenblicke waren die schrecklichsten; denn sie wiegeln das Herz gegen das geliebte Wesen

auf .... Aber nicht sie muß man anklagen." — Leonce machte mir nun bittre Vorwürfe, daß ich ihm Delphinens Entschluß verhehlt hätte.

„Wußte ich um ihr Vorhaben," fing er wieder an, „nie würde sie es ausgeführt haben. Delphine, die Freundin meines Herzens, hätte meiner Verzweiflung nicht widerstanden. Wohl mag es Ihnen schwer geworden seyn, ehe Sie es von der Armen erhielten, mich einem solchen Schmerz preis zu geben. Sagen Sie, wie fingen Sie es an, sie zu überreden?" — Ich wollte mich rechtfertigen, aber er hörte nicht auf mich, und bald wieder von der ihn beherrschenden Idee ergriffen: „Sie wissen," rief er, „wo Delphine sich verborgen hält, Sie wissen es und Sie schweigen! Welch ein Herz gab Ihnen der Himmel, daß Sie meinem Flehen widerstehen können! Auch sie, ich schwöre es Ihnen, auch Ihre Freundin lassen Sie unter Ihrer Weigerung leiden. Können Sie glauben," fuhr er fort, indem er mir mit glühender Heftigkeit die Hände drückte, „können Sie glauben, sie würde, wenn sie mich wieder sähe, nicht glücklich seyn? Ich fühle es, wo sie auch sey, mich rufen ihre Seufzer, ihre Thränen. Erschiene ich, ihrem Herzen käme ich nicht unerwartet, nicht ihrem geheimen Seh-

nen, das sie bekämpft, aber das sie empfindet; unsre Seelen, einverstandner wie je, würden einander entgegen fliegen. Sie, die Sie beide zerreissen — wem frommt Ihre Unerbittlichkeit? Sprechen Sie, in dem Namen der Liebe, die Sie beglückt, sprechen Sie!" — Ich gestehe, Mademoiselle, es würde mir schwer geworden seyn, an mir zu halten, wenn ich um das Geheimniß gewußt hätte; da aber auch Herr von Lebensay betheuerte, daß Delphinens Aufenthalt mir wie ihm unbekannt sey, so glaubte Leonce endlich, versank wieder in sein träumendes Schweigen, und verließ uns einige Augenblicke darauf.

Er ist seitdem ziemlich oft zu uns gekommen, aber immer nur auf einige Augenblicke, und fast ohne das Wort an mich zu richten; seine Blicke allein befragten mich bei seinem Eintritt, und wenn meine ersten Worte auf gleichgültige Gegenstände liefen, setzte er sich, überzeugt, daß ich ihm nichts anzukündigen hätte, zu mir, stumm wie gewöhnlich. Gestern indeß gewann ich etwas mehr sein Zutrauen; es äußerte sich auf eine Art, die mir das Herz zerriß. „Sie wollen," sagte er mir mit einem schmerzlichen Akzent, „ich soll mich trösten; lehren Sie mir, denn, was soll ich vornehmen, das meinen

Schmerz nicht schärfe. Ich versuchte mit Frau von Mondoville ihre wohlthätigen Beschäftigungen zu theilen, und ging diesen Morgen in die Kirche der Invaliden; ich fand sie im Gebet — Alter, Krankheiten, Wunden, alle Gebrechen der Menschheit waren unter meinen Augen versammelt. Und doch herrschte mehr Friede auf diesen bleichen entstellten Gesichtern als je meinem Herzen werden wird. Wohin soll ich gehen? Der Anblick von Glücklichen verwundet mich, und wenn ich das Elend lindre, so verfolgt mich der bittre Gedanke, daß unter den Leiden, die mein Mitleid aufregen, keines so drükkend ist, als das meinige."

„Suchen Sie doch," rieth ich ihm, „sich zu zerstreuen, knüpfen Sie wieder irgend eine Verbindung mit der Welt an." — „Wem," versetzte er mit einer Art von Stolz, die ihn wieder etwas belebte, „wem könnte man sein Ohr leihen, wenn man Delphine gehört hat? In den meisten Verbindungen wird der Geist des Mannes kaum von dem Weibe gefaßt, und oft sieht sich von ihr auch seine Seele in ihren erhabensten Empfindungen verlassen; aber Delphinens glücklicher Freund hegte auch nicht Einen Gedanken, in dem sie ihm nicht begegnete, kein Gefühl, das nicht mit dem ihrigen

zusammen traf; die leichteste wie die ernste Unterhaltung erhielt durch den sanften zärtlichen Ton ihrer Stimme einen unnennbaren Zauber. Ach, Madam," fuhr Leonce mit steigender Rührung fort, „wohin flüchte ich vor ihrer Erinnerung? Jede Stunde meines Lebens ruft mir ihr Bild zurück, ihre Sorgsamkeit für mein Glück. Will ich meinen Geist beschäftigen, so drängt sich vor mir die Erinnerung, wie sie durch einsichtsvolle Theilnahme ihn zu leiten und seine Fortschritte zu fördern wußte; ich lese, aber ohne einen Gedanken zu verfolgen, denn sie fehlt mir, die jeden erhebenden mit mir aufnahm und zu neuen, schönern Ansichten ausführte; mit Allem verschmolz sie sich, und Alles läßt mich jetzt ihre Abwesenheit fühlen. Fände ich nur einen Ton, nur einen Blick von ihr in irgend einem weiblichen Wesen, ich glaube, ich würde nicht ganz unglücklich seyn; aber nirgends, nirgends Etwas, das Delphinen nahe käme! Ich möchte Wehe ausrufen über alle Wesen, daß sie von ihr getrennt sind — und vollends über mich, den Unglücklichsten Aller! denn ich weiß, was es mir kostet, um nicht noch gesunkener zu seyn, als ich Ihnen erscheine, um nicht zu erliegen, um nicht einen Schrei der Verzweiflung auszustoßen, um nicht mitten im Gespräch

das Mitleid eines Fremden aufzurufen, als müßten alle Herzen Mitleid mit meiner Vereinzelung fühlen. Der Schmerz hat mich bezwungen wie ein Kind." Seine Stimme brach unter Schluchzen, und kaum konnte ich die letzten Worte vernehmen. In diesem Augenblicke ward es mir schwer, Delphinens Opfer nicht zu tadeln, und noch Mitleid mit Mathilden zu haben.

Seit Frau von Albemars Abreise ist sie jedoch anziehender geworden; innigere Liebe zu Leoncen hat ihrem Charakter eine Art von Milde gegeben. Vordem sprach sie nie mit Herrn von Lebensay, jetzt sieht sie ihn in ihrem Hause nicht ungern. Vor zwei Tagen, als Frau von Albemars Name genannt wurde, ist sie zu ihm getreten, und hat ihm mit einiger Lebhaftigkeit gesagt: „Frau von Albemar ist eine sehr großmüthige Person." Diese Worte wollen in Mathildens Munde viel sagen.

Einige Leoncen entschlüpfte Worte lassen mich befürchten, er möchte einst sich von dem Auswanderungszuge des französischen Adels hinreißen lassen, und die Waffen gegen sein Vaterland führen; unglücklicher Weise macht ihn sein Charakter nur zu reizbar gegen die vorgespiegelte Schande, welche man auf die Zurückbleibenden werfen will. Herr

von Lebensay bekämpft diesen Gedanken mit der ganzen Stärke seiner Vernunft, die ihm aber weniger hilft als die Berufung auf Delphinens Willen; bei diesem Namen verstummt Leonce. Ohne für die Zukunft zu stehen, bin ich doch überzeugt, daß er Mathilde während ihrer Schwangerschaft nicht verlassen wird; und so gewinnen wir mindestens Zeit, um neues Unglück zu verhüthen.

Ich habe Ihnen Alles geschrieben, Mademoiselle, was für unsre Freundin ein Interesse haben kann, und überlasse es Ihnen, was sie ihr mitzutheilen oder zu verschweigen für rathsam halten. Wenigstens bezeugen Sie ihr meine unveränderliche Freundschaft, und empfangen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Gefühle.

Elise von Lebensay.

Ich theile aufs innigste, meine Freundin, die tiefe Bewegung, die Ihnen dieser Brief verursachen muß, beschwöre sie aber, sich von ihm in Ihren edlen Entschlüssen nicht erschüttern zu lassen. Da Sie einmal die Stärke gehabt haben, abzureisen, so harren Sie aus, bis die Zeit die Natur Ihrer Empfindungen verändert hat. Einst wird Leonce Ihr Freund, Ihr bester Freund seyn, und selbst die Achtung, die ihm Ihr

Verhalten einflößen muß, wird das Band, das ihn an Sie knüpft, heiligen.

Fast konnte ich es Ihnen anfangs nicht vergeben, daß Sie nicht zu mir geflüchtet wären; jetzt aber billige ich es sehr. Leonce hätte es nur zu wahrscheinlich erfahren, und Sie wären vielleicht zugleich seiner und Herrn von Valorbens Verfolgung ausgesetzt. Arme Verschwundne! jetzt freilich müssen Sie sich jedem Blick, selbst dem der Freundschaft entziehn; vergessen Sie aber nicht, daß Sie nicht auf immer sich von der trennen dürfen, deren Herz auf dieser Welt an nichts hängt als an Ihnen.

Dritter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Lausanne, den 24. December.

Unter welchen heißen Zähren habe ich Elisens Brief gelesen! Gleichwohl, liebe Louise, hat er mir wohl gethan, ich bin ruhiger. Dieses Begegnen unsrer Empfindungen und Ausdrücke in demselben Schmerz hat

mich tief gerührt. Ach, unsre Seelen waren für einander geschaffen; wenn wir auch in den Ansichten der Welt abwichen, die starken Affekte der Seele, die innern Leiden des Herzens äußern sich bei uns fast in denselben Wirkungen.

Endlich unterwirft er sich seiner Pflicht — die Zeit wird seinen Gram mildern, ohne mein Bild aus seiner Erinnerung zu tilgen — Mathilde ist glücklich: diese Gedanken müssen wohlthätig seyn, und mir vielleicht einst noch Ruhe gewähren, wofern nicht Herr von Valorbe mir jede Aussicht auf sie vereitelt. Für jetzt fürchte ich nichts so sehr, als daß Leonce seinem Triebe nachgeben möge, an dem nur zu wahrscheinlichen Kriege Theil zu nehmen. Da er jedoch seine Gattin während ihrer Schwangerschaft gewiß nicht verlassen wird, darf ich nicht hoffen, daß in dem Verlauf einiger Monate nicht zuvor gesehene Ereignisse die drohenden Unfälle von Frankreich abwenden?

Ich will mich in einem weniger bewohnten Ort verbergen, wo Herrn von Valorbens grausame Liebe mich nicht aufspüren kann; in dem unbewohntesten, dem einsamsten! Man muß sich zu Allem abstählen — der Krampf des Schmerzes muß aufhören, — glücklich werde ich doch nie seyn, nie! . . . . Wenn man

dieser Gewißheit ins Gesicht geblickt hat, warum sollte sie nicht Ruhe geben?

Gestern Abend war ich gleichwohl noch sehr schwach. Ich ging selbst auf die Post, Ihren Brief, den ich schon mit der vorhergehenden erwartete, abzuholen, und trat, wie ich ihn erhalten, an einer Reverbere, ihn zu lesen. Meine Bewegung war so heftig, daß ich der Ohnmacht mich nahe fühlte; ich lehnte an die Mauer, um mich aufrecht zu halten, und als meine Kräfte zurück kehrten, sah ich die Leute stille stehn und mich betrachten. Wäre ich todt zu ihren Füßen gesunken, wer von ihnen hätte sich um mich bekümmert? wer mich beklagt? wer sich nur auf Augenblicke die Mühe gegeben, zu untersuchen, ob ich noch am Leben sey? O wie ist die Theilnahme der Menschen so unentbehrlich! wie so furchtbar ihr Haß! wo ihnen entfliehen, wo sie wieder finden? wie ihr Uebelwollen ertragen? wie auf ihren Beistand Verzicht thun? Die Welt peinigt und die Einsamkeit drückt. Wohl ist es eine Kunst, sich selber treu die Bürde des Lebens bis ans Ziel zu tragen!

Als ich zurück kam, schlug Isore die Harfe; bis dahin hatte sie auf meine Bitte nicht in meiner Gegenwart gespielt; meine Seele war nicht im Stande

die Musik zu ertragen; sie weckt zu lebhaft alle Erinnerungen des Herzens. Ihr Brief, meine Louise, ließ mich wieder einige Reize in ihr finden, ich hörte meiner Isore zu, gab ihr mit Sorgfalt Unterricht, und als sie sich gelegt hatte, nahm ich selbst die Harfe, und überließ mich länger als die halbe Nacht allen Eindrücken ihres Zaubers; ich gab mich dem Schwunge hin, zu dem sie mich hob, ich ließ meiner Begeisterung gewähren. Endlich riß ich mich wie ermattet aus diesem Zustande, dessen Genuß unsrer Seele nicht lange gestattet ist; ich öffnete das Fenster, und blickte hinaus in die schweigende Nacht, die über diese noch wenige Stunden zuvor so belebte Stadt lag, und tausend Gedanken in mir weckte über die erste, geheimnißvolle Gabe der Natur, den Schlaf. Er lehrt dem Menschen den Tod, und scheint dazu bestimmt, ihn sanft mit ihm vertraut zu machen. Welch eine ohne Ausnahme herrschende Gleichheit während der Nacht! Die Mächtigen sind ohne Stärke, die Schwachen ohne den Druck eines Mächtigen, und fast die meisten Wesen ohne Schmerz. Wachen um zu leiden ist schrecklich, aber wachen um zu denken ziemlich süß. Den Tag über scheint es euch, als wohnten Zeugen — Richter euren geheimsten Gedanken bei; aber in der einsamen Nacht fühlt ihr euch unabhängig; der Haß

schlummert, und Unglückliche, wie ihr, könnten allein euch hören.

„Leonce!" rief ich, indem ich zum Himmel hinauf schauete, „ist die Ruhe auf dich gesunken, oder sucht auch dein banges Herz irgend einen Gedanken, irgend eine Empfindung, die den Verlust der Hoffnung erträglich mache. Zerstörend fährt das unbezwingbare Schicksal über die leidenschaftlichen Genüsse, muß man sie überleben? muß man es, Leonce?" Und ich rief seinen Namen hinaus in die Luft, als müßte er mir von oben zurück kommen, der Himmel ihn mir wieder hallen.

Plötzlich hörte ich ein Aechzen aus einem Hause, dem meinigen gegen über; das Fenster stand offen, und die Klagen drangen zu mir, die ich, allein wach in der Stadt, sie allein vernehmen konnte. Diese Töne des Schmerzes rührten mich tief; es schien mir, daß es zum erstenmal in diesen Mauern ein Wesen gebe, das mir nicht mehr fremd wäre, da es meines Mitleids bedürfen konnte; zwei bis dreimal erhob ich die Stimme, um meine Hülfe anzubieten; man antwortete mir nicht, die Wehklage verstummte. Ich erkundigte mich den Morgen, wer in dem Hause wohne, aus dem ich das Wimmern vernommen hatte; es würde, erhielt ich zur Antwort, von einer alten und

siechen Frau bewohnt, die des Nachts litte, am Tage aber in den letzten Freuden des körperlichen Daseyns ziemlich Erleichterung fände. „Das also," sagte ich mir, „ist die Perspektive des menschlichen Geschicks. Wenn die moralischen Schmerzen aufhören, bemächtigen sich physische unsrer geschwächten Seele, und der Tod kündigt sich im voraus durch die Herabwürdigung unsers Wesens an. O das Leben! das Leben! Wie so oft, seitdem ich von Leoncen schied, habe ich diesen Anruf wiederholt! Aber vergebens befragt man es, vergebens fleht man es an um sein Geheimniß, seinen Zweck; es geht ohne zu antworten vorüber, und weder Geschrei noch Thränen, weder Vernunft noch Muth können je seinen Gang beschleunigen oder verzögern."

Louise, Verzeihung, daß ich Sie mit meiner zerrütteten Phantasie ermüde; meine Betrachtungen führen mich immer auf die nehmlichen Ideen zurück. Oft möchte ich um mich Worte des Todes vernehmen, umringt seyn mit düsterm furchtbarem Leichengepräng; was ich am meisten fürchte, ist, daß mein Schmerz ein gewöhnlicher Zustand werde, eine Existenz wie jede andre, ein Uebel, das ich in meiner Brust trüge und das die Menschen mir still zu tragen riethen. — Leben Sie wohl. Ich glaubte Kraft gewonnen zu ha-

ben, und bin wieder zurück gesunken. Nun dann, auf morgen!

Berne, den 25. December.

N. S. Ich hatte den Brief noch nicht geschlossen, als ein furchtbarer Zufall mein Schicksal fast noch elender gemacht hätte; ich erfuhr von einigen meiner Leute, daß Herr von Valorbe eben in Lausanne angekommen sey. Glücklicher Weise wußte er nicht, daß ich dort war; er konnte es aber jeden Augenblick entdecken, und die Angst, in die es mich warf, ließ mich nicht länger verweilen. Nachts um eilf Uhr reiste ich ab und hielt nicht eher an, als bis ich hier eintraf. Mag ein hoffnungsloses Verhängniß noch von so viel Befürchtungen verfolgt werden?

In zwei Tagen bin ich in Zürch, schreiben Sie geradezu an mich — bei den Herren von C. Kaufleuten, denen ich unter fremden Namen empfohlen bin. Leben Sie wohl, Louise; ich flüchte vor Unglück zu Unglück, wann werde ich Ruhe finden?

Vierter Brief.

Herr von Valorbe an Herrn von Montalte.

Lausanne, den 26. December 1791.

Seit langer Zeit habe ich dir nicht geschrieben, Montalte. Wozu auch? Doch drängt es mich, noch einmal von mir zu Jemanden zu sprechen, der mich gekannt hat, der sich erinnert was ich war vor meinem unaufhelfbaren Fall.

Du hast mich, ich weiß es, mit edlem Muth vertheidigt; aber was vermagst du, was vermögen wir beide gegen die Schande, die ich durch die unwürdigste Liebe auf mich geladen habe. Frau von Albemar hat mich ins Elend gestürzt. Meine Aussöhnung mit Herrn von Mondoville ist ein Flecken, den das Weltmeer nicht abwaschen kann. Dreimal habe ich mich mit Offizieren von meinem Regiment geschlagen; Alles ist vergeblich gewesen. Ich fliehe, ich verlasse Frankreich, ausgestoßen von meinem Corps,

zu Grunde gerichtet, gebrandmarkt, ohne Hoffnung, ohne Zukunft. Die Gesetze gegen die Ausgewanderten werden mich treffen, meine Güter eingezogen werden, ich selbst geächtet, verfolgt von gierigen Gläubigern, kein Vaterland mehr, vielleicht bald keine Freistätte mehr haben. Und warum so viele Schläge des Unglücks? weil die Thränen eines Weibes mich rührten; weil dieser so harte — sagt man von mir — so selbstsüchtige, so tief hassende Charakter Delphinens Schmerz nicht widerstehen konnte. Und dieser Schmerz entsprang aus ihrer Leidenschaft für einen Andern! Meines Nebenbuhlers habe ich geschont, das Glück meines Nebenbuhlers gefördert! Und dieser glückliche Leonce, diese glückliche Delphine, die ich noch unlängst zu meinen Füßen sah, leben jetzt einander, unbekümmert um mein Schicksal. Ohne mich war ihre Liebe aufgedeckt, ohne mich erhob sich die Meinung gegen sie; und weil ich gut, weil ich fühlend war, steht sie wider mich auf — Gerechtigkeit der Menschen! Meine Tugenden sind mein Verderben. Wäre ich hart, unbiegsam, unerbittlich gewesen, die Achtung stünde mir noch zur Seite, und Leonce und Delphine schmachteten im Unglück.

Montalte, ich fordre von dir nur noch Einen Dienst. Ich weiß nicht, was die neuen Gesetze über

mein Vermögen verfügen: deinen Händen vertraue ich, was du davon retten kannst. Sterbe ich, so schalte mit diesen Trümmern wie mit eignem Gut. Des allgemeinen Beispiels von Undankbarkeit ungeachtet thut es mir noch wohl, dankbar gegen dich zu seyn. Ich will Frau von Albemar auffinden; man sagt, sie habe Frankreich verlassen. Ich folge ihr, spüre sie aus und treffe sie. Wenn du von deiner Seite etwas erfährst, so eile es mir zu melden.

Dringe ich endlich zu dieser Delphine, die ich so sehr geliebt habe, die ich noch liebe, so soll sie über mein und über ihr Schicksal entscheiden. Sie soll den Abgrund sehen, in den sie mich gestürzt hat: eine zerstörte Gesundheit, Tage, deren jeden ein neuer Kummer bezeichnet, Wunden, die mich noch aufs heftigste schmerzen, jede Laufbahn mir verschlossen und mein Name geschändet. Ich werde sehen, ob diese Frau mit ihrem so gepriesenen Mitgefühl, mit ihrem so sanften Charakter, ihrer sich über Alle verbreitenden Güte die Pflichten der einfachsten Dankbarkeit erfüllen wird.

Wahrlich, welche Frau würde sich noch eine Unschlüssigkeit erlauben, wenn sie vor sich den Unglücklichen sähe, der dem das Leben rettete, dem sie ihre ganze Existenz verdankt; den Unglücklichen, der ihr

das unerhörte Opfer seiner Ehre brachte, den sie nöthigte aus seinem Vaterlande zu fliehen, und der Strenge der Gesetze, dem ganzen Elend der Verbannung sich preis zu geben — wenn sie ihn sähe, zu ihren Füssen knieend, ihr ein Herz darbringend, treu ihr noch unter so vielen Martern, keinen Vorwurf sich verstattend, auf nichts hörend als auf die Liebe, die ihn zu Grunde richtete, flehend sie zu erwiedern, sein Schicksal zu theilen, und die letzten Stunden seines düstern Daseyns zu erhellen — ich weiß nicht, welche Seele man haben müßte, um eine solche Bitte zurück zu weisen?

Frau von Albemar wird es gleichwohl, ich sehe es voraus. Milde Worte, bemitleidende Ausdrücke, Bezeigungen der Theilnahme sind Alles, was ich von ihr erhalten werde. Und, Dank sey dieser Milde, diesem zu nichts verpflichtenden Mitleid, mir wird man die Schuld geben, wenn sie mich ins Grab stürzt; meine Heftigkeit, mein schwarzes Blut, meinen finstern Charakter wird man anklagen; und alle diese Menschen, die mich hingeopfert, die zu ihrem Vortheil und ohne Bedenken mit mir wie mit einem Zugehör ihres Lebens, wie mit einem bedeutungslosen und untergeordneten Wesen geschaltet haben, werden über mich herfallen.

Nein, Montalte, man soll nicht sagen, daß mein Daseyn fortwährend der verächtliche Raub eines Jeden gewesen sey, der sich desselben bemächtigen wollte. Man soll nicht sagen, das reizbare, aber tiefe und großmüthige Gefühl, das mich aufzehrt, sey immer gemißbraucht und beständig verkannt worden. Ich will diese Schwäche, diese peinigende Scheu besiegen, die mich Allen preis gab, die mir verhaßt waren, und vor der, die ich liebte, selbst meine Leidenschaft verstummen ließ.

Zu welchem Preise es sey, Delphine soll die meine werden. Sie hat meinen Charakter benutzt, mich durch ihr Schweigen hintergangen, durch ihren Schmerz mich unterjocht; galt es aber zwischen mir und Leoncen, so würdigte sie mich nicht einmal, mich in Anschlag zu bringen. Glaubt sie, dieselbe Großmuth, dieselbe Schwäche werde es mir immer unmöglich machen, ihren Thränen zu widerstehn?

Ich sterbe vielleicht bald: Alles verkündigt es mir, und das Leben ist mir zur Last. Aber ehe ich sterbe, will ich Delphine von der Idee zurück bringen, die sie von ihrer Macht über mich hegt. Wenn ich seyn werde, wofür die Menschen mich immer auszugeben bestrebt waren, unempfindlich gegen ihre Leiden, taub gegen ihre Bitten, dann werden sie den Werth der

Eigenschaften einsehen, die sie unverschämt brandschatzten, ohne sie zu kennen, oder es mir Dank zu wissen.

Bequemer wäre es freilich, meinen Verlust einen Augenblick zu beweinen, um mich dann auf immer zu vergessen. Delphine würde es ganz süß finden, einige Thränen auf meinem Grabe zu vergießen, und sich gutmüthig zu zeigen, indem sie den beklagte, den sie nicht mehr zu fürchten hätte. Aber so leicht kann ich mich nicht entschließen zu sterben als meine Freunde es sich würden gefallen lassen, mich zu beweinen.

Delphine soll mir werden! Verbrechen oder Tugend, Haß oder Liebe, Mitgefühl oder Grausamkeit, mir gelten alle Mittel gleich. Sie benutzte meine Schwäche, ich werde die ihrige benutzen, Vortheil ziehen aus ihrer Unbedachtsamkeit, anfeuern die Meinung, die diesen nur zu oft genannten Namen schon bedroht, und die nach ihrer gewöhnlichen Art das wider sie aufbietet, was in ihrem Charakter das Herrlichste, das Edelste ist. Ich will sie durch List kirren, durch Schrecken einschüchtern . . . . welche Bedenklichkeit bliebe mir noch? Bedenklichkeiten gehören für Glückliche.

Ist meine Absicht übrigens so strafbar? Ich will sie mir aneignen, aber um ihr mein Leben zu weihen;

mich ihrer Existenz bemächtigen, aber nur damit ihre Macht über mich nicht länger die meinige zerstöre. Kann ich ihr Herz rühren, so steht mir das Glück noch offen; kann nichts sie erweichen, so strafe ich sie und räche mich.

Glaube jedoch, Montalte, noch bin ich nicht so wild, wie dieser Brief anzukündigen scheint. O wenn ich endlich ein Herz finde, das dem meinigen erwiedert; wenn die Achtung eines gefühlvollen Wesens mein herabgewürdigtes Herz wieder aufrichtet; wenn ein Schatten von Gerechtigkeit gegen meinen Charakter mir die Hoffnung giebt, daß man sich seiner nicht immer bemächtigen werde, um ihn nieder zu drücken und zu verleumden; wenn Delphine, bewegt von meinen Leiden, erkennend ihre Verschuldung an meinem Schicksal, sich mit mir zu verbinden einwilligt — so kann ich wieder hervorgehen ins Leben, wieder mich heben zu sanften Empfindungen, so kann ich noch glücklich seyn. Dieser Engel von Frieden, Anmuth und Güte wird mich über alles Ungemach trösten.

Lebe wohl, Montalte, und vergieb mir diesen langen Wahnwitz, diese zahllosen Widersprüche; die widerstreitendsten Empfindungen kreuzigen sich in meiner Seele und zerreißen sie. Du hast mich gekannt, du weißt, ob die Natur mich hart und gefühllos schuf.

Warum haben die Menschen mein Herz vergällt? Warum haben sie nie mich kennen wollen? Warum habe ich nirgends ein Wesen gefunden, das mich nach meinem Werth würdigte? Hast du mich nicht fähig gesehn der Hingebung, des Hochsinns, der Zärtlichkeit, der Aufopferung? Wenn man sich aber in dem ganzen Lauf seines Lebens für jedes Gute, das man that, gestraft sieht; wenn es durch alle Ereignisse desselben erwiesen ist, daß jede großmüthige Regung der Ungerechtigkeit eine Blöße gab, wer kann für sich gut sagen? Welcher Charakter würde nicht bitter werden, welche Grundsätze würden einer so furchtbaren Erfahrung widerstehen?

Wie es auch werde, schweige auf immer von mir. Ich will nicht, daß die Menschen sich um mein Schicksal bekümmern; ich will mich nicht Richtern unterwerfen, die tausendmal selbstsüchtiger, tausendmal egoistischer sind als der, über den sie den Stab brechen. Sey glücklich, wenn du es seyn kannst; waffne dich gegen die Gesellschaft, gegen die Meinung, vorzüglich gegen dein eigenes Mitgefühl. Alle zarten und ansprechenden Empfindungen sind schwache Seiten an uns, auf die schnell die Menschen ihre Streiche führen.

Fünfter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Zürch, den 28. December.

Endlich glaube ich eine Freistätte gefunden zu haben, die sich für mich schickt. Sechs Meilen von Zürch, an einem Strom, der in den Rhein fällt, liegt ein Frauenstift, die Abtei Paradis genannt, das Pensionnaire aufnimmt, und unter einer Aebtissin steht, ohne deren Einwilligung sie nicht ausgehen können, ob sie gleich kein Gelübde ablegen. Die Ordnung ist regelmäßig, jedoch nicht beschwerlich, und die Statuten in diesem Hause sind weniger strenge als in ähnlichen; desto schwieriger aber ist man in der Wahl der Aufzunehmenden. Ich werde morgen früh hingehn, und Ihnen melden, ob ich in dieser in jedem Betracht sehr anständigen Freistätte mich niederlassen kann.

Ich fühle in mir ein sonderbar ungeduldiges Verlangen nach einem bestimmten Aufenthalt, nach einer gleichförmigen Lebensweise; jeder neue Gegenstand

weckt in mir dieselbe Erinnerung und denselben Schmerz.

Den 29.

Louise, hätten Sie es sich gedacht? Die Aebtissin dieses Klosters ist Frau von Ternan, Schwester der Frau von Mondoville und Leoncens Tante. Sie heißt Leontine, und von ihr hat er seinen Namen. Obgleich eine Funfzigjährige sieht sie ihm ähnlich; es gab während unsrer langen Unterredung Augenblicke, wo diese Aehnlichkeit im Ausdruck des Gesichts und in der Stimme mich in einem Grade traf, daß ich zitterte. Sie hat in ihrer Aussprache diesen etwas spanischen Akzent, der, wie Sie wissen, Leoncens Sprache etwas so Angenehmes und Edles giebt. Es ward mir schwer, mich von ihr zu trennen; ich schlug tausend verschiedene Gegenstände an, in der Hoffnung, einen zu finden, der Frau von Ternan so sehr belebte, daß ihre Bewegungen mehr Jugend, mehr Aehnlichkeit mit Leoncen erhielten. Nach ihrem Charakter habe ich gar nicht geforscht; ihre Gesten, ihre Blicke beschäftigten mich ausschließend. Ich bezeigte ihr mein lebhaftestes Verlangen, ihr Stift zu beziehen, ob ich gleich nicht sagen kann, daß sie mich durch irgend etwas als die Erinnerung an Leonce angezogen hätte.

Sie willigte sogleich ein und versprach mir die Geheimhaltung meines wahren Namens.

Ihr Empfang war äußerst verbindlich, gleichwohl lag in ihm eine Mischung von Stolz, die mir lebhaft zurück rief, was man mir von dem Charakter ihrer Schwester gesagt hat. Geist schien sie mir zu besitzen, aber von der Art, wie man ihn bei Frauen trifft, die schön gewesen sind, und aus deren Wesen noch das ehemalige Zutrauen zu ihrer blühenden Gestalt, aber auch der Mißmuth über den Verlust derselben anspricht. Einen Beruf zu ihrem Stande verräth nichts an ihr; auch scheint sie im Lauf des Gesprächs ihn völlig zu vergessen; doch soll sie in Rücksicht auf die Lebensweise der Pensionnaire sehr scharf seyn, und überhaupt in dem ganzen Stift ein großer Geist von Strenge herrschen. Wie dem auch sey, ich bin völlig entschlossen: was liegt mir an einigen Forderungen mehr oder weniger! kann ich mich den peinlichen Empfindungen, die mich verfolgen, entziehn, mehr verlange ich nicht. Frau von Ternan wird von mir Alles erhalten, was sie will; sie ahnet die Macht nicht, die sie über meinen Willen hat; bis ans Ende der Welt könnte ich gehen, um sie täglich zu sehen.

Ich werde im Umgange mit ihr alle Worte mir merken, die sie wie Leonce ausspricht, alle Eindrücke,

welche die Spuren ihrer Aehnlichkeit mit ihm stärker heraus heben, und ich werde mich bestreben, diese geliebten Spuren öftrer hervor zu locken. — O Leonce, ich habe wieder einen Antheil am Leben! ich werde diese Frau lieben, welche Fehler sie auch habe, ihrer warten und pflegen, damit sie nur einmal deiner Mutter schreibe, daß ich deiner würdig war! — Nicht ganz mehr werde ich von dem geliebten Manne getrennt seyn: eine Beziehung, so entfernt sie auch sey, bleibt mir mit ihm; und wenn ich in einigen Jahren ihm meine Freistätte entdecken, ihm erzählen kann, wie ich in ihr meine Tage zubrachte, so wird sich sein Herz gerührt fühlen von den Empfindungen, die mich ausschließend beschäftigt haben.

Sehr, liebe Louise, hat mich Ihr letzter Brief bewegt; aber betrüben Sie sich nicht so sehr über meine Lage; sie hat gewonnen, seit ich eine Freistätte gewählt, seit ich, fern von Leonce, noch ein Band habe finden können, das mich an ihn knüpft.

Sechster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Zürch, den 31. December.

Tief erschüttert schreibe ich Ihnen, liebe Louise; habe ich mich recht, habe ich mich unrecht in einer Lage benommen, wo die widerstreitendsten Empfindungen mich bestürmten, ich weiß es selbst nicht. In meiner Nähe wohnt eine Frau von Cerlebe, die überall in Zürch gerühmt wird, und die ich wirklich sehr liebenswürdig gefunden habe; ich war ihrem Manne von Lausanner Kaufleuten empfohlen, und äußerst freundschaftlich von ihr aufgenommen; sie bezeugte mir öfter ihren Wunsch, mich mit sich auf ihr Gut zu nehmen, wo sie den größten Theil des Jahres mit ihrem Vater und ihren Kindern zubringt. Gestern war ich bei ihr, um ihr für ihren liebevollen Empfang zu danken, und Abschied von ihr zu nehmen; ein trüber Zug lag auf ihrer gewöhnlich so heitern Stirn. „Seit vier Tagen," sagte sie mir, „habe ich auf die Bitte

einer meiner Freunde zu Lausanne einen Franzosen bei mir aufgenommen, den er mir als einen sehr edlen Mann schildert; der Unglückliche ist bei seiner Ankunft von einer Krankheit befallen, welche die Folge seiner Wunden, und vielleicht auch eines geheimen nagenden Kummers ist." — Mit klopfendem Herzen fragte ich sie um den Namen des Kranken . . . . sie nannte mir Herrn von Valorbe. Wahrscheinlich mußte auf meinem Gesicht sich die Bewegung in meinem Innern ausdrücken; denn: „Sie sind Frau von Albemar," faßte mich Frau von Cerlebe bei der Hand, „ich vermuthete es schon, jetzt bin ich dessen gewiß. Sie werden ihm das Leben wieder geben; Ihr Name weicht nicht von seinen Lippen; er glaubt ein Recht auf Ihre Hand — durch Ihr eignes Versprechen ein Recht auf sie zu haben; er stirbt, wenn Sie ihm ihren Anblick verweigern." — Ich schwieg. Frau von Cerlebe fuhr fort, mir die Leiden des Herrn von Valorbe zu schildern, seine leidenschaftliche Sehnsucht nach mir, und während des Redens stand sie auf und näherte sich der Thür, als zweifelte sie nicht, ich würde ihr folgen.

Wie soll ich Ihnen beschreiben, was in mir vorging? Wäre ich mir keines Unrechts gegen Herrn von Valorbe bewußt gewesen, hielte er nicht jenes von

ihm nicht vergessene Schweigen für eine Art von Versprechen; vielleicht wäre ich zu ihm gegangen. Aber so rächt sich das erste Verschulden, daß man unausweichlich sich zu einem zweiten genöthigt sieht, nur um sich die beschämende Pein des Vorwurfes zu ersparen. Auch wußte ich nicht, was ich Herrn von Valorbe sagen sollte; gewiß flößte mir seine Lage ein tiefes Mitleid ein; aber in unbestimmten Ausdrücken ihm geäußert, würde es ihn nicht zu neuen Hoffnungen befeuert, und in gemessenen Worten bezeigt, ihn nicht aufs tiefste gekränkt haben? Ich kenne nichts so Marterndes, als einem Unglücklichen gegen über aus einem innern Zwange die Worte mit einer Kaltblütigkeit abwägen zu müssen, die der Härte fast ähnlich sieht. Kurz, ich empfand eine unüberwindliche Abneigung, mich Herrn von Valorbe zu zeigen; vielleicht hätte ich sie vormals besiegt, aber ich habe so lange gelitten, daß ich vielleicht schon von dieser unwillkührlichen und leidenschaftlichen Güte, die mich ohne und oft wider meine Ueberlegung hinriß, verloren habe.

Ich weigerte mich, Frau von Cerlebe zu folgen; sie wunderte sich, und bestand nicht darauf, sondern bat mich blos ziemlich kalt, ich möchte ihr erlauben, nach ihrem Kranken zu sehn. Ihre Mißbilligung that

mir weh; denn ich fühle mich seit der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft wahrhaft zu ihr hingezogen. Langsam stieg ich die Treppe hinab, immer mit mir uneinig, aber immer wieder von einem innern Drange getrieben mich zu entfernen. Wenige Schritte von der Thür wandte ich mich um, und erblickte am Fenster eine fast unkenntliche Gestalt, deren erstorbene Augen fest auf mich geheftet schienen; schon ging ich einige Schritte zurück, da aber faßte mich der Gedanke an Leonce, die Vorstellung, daß, wenn er da wäre, er mich zurück halten würde; ich schlug die Augen noch einmal hinauf, es schien mir als drückte Herr von Valorbens Gesicht eine wahrhaft fürchterliche Freude über meine Annäherung aus, mich ergriff ein Schauder, und ich eilte, ohne mich aufzuhalten, nach Hause.

Sehr verlangt mich zu wissen, liebe Louise, ob Sie mich tadeln oder entschuldigen werden. Morgen ziehe ich mich in die Freistätte zurück, wo wenigstens Niemand mehr sich ein Recht anmaßen kann mich zu sehen.

Siebenter Brief.

Herr von Valorbe an Herrn von Montalte.

Zürch, den 1. Januar 1792.

Ich irrte mich, Montalte, als ich dir schrieb, Frau von Albemar würde zum mindesten mich sanft und mild behandeln. Sie war mit mir in dem nehmlichen Hause, ohne daß sie sich herab ließ, mich zu sehen; sie wußte, daß ich zum Sterben, um ihrentwillen zum Sterben krank war, und einige Schritte, die sie zu meinem Lager geführt hätten, dünkten ihr eine zu mühsame Anstrengung. Ich sahe sie wanken, zurück kommen, und doch endlich dem unbarmherzigen Triebe nachgeben, der es ihr verbot, mir zur Hülfe zu kommen.

Ich begreife nicht, warum ich zuweilen mich selbst anklage; beständig haben Andre sich an mir verschuldet. Delphine behandelt mich unmenschlich, aber sie soll es nicht ungestraft! Auch die Natur ergrimmt

gegen mein elendes Daseyn; ich kann nicht gehn, mich nicht aufrecht halten, ich fühle in mir eine unerhörte Erbitterung selbst gegen die leblosen Gegenstände, die mich umgeben; ein Stuhl, an dem ich stoße, ein Papier, das ich nicht finde, eine Thür, die widersteht, Alles verursacht mir eine peinliche Ungeduld. Zu welchen Leiden ist der Mensch auf Erden bestimmt!

Man muß Herr über sie werden! ich will ausgehn, will die auffinden, die sich geweigert hat, mich zu sehen, keine Freistätte soll sie meinem Willen entziehn; die Leiden, die ich empfinde, jagen mich auf, statt mich niederzuwerfen. — Delphine, bereuen sollst du die unerhörte Härte, die dich für immer aller Ansprüche auf mein Mitleid beraubt hat!

Achter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, den 2. Januar 1792.

Endlich bin ich hier; aber darf ich mir Glück wünschen, Zürch verlassen, ohne Herrn von Valorbe ge-

sehen zu haben? Wenigstens hat mir Frau von Cerlebe versprochen, ihm mein innigstes Bedauern auszudrücken, alle Dienste, die in meiner Macht stehn, und die ich ihm zu erweisen so bereit bin, anzubieten. Frau von Cerlebe schien nicht kälter gegen mich, was mich unendlich freute; denn ich sehe sie nie, ohne meine Freundschaft für sie vermehrt zu fühlen.

Sie ist mit einer der Nonnen dieses Klosters genau bekannt, liebt aber Frau von Ternan nicht; sie schildert sie als ein selbstsüchtiges stolzes Geschöpf von beschränktem Kopf und hartem Gemüth, das nur aus Verdruß, nicht mehr schön zu seyn, die Welt verlassen hat.

„Sie wissen nicht," sagte mir Frau von Cerlebe, „wie sehr ein leeres Leben das Herz austrocknet! Frau von Ternan hatte Kinder, sie hat sich ihre Liebe nicht erworben; sie besaß natürlichen Verstand, sie hat ihn so wenig angebauet, daß jetzt, da sie auf alle Unterhaltungen, zu welchen ein hübsches Gesicht gehört, Verzicht thun muß, ihr Gespräch oft trocken und leer ist. Ihren jetzigen Stand hat sie blos gewählt, um durch ihren Willen noch eine Herrschaft zu üben, da ihre Reize Niemand mehr fesseln. So wie ihre Gestalt keine Huldigungen mehr fand, hat sich bei ihr plötzlich eine sehr tief gewurzelte und sehr planmäßige

Selbstigkeit gezeigt. Sie ist im Grunde weder sehr strenge noch sehr religiös; aber sie hat von beiden sich Alles angeeignet, was ein Recht geben kann, Andre zu beherrschen. Die Eigenliebe trieb sie aus der Welt, die Eigenliebe ist noch ihre einzige Führerin in der Einsamkeit; dabei ist ihr eine Art von Anmuth, gleichsam ein Vermächtniß ihrer Schönheit, eine Erinnerung aus der Zeit, da sie geliebt wurde, geblieben, die Sie vielleicht über ihren wahren Charakter täuschen wird. Aber wenn irgend ein Umstand Sie je in eine Abhängigkeit von ihr setzte, Sie würden einsehen, daß Sie sich geirrt, und bereuen, daß Sie mir nicht geglaubt haben!"

Diese und noch mehrere Bemerkungen, die Frau von Cerlebe mir mit viel Geist und Wärme vortrug, hätten vielleicht auf mich Eindruck gemacht, wenn Frau von Ternan nicht Leoncens Tante wäre; aber welche Fehler könnten diesen Blick überwiegen, diesen Ton der Stimme, die ihn mir zurück rufen? Ich blieb bei meinem Entschluß, und bin seit gestern hier eingezogen.

Der arme Valorbe! wie wünschte ich sein Unglück zu mildern! Würde ich ihm wohl, ohne ihn zu beleidigen, die Hälfte meines Vermögens anbieten können? Sinnen Sie doch, liebe Louise, wie es mir

möglich wäre, seine Lage zu mildern! Nur ihn zu sehen kann ich mich nicht entschließen; die Aeußerungen seiner Liebe würden mir fern von Leonce zu peinlich seyn. Es ist doch eine wunderliche Eigenheit, daß man immer fürchtet, von dem Manne, an dem man nicht hängt, mehr als von dem, welchen das Herz vorzieht, geliebt zu werden. Besser, ich vernehme, wenn Leoncens Stimme für mich verstummt ist, gar keinen Laut der Liebe!

Neunter Brief.

Frau von Mondoville an Leontine von Ternan.

Madrid, den 17. Januar 1792.

Sie melden mir, meine geliebte Schwester, daß Frau von Albemar bei Ihnen ist; mein Sohn weiß es nicht, halten Sie es ja geheim! Leonce hat noch immer den Kopf von ihr verdreht, und in einem Augenblick, wo die Greuel der französischen Gesetzgebung die Scheidung einführen wollen, fürchte ich nichts so

sehr, als daß er sich entehre, indem er Mathilden um eine Frau verläßt, deren Verführungskünste, wie es scheint, wahrhaft furchtbar sind. Könnten Sie nicht so viel Einfluß auf sie gewinnen, daß sie sich bereden ließe, einen ihrer Anbeter zu heirathen? Nie werde ich meinen Sohn zur Vernunft bringen, wenn er nicht über sie zu klagen hat.

Eine bestimmte Idee habe ich von dieser Frau nicht, die nach Allem, was ich sagen höre, ein ganz außerordentliches Wesen seyn muß; aber ich würde mich nie zufrieden geben, wenn mein Sohn, wäre er auch frei, ihr Gatte würde. Solche, wie man sie nennt, den Convenienzen überlegene Geister kann man nie zur Fügsamkeit bringen; ihr müßt es dulden, daß sie euch über Alles ein neues Urtheil aufstellen, und euch ihre selbstgeprägten Grundsätze entwickeln, die sie Vernunft nennen: ein Dünkel, der mir höchst abgeschmackt scheint, vorzüglich bei einer Frau. Unser Verhalten ist uns vorgezeichnet, unser Platz uns von unserm Range angewiesen, unsre Denkart uns von unserm Stande vorgeschrieben: wozu also dieser Prüfungsgeist, der alle Köpfe verwirrt? Die Moral und die Haltung auf unsrer Würde sind sehr alt, die Religion und der Adel sind es nicht weniger: ich sehe also nicht ein, was man mit neuen Begriffen will, und ich

frage gar nichts darnach, daß eine Frau, die für sie schwärmt, eine Macht über meinen Sohn übe. Ich bitte Sie also inständig, liebe Schwester, wenden Sie, da einmal der Zufall Frau von Albemar in eine Abhängigkeit von Ihnen stellt, alle Kraft Ihres Geistes auf, sie für immer von ihm zu trennen.

Wie gefallen Sie sich in Ihrer neuen Niederlassung? werden Sie ihrer nicht müde, und gedenken Sie nicht sie bald mit einem Kloster in Spanien zu vertauschen? Ich kann mich nicht von der Hoffnung entwöhnen, meine Tage an Ihrer Seite zu endigen.

Zehnter Brief.

Leontine von Ternan an Frau von Mondoville.

Abtei Paradis, den 30. Januar 1792.

Man merkt wohl, liebe Schwester, daß Sie Frau von Albemar nie gesehen haben. So richtig in mancher Hinsicht Ihr Urtheil über sie ist, Sie selbst würden einen Zug zu ihr fühlen, dessen man sich nicht er-

wehren kann. Die große Empfänglichkeit ihres Charakters und ihres Geistes giebt ihr etwas höchst Hinreissendes, und dabei ist über ihre ganze Gestalt ein so natürlicher und liebenswürdiger Ausdruck des Gefühls verbreitet, daß der Zauber selbst die kältesten Charaktere ergreift; ich, die ich doch gewiß von jeder Art von Täuschung zurück gekommen bin, fühle mich zu Delphinen gezogen. Aber machen Sie sich keine Sorge; meine Neigung zu ihr, weit entfernt Ihren Entwürfen zu schaden, wird sie vielmehr fördern. Ich werde sie dahin zu bringen suchen, daß sie den Schleier in meinem Kloster nimmt, und ich glaube es wird mir gelingen. Ihr Charakter neigt sehr zur Schwermuth, ihr Herz fühlt tief für Ihren Sohn, doch auch zu sehr für die Tugend, um seiner Leidenschaft nachzugeben — was kann sie in einer solchen Lage beßres thun als sich unserm Stande widmen? Wie könnte ich sonst auch sicher seyn, sie bei mir zu behalten? Sie würde mich nothwendig einmal verlassen, und für mich wäre das ein wahrhaftes Leiden.

Ich hatte, seit ich selbst keine Neigung mehr einflößen konnte, mich mit allen Trieben des Herzens so ziemlich überworfen; Delphine hat zuerst wieder in ihm ein Gefühl von Theilnahme geweckt. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich mich von diesem Gefühl be-

herrschen lasse, es soll mir zu einem glücklichern Leben behülflich seyn; wer keine Hoffnungen mehr hegt, verrechnet sich nicht mehr, denn er wagt nicht mehr. Es liegt mir daran, Delphine bei mir zu behalten, und da ich dies nicht hoffen darf, wenn ich sie nicht unauflöslich an unser Stift binde, so werde ich alle Kräfte dazu aufbieten. Ich befördre ja zugleich Ihre Absichten, liebe Schwester; und noch mehr, ich glaube nicht einmal, daß man meinen Plan einer Persönlichkeit zeihen kann. Was wird Delphinens Loos seyn, wenn sie in der Welt bleibt? Was das meinige gewesen ist, was alle schöne Frauen zu erleiden bestimmt sind: sie wird sich allmählig verlassen, die Bewunderung, die sie einflößt, sich in Mitleid verwandeln, und erzwungne Gefühle in die Stelle der unwillkührlichen treten sehn.

Gestern sprach ich über verschiedene Gegenstände mit dem Trübsinn, der, wie Sie wissen, jetzt meine herrschende Stimmung ist. Delphine hörte mir mit der liebenswürdigsten Theilnahme zu. Ich sagte, ich weiß nicht welches Wort, das sie wahrscheinlich rührte; denn plötzlich sah ich sie vor mir auf den Knieen, mich beschwörend, sie zu lieben und sie im Leben zu beschützen. Der Zufall hatte ihrer Gestalt in diesem Augenblick einen neuen Reiz gegeben: sie lag auf eine

Art gebeugt, welche die Schönheit ihres Wuchses noch mehr hervor hob, ihr Gewand in Falten geworfen, wie ein Mahler es hätte wünschen können, von ihrem schönen herabfallenden Haar ihr Gesicht mit dem anziehendsten Liebreiz umflossen. Soll ich es Ihnen gestehen? in diesem Moment erinnerte ich mich, daß auch ich schön gewesen war, und dieser Gedanke zog mich ganz in sich; doch fühlte ich nicht die mindeste Regung von Neid gegen Delphine, ich wünschte sogar noch lebhafter, sie mir zu erhalten. Sie gewährt mir wieder einige der Freuden, die ich verloren habe, giebt mir Beweise von Freundschaft, wie ich sie nur, als ich noch jung war, erhielt, spielt mir Melodien, die mir lieb sind; sie ist unglücklich obgleich jung und schön, das tröstet, wenn man alt und unlustig ist: sie muß bei mir bleiben.

Warum sollte ich ihr davon abrathen? Wozu dieses Opfer? Opfer gehören für junge Leute; sie sind mit Freuden umringt, die sie gegen sie selbst in Schutz nehmen; wenn man aber alt ist, finden so viele Leute es natürlich, daß man sich für Andre hingiebt, muthen es so Viele uns zu, daß man sich sehr geneigt fühlt, sich durch den Egoismus eine Selbstständigkeit zu schaffen, da die Entäußerung unsrer selbst uns nicht mehr angerechnet wird. Es giebt Eigenschaften, die

man nur dann zu üben ein Vergnügen findet, wenn Andre sich ihnen widersetzen; und glauben Sie mir, meine Schwester, im funfzigsten Jahre liebt Niemand uns so sehr wie wir selbst.

Ihr Vorschlag, ich möchte zu Ihnen zurück kommen, beweist mir Ihre Freundschaft für mich; aber wir würden uns einander an unsre Jugend erinnern, und das schmerzt zu sehr; lieber will ich hier leben, wo Niemand mich anders gekannt hat als ich bin. Ich nehme an Ihnen und an Ihrer Familie einen wahren Antheil, ich werde Ihnen dienen, wo ich kann; aber meine Tage werde ich in dieser Abtei beschließen. Young sagt in einer seiner Nächte, es sey das Loos des Alters, einsam und schweigend zu wandeln am schauerlichen Gestade des weiten Meers, über das es bald müsse; diese Stelle traf mich tief als ich sie las. Ich war ehedem sehr leichtsinnig, jetzt hänge ich nur an trüben Ideen; ich möchte mir überreden, daß das Leben für Niemanden einen Reiz, und daß zugleich mit mir Liebe, Schönheit und Jugend geendet haben.

Ihnen sind diese schwermüthigen Regungen fremd, die Liebe zu Ihrem Sohn hat Sie vor ihnen bewahrt. Mich, Sie wissen es, hat der meinige frühzeitig verlassen; keinen Gegenstand meiner Neigung konnte ich

mir um mich erhalten, und doch war es mir ein Bedürfniß; aber als ich alle sich entfernen sah, hielt mich ein unüberwindlicher Stolz, sie zurück zu rufen. Ich habe mir ein Leben geschaffen, das meinem Charakter zusagt; die strenge Ordnung, die ich unter meinen Klösterinnen eingeführt habe, giebt dem Stift ein hohes Ansehn, und Ansehn, Sie wissen es selbst, ist für uns Frauen im Alter der einzige Genuß. Die Existenz, deren ich hier genieße, könnte ich nicht leicht nach Spanien übertragen; mehrere Jahre müßte ich erst vorbereiten, was ich hier schon einsammle; ich kann also nicht daran denken, mich mit Ihnen wieder zu vereinigen; aber rechnen Sie auf mich wie auf eine Ihnen in Allem um so mehr ergebene Schwester, da sie die meisten Ihrer Meinungen aus Geschmack und Sympathie mit Ihnen theilt.

Eilfter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, den 2. Februar.

Fast seit einem Monat habe ich Ihnen nicht geschrieben. Ich wollte versuchen, ob das einförmige Leben, das ich führe, mir endlich Ruhe gewähren, ob ich weniger von meinen Empfindungen leiden würde, wenn ich mir selbst gegen Sie davon zu sprechen untersagte. Ach, alle diese Selbstbesiegungen gelingen mir schlecht! Ein Entschluß vermöchte vielleicht mehr als alle meine Anstrengungen: wenn ich verreiste . . . wenn ich Leoncen noch einmal sähe . . . . Ich Wahnsinnige! um nicht mehr ein Raub dieser folternden Gedanken zu seyn, sollte ich mich an diese Abgeschiedenheit fesseln. Frau von Ternan möchte mich für immer bei sich behalten; ich bin nicht unempfindlich gegen diesen Wunsch, aber ich weiß nicht, warum selbst das Vergnügen, das sie in meinem Umgange findet, mich nicht überzeugt, daß sie mich liebt. In das Bedürf-

niß, daß sie zu Andern zieht, mischt sich, fürchte ich, ihr Herz wenig; sie unterscheidet vollkommen, welche Personen ihr zu sagen, und wünscht, sie sich zu gewinnen; aber es ist mir immer, als würde sie mit demselben Akzent sich den Besitz eines Hauses, das ihr gefiele, zu sichern suchen, mit dem sie sich einen Freund zu erhalten sucht.

Ihrer Fehler ungeachtet übt sie über die Personen, die um ~~ihr~~ sie sind, eine ungemeine Gewalt. In ihrem Benehmen herrscht eine Würde die gebietet, und den geringsten Aeußerungen von Zutraulichkeit einen Werth giebt. Doch mag ihre Aehnlichkeit mit Leoncen wohl zu ihrer Macht über mich das Meiste beitragen; denn wenn man nur etwas auf den Grund ihrer Seele blickt, entdeckt man eine Dürre, die selbst das sich hingebendste Herz erkaltet.

Gestern zum Beispiel hatte ich ihr auf der Harfe Lieder gespielt, die ihr aus der Vorzeit lieb waren, und meine Unterhaltung gefiel ihr: eine etwas schwermüthige Bemerkung, die ihr entfiel, gab mir den Muth, sie um die Gründe ihrer Zurückziehung ins Kloster zu fragen. Sie schien anfangs unschlüssig, und sprach in einem zurückhaltenden Ton auf eine Art, wie es ihr Stand mit sich brachte; da ich aber in sie drang, und ihrer ehemaligen Schönheit zu erwähnen

wagte: „Wohlan,“ sagte sie, „da Sie es mit mir gut meinen, will ich Ihnen einige Blätter mittheilen, die ich einst aufgesetzt habe, — nicht um mein Leben zu erzählen, denn meiner Einsicht nach gleicht sich die Geschichte aller Frauen — sondern um mir selbst von meinen Bestimmungsgründen Rechenschaft zu geben. Sie sind nicht vollendet, wie Alles, was man für sich selbst schreibt, indeß werden sie doch immer Ihre Neugier befriedigen und Ihnen ein Beweis von meinem Zutrauen seyn.“

Ich sende sie Ihnen, liebe Schwester. Die schwermüthige Ansicht, die in ihnen herrscht, könnte auf den ersten Blick rühren, aber bei schärferm Nachdenken findet man in diesem Trübsinn mehr Eigenliebe als Gefühl. Ich bin begierig, welche Wirkung dieser seltsame Aufsatz auf Sie hervor bringen wird.

Meine Bestimmungsgründe zum Klosterleben.

Ich war sehr schön und zähle funfzig Jahr: aus diesen beiden sehr alltäglichen Umständen stammen alle Eindrücke, die ich erfahren habe. Muß ich einem geringern Grade von Vernunft, oder einem höhern von einer Beobachtungsgabe, die sich mit Täu-

schungen nicht lange zu vertragen weiß, die Schuld beimessen: genug, seit dem Verlust meiner Jugend habe ich nichts in der Welt gefunden, das mein Leben ausfüllen könnte; und ich sah mich genöthigt, sie zu verlassen, weil alle Bande, die mich an sie knüpften, sich von selbst lösten, bis mir auch nicht eines mehr blieb, dessen Verlust mich betrüben könnte.

Ich besaß Geist, ich besitze vielleicht noch welchen; doch läßt sich nicht wohl davon urtheilen, da dieser Geist sich ganz besonders durch mein Vertrauen zu meiner Gestalt entfaltete. Ich hatte Einbildungskraft, war aufgeweckt und launig, erzählte unterhaltend, und die süße Gewißheit, daß ich Jedermann anzog, daß mein lebhaftes Verlangen zu gefallen des Erfolgs nicht verfehlte, gab mir eine Menge von Ideen und Ausdrücken ein, die ich seitdem nie habe wieder finden können.

Ich vermählte mich mit einem guten und vernünftigen Manne, der mich unbegrenzt liebte; ich war ihm treu, mehr noch — ich gestehe es — aus Stolz als aus Liebe. Ich wollte gehuldigt, gefeiert, angebetet seyn, und nicht Einem Manne allein den Vorzug einräumen, nach dem Alle strebten. Ohne gegen ihn zu fehlen, beschäftigte ich mich da=

her wenig mit ihm, und er gewöhnte sich allmählig, in den Geschäften einen lebhaften Reiz zu finden, und sich von den Gefühlen zu zerstreuen, die ihn die ersten Jahre unsrer Ehe ausschließend angezogen hatten. Meine Kinder — einen Sohn und eine Tochter — machte ich in ihrer Kindheit ganz glücklich; ich sorgte für ihre Vergnügungen, hielt ihnen die Lehrer, die im vorzüglichsten Ruf standen, und ihre Liebe lohnte mir, bis jener das achtzehnte, diese das sechszehnte Jahr erreichte. Mit dieser Periode begann eine neue Perspektive für mich, die sich immer düstrer zog, bis sie mit der Lebensweise endigte, die ich hier führe, und die im höchsten Grade dem Tode gleicht.

Meine Gestalt hielt sich ziemlich lange; doch hatte ich bereits von dem dreißigsten Jahre an über den kleinen Rest nachgedacht, der mir für den Genuß noch unverfallen blieb, und der Eindruck, den diese Ansicht auf mich hervorbrachte, war mir völlig neu: ich fürchtete die Zukunft, statt sie zu wünschen, machte keine Entwürfe mehr für sie, und hätte den Lauf der Stunden hemmen mögen, statt ihn zu beflügeln. Ich wollte mich um meine Freunde mehr befleißigen, sie wunderten sich, und schlossen sich mir deßhalb um nichts mehr an; ich warf

mich wieder in meine Launen, in meine Unbesonnenheiten, man war ihrer entwöhnt, und ohne daß meine Bekannten sich über ihre Umstimmung gegen mich befragten, bemerkte ich schon Abweichungen, die außer mir noch Niemand gewahrte.

Ich gerieth auf den Gedanken neue Bekanntschaften zu knüpfen; sie würden, dachte ich mir, meinen Geist und mein Leben wieder anfrischen. Aber mein Herz konnte sich nicht mehr für die erwärmen, die ich nicht in meiner frühern Jugend gekannt hatte, und wenn gleich mein Gefühl nie sehr tief gewesen ist, so war doch zwischen den Neigungen, zu welchen ich es aufforderte, und den unwillkührlichen, denen es sich hingegeben, der Abstand unendlich. Ich wiederholte, was ich ehemals gesagt hatte, mit einer fast wörtlichen Genauigkeit, um zu sehen, ob ich noch denselben Eindruck hervor brächte; ich glaubte, Alles um mich, Menschen und Verhältnisse, hätten sich gewandelt, während Alles, mich ausgenommen, unverändert war. Noch im Besitz der Jugendreize hatte ich jene lebhafte, unbestimmte, den mancherlei Würfen der Zukunft vertrauende Hoffnung verloren.

Keine meiner Verbindungen hielt Bestand, keine knüpfte sich von selbst; alle waren so zu sagen müh-

sam gearbeitet und heischten eine fortgesetzte Pflege. Was ich für Andre that, war immer zu viel oder zu wenig, in nichts mehr konnte ich das Maaß treffen, weil meine Mittel zu meinen Wünschen nicht mehr im Verhältniß standen: endlich, nach sieben bis acht Jahren fruchtloser Bestrebungen, dem Leben abzuringen, was es mir nicht mehr gewähren konnte, bemerkte ich eines Tages, daß ich merklich verändert war. Es konnte schon ein ganzer Ball vergehn, ohne daß ich von den Männern eine Schmeichelei über meine Gestalt hörte; man fing sogar schon an, auf eine schonende Weise mit mir von jungen und schönen Frauen zu reden, und das Gespräch in meiner Gegenwart auf ernstere Gegenstände zu lenken. Jetzt fühlte ich, daß Alles dahin war; entdeckt war es endlich von Andern, was ich voraus sah; an ein Kämpfen durfte ich nicht mehr denken, auch wenn ich mich nicht zu stolz gefühlt hätte, mich an einigen sauer errungnen Auszeichnungen zu genügen.

Ich stand auf der Halbschied der uns bestimmten Laufbahn, und sah vor mir weder eine Zukunft, noch eine Hoffnung, noch ein Glück, das ich auf mich selbst beziehen konnte. Ein Mann in meinem Alter hätte eine neue Bahn einschlagen können;

ihm kann noch bis zum letzten Jahre des längsten Lebens eine Aussicht auf Ruhm sich öffnen, und der Ruhm ist gleich der Liebe eine süße Täuschung, ein Gut, das nicht wie jedes aus dem bloßen Nachdenken geschöpfte Glück in Verzichtleistungen und Entsagungen besteht. Aber die Weiber, die armen Weiber! Wie ist ihr Loos so traurig! Am Halbschnitt des Lebens starren sie auf schaale von Jahr zu Jahr mehr verbleichende Tage hin, einförmig wie das materielle, schmerzenvoll wie das moralische Daseyn.

„Aber eure Kinder," wendet man mir ein, „eure Kinder!" Ach, wenn nicht die Natur, freigebig gegen die Jugend, die süssesten Mutterfreuden nur der Lebenszeit vorbehalten hätte, der noch die höchsten Genüsse der Liebe winken. Ausschließend und innig hängt des Kindes Herz an der Mutter, wann noch der Gatte, der Geliebte, sie mit seiner ganzen Innigkeit umfängt. Mit ihrer abblühenden Jugend blüht die Jugend des Kindes auf, und das Leben mit allen seinen tausend lockenden Reizen reißt es ihr von der Seite in demselben Moment, wo sie seiner Gefühle am meisten zur Stütze bedarf. —

Ich suchte mich meinem Manne wieder zu nähern, er war gut gegen mich; verlangte ich aber jene Aufmerksamkeit, jene fortwährende Theilnahme, kurz jene Liebe, die ich ihm zwanzig Jahre früher einflößte — er weigerte sie mir nicht, aber sie weigerten sich ihm; gleich den gedankenlosesten Spielen seiner Jugend waren sie ihm aus dem Gedächtniß entschwunden. Welches Vergnügen aber kann man im Umgange eines Mannes finden, dem man nicht mehr unentbehrlich ist, der ohne uns so gut wie mit uns fortleben könnte, der an unserm Daseyn noch weniger Theil nimmt als wir selbst?

Wenn Andre sich nicht mehr unaufgefordert mit uns beschäftigen, werden wir leicht anfordernd, und suchen durch unsre fehlerhaften Seiten uns eine Herrschaft wieder zu erobern, die wir durch unsre reizenden uns nicht mehr versprechen können. Je weniger ich Liebe einflößte, je mehr sehnte ich mich, in meinen Kindern die heiße Hingebung zu finden, deren ich mich aus den Huldigungen, die mich einst umgaben, noch so süß erinnerte; je weniger mich die Welt anregte und erfreuete, desto mehr verlangte mich nach den stillen, sich gleich bleibenden Freuden eines häuslichen Umgangs; aber mit dem steigenden Bedürfniß irgend eines Gefühls,

eines Vergnügens, eines Zwecks erschwert sich auch die Befriedigung desselben: die Natur und die Gesellschaft folgen der Maxime: wer hat, dem wird gegeben; bei dem hingegen, der verliert, drängt sich, wie durch Ansteckung erzeugt, Verlust auf Verlust.

Ich suchte mich zu beschäftigen, aber mir fehlte jeder Reiz dazu. Meine Kinder waren erzogen, mein Mann lebte seinen Geschäften, und sein Umgang mit mir war ihm so eine Gewohnheitssache geworden, daß sich darin nichts mehr ändern ließ: wozu hätte ich denn noch Trieb und Anregung fühlen können? Alles war einerlei, und ich brachte ganze Stunden in Unschlüssigkeit über die einfachsten Handlungen des Lebens zu, so wenig war mir eine mehr als die andre geboten, angenehmer oder nützlicher.

Mein Mann starb, und ob wir gleich eben nicht an einander hingen, so fühlte ich doch, daß mit ihm meinem Daseyn der letzte Ueberrest von Reiz und Ansehn entwich. Von meinen Kindern hatte das eine sich in Spanien, das andre in Holland gesetzt, mir blieb kein nothwendiges Verhältniß zu irgend Jemanden. In der Jugend fallen uns oft die Verwandtschaftsbande zur Last; man möchte sich

blos mit Menschen umgeben, die gegenseitige Neigung an uns knüpft. Wird man aber alt, so möchte man Alles Willkührliche aus dem Leben tilgen, und nur Gefühle und Bande in dasselbe aufnehmen, welchen man im voraus trauen darf; auf Zufall oder Wahl bauet man keine Hoffnung mehr.

Vergebens sann ich, wie ich diese vielen Tage, die mir vielleicht noch vorbehalten waren, und aus welchen mir kein Antheil, kein Wechsel, kein Vergnügen winkte, hinspinnen sollte; nichts als das matte Antönen schaaler Ideen, das mich nicht einmal sanft bis zum Grabe einschläfern würde! Die Eigenliebe muß nothwendig auf das Glück der Frauen einen mächtigen Einfluß haben: an keine Geschäfte, keine Ausfüllung ihrer Zeit gebunden, heften sie ihre Aufmerksamkeit auf jede Kleinigkeit, die sie betrifft, und sie zergliedern das menschliche Leben, das noch in großen Massen mehr werth ist, als durch tägliche Beobachtungen in seine Bestandtheile aufgelöst. So fühlte ich denn im Innern eine sehr peinliche Empfindung; ich beobachtete Alles, stieß mich an Allem, und fand an nichts Genuß; die erhöhete Reizbarkeit vermehrte noch meinen Schmerz und schmählerte die sparsamen Freuden, die ich noch hin und wieder fand; selbst meiner

lichtesten Augenblicke bemächtigte sich der Ekel am Leben mit jedem Tage mehr.

Einst besuchte ich eine Nonne, die ich vordem gekannt hatte, und die in ihrem Stande vollkommen zufrieden lebte; sie überredete mich leicht, ihrem Beispiel zu folgen. Was büßte ich denn auch ein? war ich nicht schon unter die Gewalt des Todes gegeben? Er beginnt mit der ersten erlöschenden Meinung, mit dem ersten erkaltenden Gefühl, mit dem ersten verschwindenden Zauber. Seine Vorboten verkündigen ihn auf unserm Gesicht; die Fähigkeit unsre Gefühle auszudrücken erstirbt; das Auge mahlt nicht mehr, was im Innern vorgeht; verschlossen im Herzen, ohne Blick und Physiognomie, tritt keine Regung mehr auf die starre Hülle und dollmetscht die Empfindungen desselben: dann geziemt ein ernstes Dahinwandeln, den Druck des Alters auf dem freudelosen Gesicht.

Man spricht so viel von der Schüchternheit der Jugend: welch ein beneidenswerthes Gefühl! es entspringt aus der Unruhe der Hoffnung. Aber die Furchtsamkeit des Alters ist das Bitterste, das ich mir denken kann: sie besteht aus den beiden gleich schrecklichen Empfindungen: dem Leiden, das sich nicht mehr schmeichelt, Theilnahme zu erregen, und

dem Stolz, der sich lächerlich zu machen fürchtet. Dieser blos negative Stolz flößt eine Scheu ein vor jeder Gelegenheit, sich öffentlich zu zeigen, ein dunkles Gefühl von Schaam, daß man noch lebt, da unser Platz in der Welt schon besetzt ist, einen Schauder, als überzählich mitten durch die Vielen zu schleichen, die es leiten und in seiner vollen Kraft besitzen.

Ich wünschte meine Tage in einem Kloster zu beschließen, das von Paris fern läge; das Geräusch, welches aus der Welt herüber tönt, thut auch in der glücklichsten Einsamkeit weh. Man zeigte mir eine Abtei einige Stunden von Zürch an; vor drei Jahren kam ich hierher, und seit dieser Zeit entziehe ich wenigstens fremden Blicken das langsame peinliche Schauspiel der Zerstörung des Alters. Meine Lebensweise, weit entfernt, meinen Trübsinn zu bekämpfen, heiligt ihn gleichsam zum einzigen Geschäft meines Lebens, und sobald man ihn nicht mehr zu betäuben strebt, ist der Trübsinn ein ganz leidlicher Gesellschafter. Kurz, was soll ich mehr sagen? Mir blieb noch ein Rest des Lebens, und auf diese Art habe ich es versucht, mit ihm auszukommen . . . .

Zwölfter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, den 6. Februar.

Eine ängstigende Furcht, liebe Louise, hat mich aus meinem Traum von Ruhe aufgestört. Einige der Frau von Ternan entfallene Worte lassen mich besorgen, sie habe Nachrichten von Frau von Mondoville, daß ihr Sohn lebhaft mit dem Plan umgehe, an dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Zwar bin ich gewiß, daß Leonce Mathilden jetzt nicht verlassen wird, aber er kann sich im voraus auf eine Art binden, daß nichts im Stande ist, ihn seinem gegebenen Worte untreu zu machen. Ich weiß unter seinen Bekannten Niemand als Herrn von Lebensay, der es mit Eifer und Erfolg übernehmen könnte, dieses unglückliche Vorhaben zu bekämpfen, und schreibe ihm deßhalb. Senden Sie meinen Brief an Frau von Lebensay, doch ohne ihr auf irgend eine Art meinen Aufenthalt anzudeuten; die Abwendung des ge-

fürchteten Unglücks hängt vielleicht von diesem Briefe ab, mehr brauche ich Ihnen zur Empfehlung desselben nicht zu sagen.

Dreizehnter Brief.

Frau von Albemar an Herrn von Lebensay.

Noch einmal wende ich mich an Sie, der Sie mir schon so viele rührende Beweise Ihrer Freundschaft gegeben haben, mit einer dringenden, Ihnen schon geäußerten Bitte. Leonce — Sie kennen so gut wie ich sein hochgespanntes Ehrgefühl und seine schwärmerische Stimmung für ritterliche Tugenden — Leonce könnte sich leicht hinreißen lassen, Frankreich zu verlassen, und sich zu der Partei zu schlagen, die sich mit der feindlichen Armee gegen ihr Vaterland verbinden will. Wenden Sie die ganze Kraft auf, die Ihrem Geist und Ihrem Ausdruck zu Gebote steht, ihn von diesem unseligen Entschlusse abzulenken; bekämpfen Sie seine Vorurtheile, aber schonen Sie der edlen

Gesinnungen, die ihnen zu Grunde liegen. Bedienen Sie sich meines Namens, falls Sie glauben, daß er Ihren Gründen bei ihm ein Gewicht geben kann; nur verhehlen Sie ihm, daß Sie aus meiner Abgeschiedenheit einen Brief von mir erhalten haben. Vielleicht könnte er darauf bestehen ihn zu sehen, er könnte selbst ihn beantworten wollen, und so einen Kampf erneuern, dem ich mich nicht mehr gewachsen fühle. Wenn ich Ihnen aber je einige Theilnahme, einige Freundschaft eingeflößt habe, o so beschwöre ich Sie, wenden Sie ab, daß in dem stillen Aufenthalt, wo ich mein Leben begraben habe, nicht eine neue Aengstigung mich der traurigen Ruhe einer hoffnungslos Unglücklichen entreiße.

Vierzehnter Brief.

Herr von Lebensay an Herrn von Mondoville.

Cernay den 18. Februar 1792.

Vergönnen Sie mir, mein Freund, daß ich tiefer in Ihre Geheimnisse zu dringen wage, als Sie es mir bis jetzt noch verstattet haben. Während der wenigen Tage, die ich bei Ihnen zu Paris blieb, ist mir der Eindruck nicht entgangen, den die Behauptung des ausgewanderten Adels, daß Schande auf Alle ihres Standes hafte, die sich nicht mit ihnen zum Kampf für die Herstellung des Königthums und ihrer persönlichen Rechte *) verbinden, auf Sie hervor gebracht haben. Zwar sprachen Sie mit mir — vielleicht aus Rücksicht auf meine politische Denkart — über Ihre Entwürfe in dieser Hinsicht nicht, Sie suchten sogar

*) Drei Monate nach dem Datum dieses Briefes wurde der Krieg erklärt.

mir jenen Eindruck zu entziehn; aber ich fürchte, Sie möchten dem Einfluß einer so allgemein und so laut erklärten Meinung jetzt um so eher nachgeben, da Sie von Ihrer vortrefflichen Freundin, die ihn bekämpft hätte, getrennt sind. Diese Besorgniß ist die Veranlassung, möchte Sie für Ihre Freundschaft auch die Entschuldigung dieses Briefes seyn!

Nicht Ueberzeugung, ich weiß es, beseelt Sie in diesem Streit. Sie erkennen in der Politik, wie in allen Handlungen Ihres Lebens, keine Richtschnur als die Forderungen der Ehre, und über diese entscheiden bei Ihnen die Billigung oder der Tadel der Menschen. Aber selbst in den ruhigsten Zeiten — und um wie so mehr noch in unsern gegenwärtigen! — sollte man, und wäre es blos des Erfolgs willen, die herrschende Meinung der Meinung der Nachwelt aufzuopfern wissen, für den höhern Gewinn den augenblicklichen Verlust nicht achten. Jetzt können Sie nur Einer Parthei genügen; was Ihnen die Achtung dieser erwirbt, raubt Ihnen die Achtung der andern; und die Nothwendigkeit, sich von ihnen an seine eigene Ueberlegung zu wenden, kann sie wohl einleuchtender hervor gehn als aus diesen bürgerlichen Spaltungen, in welchen die Streitenden vom entgegengesetzten Ufer sich dieselbigen Beschuldigungen zurufen, und sich dieselben Verge-

hungen gegen die Sittlichkeit und die Ehre vorwerfen?

Selbst die Meinung der Parthei, die Sie vorzögen, könnte sich ändern. Im Privatleben giebt es festgesetzte und anerkannte Pflichten, durch deren Erfüllung, wie auch ihre Folgen sind, man sich immer des Beifalls gewiß ist; in den politischen Streitigkeiten aber gilt der Erfolg was ehemals ein Gottesurthel galt. So wie in jenen Zeiten aus Mangel an Rechtskenntnissen, nehmen jetzt die Meisten aus Mangel an politischen Einsichten zum Richter den glücklichen Ausgang, der unaufhörlich gegen die Wahrheit spricht; wie ehemals entscheidet er, wer Recht hat, durch Eisen- und Feuerproben, in welchen Zufall, List und Stärke öfterer bestehn, als die Unschuld und die Tugend.

Gewinnen Sie Einfluß in Ihrer Parthei, und sie wird besiegt, so wird sie Ihnen selbst die Schritte aufbürden, zu welchen Sie von ihr aufgefordert wurden, und Sie werden nur gemeine Seelen finden, die sich beklagen, von ihren Anführern hingerissen zu seyn. Die mittelmäßigen Menschen wissen sich immer aus dem Handel zu ziehn; sie geben die ausgezeichneten Geister, welche die Seele und das Leben ihrer Parthei waren, den gleich mittelmäßigen der andern preis,

und oft nähern sich die Feinde selbst, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bietet, gemeinschaftlich den brennendsten Haß, den es giebt, den Haß der beschränkten Wesen gegen die überlegenen, zu befriedigen. Aber in diesen Kämpfen einer gleich niedrigen Eigenliebe, unter diesen Würfen des Zufalls, unter diesen Vorurtheilen des Partheigeistes, den Lobpreisungen der einen, den Schmähungen der andern, wo denn ist die Meinung? woran kann man sie erkennen?

Klingt es nicht zu anmaßend, wenn ich Ihnen mein Beispiel anführe? Nicht aus Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Stimme habe ich allen den Schreiern in der Gesellschaft, worin Sie leben, getrotzt. Der Mensch ist Richter des Menschen, und wehe dem, der nicht einmal die Hoffnung hätte, daß sein Grab werde geehrt seyn! Aber um dem Menschen sein volles Recht wiederfahren zu lassen, müßte man entweder den Irrthümern seiner Zeit oder seines Kreises in allen ihren Windungen und Krümmungen folgen, oder zur Wahrheit durch alle die Staubwolken dringen, die Dummheit und Bosheit vor ihr aufwerfen.

„Wo," geben Sie mir vielleicht meine Frage zurück, „wo ist denn in den politischen Streitigkeiten, die jetzt Frankreich entzweien, die Wahrheit, wo die Pflicht?" — Giebt es eine heiligere, als nie fremde

Heere auf den vaterländischen Boden zu rufen? Ist die Unabhängigkeit der Nation nicht das höchste Gut, so wie ihre Schmach das einzige unersetzliche Unglück? Vergebens wähnt man die Völker durch eine auswärtige Macht zu bessern Einrichtungen zurück zu führen; die Kraft der Geister einmal gelähmt, und Alles gilt gleich, das Gute wie das Böse. Tief im Herzen einer unterjochten, in die Unterjochung willigenden Nation finden Sie eine so fürchterliche Gleichgültigkeit, eine so tiefe Verderbniß, daß Sie staunend sich selbst fragen, ob Sie unter Wesen Ihres Gleichen, oder von einem ausgearteten Abschaum der Schöpfung umringt sind, dem von der Natur diese Erde, der Wohnplatz für Menschen, nicht angewiesen war.

Die Zwischenkunft fremder Mächte sollte also schon allein Sie von einer Parthei entfernen, welche diese zu Hülfe ruft; aber die Sache selbst, welche die Parthei führt, verdient sie in der That Ihren Beistand? Wohl ist es ein großes Unglück, in den Zeiten politischer Zwistigkeiten zu leben; weder die Handlungen noch die Grundsätze irgend einer Parthei können einen tugendhaften und vernünftigen Mann befriedigen. Gleichwohl kann ich, so oft eine Nation zur Freiheit strebt, die Mittel, die sie ergreift, tief miß-

billigen, aber unmöglich würde es mir seyn, mich für ihren Zweck nicht zu erwärmen.

Die Freiheit, werden Sie mit mir bekennen, ist das höchste Gut, der einzige Ruhm der gesellschaftlichen Ordnung; die Geschichte hat keinen andern Schmuck als die Tugenden freier Völker; die einzigen Namen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in allen edlen Seelen wieder tönen, sind die Namen derer, welche die Freiheit geliebt haben. Wir haben in uns ein Gewissen für die Freiheit wie für die Sittlichkeit; kein Mensch wagt es zu bekennen, daß er die Sklaverei will, kein Mensch kann dessen beschuldigt werden, ohne zu erröthen, und die kältesten Herzen, wenn ihr Wandel nicht ganz befleckt ist, klopfen noch, wenn sie in Britannien die rührenden Beispiele von Achtung der Gesetze für die Menschen, der Menschen für die Gesetze sehen, wenn sie die edle Sprache vernehmen, die Corneille und Voltaire den erhabenen Schatten der Römer geliehen haben.

Diese schöne, zu allen Zeiten von dem Genie und den Tugenden geführte Sache wird, ich gebe es zu, unter uns in vieler Rücksicht schlecht vertheidigt; doch kann die Freiheit immer nur aus den Grundsätzen der Revolution hervor gehn; gegen diese Grundsätze mit denen in Reihe und Glied treten, die sich gegen sie

verschwören, heißt Gefahr laufen, durch seinen Beistand Ereignisse herbei zu führen, die alle Ideen unterdrücken würden, um die sich seit vier Jahrhunderten die aufgeklärten Geister bemüht haben. Allerdings giebt es in der Parthei, zu der Sie treten wollen, Männer, die, wie Sie, nichts als Ehrenvolles zur Absicht haben; in den Zeiten aber, wo die Leidenschaften aufgestürmt sind, wird jede Parthei bis über den Grenzpunkt ihrer Meinung getrieben; und wer sich zum Kriege blos in der Absicht entschließt, die Ordnung herzustellen, hört bald um sich her sagen, daß es keine Ruhe als in der Sklaverei gebe, keine Sicherheit als im Despotismus, keine Moral als in den Vorurtheilen, keine Religion als in der oder jener Sekte, und sieht sich, gutwillig oder nicht, weit über das Ziel hinaus, das er sich gesteckt hatte.

Lassen Sie also, mein theurer Leonce, sich ohne Sie diesen großen Kampf der Welt entscheiden. Noch giebt es keine Nation in Frankreich; es werden noch lange Unfälle erfordert, um in diesem Lande einen öffentlichen Geist zu bilden, der dem muthvollen Manne seinen Pfad vorzeichnet, und ihm wenigstens die Stimmen der Meinung als Entschädigung für die Schläge des Schicksals darbietet. Noch sind unter uns der Helldenkenden und Erhabengesinnten so Wenige, daß

man in der politischen Laufbahn sich kein andres Loos versprechen kann als unbarmherzigen Tadel, wenn man unglücklich, achtungslosen Gehorsam, wenn man glücklich ist.

Zu allen diesen Gründen lassen Sie mich noch den heiligsten Aller, Ihr Gefühl für Frau von Albemar hinzufügen. Ihr letzter Wunsch, ihre letzte Bitte, als sie abreiste, beschwor mich, Sie von einem Kriege abzulenken, den ihre Meinungen, wie ihre Empfindungen sie gleich sehr fürchten ließen. Was ich in ihrem Namen fordre, können Sie es mir verweigern?

Ich weiß voraus, daß Sie auf diesen Brief nicht antworten werden; Sie wollen Ihre Plane, welche sie auch seyn mögen, in das tiefste Schweigen hüllen; man spricht nicht gern über das Geheimniß seines Charakters. Ich unterwerfe mich Ihrem Schweigen, schmeichle mir aber mit dem Glauben, daß meine Vorstellungen einigen Eindruck auf Sie machen, und Sie meiner Freundschaft eine Offenheit verzeihen werden, zu welcher ich durch Ihr Vertrauen nicht aufgefordert war.

Ich habe, Ihrem Verlangen gemäß, nach Moulins geschrieben, um zu erfahren, was aus Herrn von Valorbe geworden ist; aber Niemand weiß von ihm. Entfernen Sie jedoch eine Idee, die Ihren Geist beun-

ruhigt. Herr von Valorbe weiß um den Aufenthalt der Frau von Albemar nicht; ihm vor Allen hat sie gewiß am sorgfältigsten den Ort ihrer Abgeschiedenheit verhehlt.

Funfzehnter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, den 4. März 1792.

Ihr Brief, meine theuere Louise, hat meine Unruhe etwas gehoben*); ich vertraue Herrn von Lebensay's Ueberzeugung, daß Leonce noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hat. Er glaubt, schreiben Sie mir, Leonce denke an den Krieg nur aus Ueberdruß am Leben, und werde, wenn er Vater seyn wird, eine solche Empfindung nicht mehr hegen. Ach, ich wünsche es, ich muß sogar wünschen, daß das neue Band,

---

*) Dieser Brief ist nebst mehreren von Fräulein von Albemar an Delphine während ihres Aufenthaltes in der Abtei unterdrückt.

das ihn ans Leben knüpft, ihn über meinen Verlust trösten werde.

Herr von Valorbe hört nicht auf mich zu verfolgen. Seit einem Monat, da er wieder ausgehen kann, schreibt er mir, bittet er mich, ihn vor mir zu lassen, und wäre Frau von Ternan nicht sehr beflissen, es zu verhindern, ich wüßte nicht, wie ich mich bis jetzt seinem Besuch hätte entziehen können. Frau von Cerlebe, deren Freundschaft mir werth ist, quält mich überdies durch ihre unaufhörlichen Bitten. So oft sie ins Kloster kommt, spricht sie mir von ihm; sie scheint ernstlich zu besorgen, Frau von Ternan wolle mich zur Nehmung des Schleiers überreden, und mich schon deßhalb mit Herrn von Valorbe verheirathen zu wollen. Auch Sie, liebe Louise, tragen dieselbe zärtliche Besorgniß für mich: aber bis jetzt denke ich noch nicht daran. Ich gestehe Ihnen, eine Zeitlang hat mich diese Idee beschäftigt, wenn ich es Ihnen gleich verschwieg; seit ich mir aber den Nonnenstand näher betrachtet habe, fühle ich in mir eine heftige Abneigung, Frau von Ternans Beispiel zu folgen, und Gelübde auszusprechen, zu welchen ich nicht durch meine Empfindungen berufen bin. Vergebens wiederhole ich das der Frau von Cerlebe; sie hegt von dem Einfluß, den Frau von Ternan über mich gewinnen kann,

einen so hohen Begriff, daß nichts sie beruhigt.

Auch mag sie von Herrn von Valorbe meine Anhänglichkeit an Leoncen erfahren haben; die Strenge ihrer Grundsätze verdammt mich, und sie möchte mich einer Empfindung, die sie mißbilligt, auf immer entreißen. Eitles Vorhaben! Es würde ihr nicht in den Sinn gekommen seyn, hätte ich gewagt, offen mit ihr zu sprechen, hätte ich ihr nur mit einigen Worten die Allmacht eines Bandes ahnen lassen, das sie zerreißen möchte. Da sie sich zu dem in der Liebe ihres Vaters und ihrer Kinder sehr glücklich fühlt, ob ihr Mann gleich ihr wenig zusagt, so überredet sie sich, ich hätte nicht nöthig Herrn von Valorbe zu lieben, um in der Ehe die Genüsse zu finden, die sie für die höchsten von allen hält: die Mutterfreuden; um mir dieses Schauspiel zu geben, hat sie, glaube ich, es sich so angelegen seyn lassen, daß ich morgen der ersten Communion ihrer Tochter in einer benachbarten protestantischen Kirche beiwohnen soll.

Anfangs fürchtete ich mit Herrn von Valorbe zusammen zu treffen; sie gab mir aber ihr Wort, daß er nicht zugegen seyn werde; ich versprach es ihr, ging aber doch vorher zu Frau von Ternan, um ihre Bewilligung zu bitten. „Ich liebe es eben nicht,“ war

ihre Antwort, „daß meine Pensionairen ausgehen, und es ist festgesetzt, daß sie nie eine Nacht außer dem Kloster zubringen. Da Sie aber leicht vor fünf Uhr Abends zurück seyn können, so widersetze ich mich nicht. Ich bitte Sie bloß, diese Besuche nicht zu wiederholen, die den andern Damen, denen ich sie untersage, kein gutes Beispiel geben." Diese Antwort mißfiel mir ungemein; ich fand Frau von Ternan gar zu anfordernd, und nahm meine Bitte nicht zurück.

Sie schreiben mir, liebe Louise, die Confiszirung der Güter der Ausgewanderten werde bald decretirt werden, und Herr von Valorbe dann nicht auf seine Weigerung, meine Erbietungen anzunehmen, bestehn. Ach, von welcher Last wird er meine Brust erleichtern! Weniger schmerzlich werde ich den innern Vorwurf fühlen, daß ich zum Dank für einen so wesentlichen Dienst, Herrn von Valorbens Unglück verschuldete. Unablässig, meine treffliche Freundin, kommt mir Ihr Zartgefühl und Ihre Güte zu Hülfe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sechszehnter Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Den 6. März.

Noch tief bin ich von dem Schauspiel bewegt, das mir Frau von Cerlebe unter die Augen stellte, und dessen Eindruck ich mich hingab, ohne daran zu denken, was sie für eine Absicht dabei haben konnte. Erst als wir uns trennten, sagte sie mir, ihr erster Brief sollte sie mir entdecken.

Die kirchlichen Zeremonieen der Protestanten haben etwas sehr Rührendes! Sie bieten, um euer Gemüth zu bewegen, nichts auf, als die Religion des Herzens; diese weihen und heiligen sie durch die Erinnerungen eines ehrwürdigen Alterthums. Sie sprechen zur Phantasie, ohne welche unsre Gedanken sich zu keiner Erhabenheit ausbilden, unsre Empfindungen nicht über uns hinausreichen könnten; aber die Einbildungskraft, die sie fesseln, weit entfernt mit der Vernunft zu kämpfen, entlehnt von ihr eine neue

Stärke. Die abgeschmackten Schrecknisse, die widersinnigen Glaubensformeln, kurz Alles, was den Geist einengt, wird keine moralische Kraft in uns entwikkeln; Irrthümer, welcher Art sie sind, beschränken das Gebiet der Phantasie, statt es zu erweitern; die Wahrheit allein hat keine Grenzen. Um einen religiösen und tiefen Eindruck zu empfangen, bedarf unser Gemüth des Aberglaubens nicht, der Himmel und die Tugend, die Liebe und der Tod, das Glück und das Leiden sagen dem Menschen genug, und nie wird Jemand erschöpfen, was diese unermeßlichen Begriffe einzuflößen vermögen.

Als ich in die Kirche trat, vernahm ich die Gesänge von Kindern, feiernd den ersten Akt der Verbrüderung, die erste Gelobung der Tugend, die andre Kinder wie sie bei ihrem Eintritt in die Welt leisten sollten; diese so reinen Stimmen erfüllten meine Seele mit den sanftesten Empfindungen. Welch eine glückliche Lebenszeit, die allen Gewissensbissen vorausgeht! Fehltritte bezeichnen die folgenden. Ach, mit der Unschuld dieses Alters durchs Leben gegangen, und über uns würde die Zeit hinschweben, ohne uns zu beugen! Mit Frau von Cerlebens Tochter, die zum erstenmal die Communion halten sollte, waren noch zwanzig junge Mädchen zu dieser erhabenen Hand-

lung gelassen. Sie alle waren von einem weißen Schleier verhüllt; man sah ihre hübschen Gesichter nicht, aber man hörte ihre sanften Thränen: sie tauschten die Kindheit für die Jugend, sie übernahmen die Verantwortlichkeit für sich selbst, während bis dahin ihre Eltern noch Alles verzeihen, noch von Allem lossprechen konnten. Als sie sich dem heiligen Tisch näherten, hoben sie ihre Schleier; jetzt zeigte mir Frau von Cerlebe ihre Tochter; ihre auf sie gehefteten Augen strahlten gleichsam die Schönheit dieses Kindes zurück, und der Ausdruck ihrer mütterlichen Blicke bezeichnete den Fremden die Anmuth und die Reize, an welchen sie so innig hingen.

Ihr fünfjähriger Knabe saß zu ihren Füßen; er blickte Mutter und Schwester an, verwundert über ihre Rührung, deren Ursache er noch nicht begriff, aber bemüht seinem kleinen Gesicht einen Ausdruck von Ernst zu geben, da er alle seine Freunde um sich weinen sah.

Ich war schon lebhaft hingezogen, als der Vater der Frau von Cerlebe eintrat. Er setzte sich ihr zur Seite; Jedermann war aufgestanden, um ihn vorbei zu lassen. Er ist wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um das Land in seinem Canton ein sehr geachteter Mann, seine Talente und seine Tugenden wer-

den allgemein bewundert. Der Ausdruck in seiner Physiognomie fiel mir auf; er ist der erste Mann bei Jahren, der mir in seinem Blick die ganze Lebhaftigkeit, die ganze Zartheit der innigsten Empfindungen schien bewahrt zu haben; dieser Mann, hätte ich gewollt, spräche zu mir; ich hätte seine Sendung für göttlich gehalten, hätte ihn mir zum Führer gewählt! Während der ganzen Zeremonie konnte ich die Augen nicht von ihm abziehn; alle Schattirungen seiner Empfindungen mahlten sich strahlend auf seinem Gesicht. Vater der ersten und der zweiten Geschlechtsfolge, die ihn umgab, beschützte er beide, und Empfindungen verschiedner Natur, aber Einer Quelle entspringend, verbreiteten Liebe und Zutrauen über die Kinder, wie über die Mutter.

Endlich, als er die Tochter seiner Tochter seinem Gotte darstellte, sah ich die Mutter durch eine unbedachte Regung sich zurück ziehn, um auf ihr Kind den Segen ihres Vaters unmittelbarer sich senken zu lassen. Es war, als wenn sie, weniger ihrer Tugenden gewiß, und mehr vertrauend der Wirksamkeit des väterlichen Gebets, schüchtern zurück wiche, damit ihr Vater allein mit dem Ewigen sich über das Verhängniß seine Kindes bespräche. O wie sind die Banden der Natur so mächtig und so sanft! Welch eine Ket-

te der Liebe von Jahrhunderten zu Jahrhunderten einigt die Geschlechter! Und ich, Unglückliche! stehe außerhalb dieser Kette; ich habe meine Eltern verloren, ich werde keine Kinder haben, und alle Empfindungen meiner Seele drängen sich um ein einziges Wesen, von dem ich für immer getrennt bin!

Louise, ich ertrage diese Lage nur, indem ich mich täglich meinen Träumereien überlasse. Ich habe, möchte ich sagen, nur noch eine idealische Existenz; was mich umgiebt, ist für nichts in meinem Leben. Man spricht zu mir, ich antworte, aber die Gegenstände, die ich den Tag über sehe, lassen in meiner Erinnerung weniger Spuren zurück als die Träume der Nächte, die mir oft sein Bild vorführen. Unablässig wenden sich meine Blicke nach den Bergen, welche die Schweitz von Frankreich scheiden; dort jenseits derselben lebt er, aber er hat mich nicht vergessen; die Milde meiner Wehmuth bürgt es mir. Wenn ich wandle unter dem Gewölbe der Nacht, so sind meine Klagen nicht bitter; hätte er aufgehört mich zu lieben, die Schauder des Todes hätten es mir verkündet.

Ein Geschenk, wofür ich den Himmel nicht genug danken kann, ist mein Vertrauen zu Ihnen, meine

Freundin; kein Leiden, dessen Schärfe sich nicht mildert, wenn ich es in Ihren Busen niederlege.

Siebzehnter Brief.

Frau von Eerlebe an Frau von Albemar.

Den 7. März.

Nicht ohne Absicht bat ich Sie, mir in den süßesten Stunden meines Lebens zur Seite zu seyn: ich hoffte durch die Empfindungen, die sie in Ihnen wecken würden, Sie von Entschließungen abziehn, zu welchen ich sie hinneigen sah, und die das ganze Glück Ihres Lebens untergraben müßten. Ich werde zu Ihnen mit der ganzen Freimüthigkeit sprechen, zu der mich der Schmerz, Sie am Abgrund aller Hoffnungen zu wissen, berechtigt.

Eine Neigung, deren ich zuerst gegen Sie zu erwähnen wage, entscheidet über Ihr Leben. Zu tugendhaft, sich ihr hinzugeben, da sie Ihren Grundsätzen von Sittlichkeit widerstrebt, fühlen Sie zugleich

leidenschaftlich genug, um ihr im zwei und zwanzigsten Jahre Ihre Zukunft zu opfern — für immer der Ehe und der Wonne des mütterlichen Gefühls zu entsagen.

Unsre Begriffe von Glück weichen freilich ab, und ich gestehe es Ihnen frei, daß ich an keines in der Liebe glaube, und überhaupt an keinen dauernden Genuß, als den wir aus der Erfüllung unsrer Pflicht schöpfen. Diese Grundsätze, die Frucht einer Reihe von trüben Jahren — daß sie nicht länger dauerte, Dank sey es dem Manne, dem Engel, den Sie gestern unserm Verhängniß vorwalten sahn! — tragen zu sehr die Farbe einer stolzen Strenge, als daß ich Sie nicht in jene traurige Zeit meines Lebens zurückführen müßte. Vielleicht bahnt sie mir auch am besten den Weg zu dem, was ich auf dem Herzen habe.

Ich übergehe die Geschichte meiner Neigung zu Herrn von Cerlebe und die Wendung, die sie nahm; Sie wissen, daß ich das innre Glück des Lebens nicht in der Liebe, noch in irgend einem leidenschaftlichen Gefühle, sondern in dauernden, das Herz nie täuschenden Empfindungen suche; sie kennen die beiden Angeln, um welche meine Glückseligkeit sich dreht: Tochter- und Mutterliebe.

In dem Frühling meiner Jugend versuchte ich mich in die Welt zu werfen, um Vergessenheit für einige meiner getäuschten Hoffnungen zu finden; aber ich fühlte in dieser Welt eine Art von schwindelnder Betäubung, wie sie das Vorbeifliegen unerkannter Gegenstände an uns in einem hinsprengenden Wagen erzeugt. Ich konnte mir nicht Rechenschaft geben von der Dauer der Stunden, mein Leben war mir entwandt, und dieser Zustand, in welchem die Seele im höchsten Grade aufgeregt scheint, führte mich gleichwohl zu der tiefsten moralischen Abspannung; die Eindrücke und Ideen, verdrängten einander, ohne eine Spur zurück zu lassen; mir blieb nur eine Art von Fieber ohne Leidenschaft, von Beklemmung ohne Interesse, von Unruhe ohne Gegenstand, die mich, wenn sie nachließ, unfähig machte, mich mit mir selbst zu beschäftigen.

In dieser Lage vermochte eine Stimme, die, seit ich da bin, immer mein Herz in eine zitternde Schwingung erhalten hat, mich zu mir selbst zu rufen: mein Vater rieth mir, den größten Theil des Jahres dem Landleben zu widmen, und meine Kinder selbst zu erziehn. Anfangs drückte mich die Einförmigkeit meiner Beschäftigungen; aber nach und nach ergriff ich wieder Besitz von mir selbst, und gelangte zum Genuß

der Freuden, die nur im Schweigen aller Zerstreuungen gedeihen, des Nachdenkens, der Ausbildung des Geistes und der Betrachtung der Natur; ich sah, daß die eingetheilte Zeit nie lang ist, und daß die Durchführung einer festgesetzten Ordnung Alles verkürzt.

Von allen Tagen, die man in der großen Welt verlebt, ist auch nicht einer, den nicht irgend eine Widrigkeit bezeichnet, erbärmlich, wenn man jede einzeln zählt, wichtig, wenn man ihren Einfluß auf das gesammte Schicksal berechnet. In dem häuslichen Leben bemächtigt sich eine sanfte und reine Stille der Seele; man ist sich gewiß, die Stimmung des Erwachens bis auf den Abend zu bewähren; man genießt fortwährend des wohlthätigen Gefühls, nichts zu befürchten — und nichts zu thun, um etwas zu befürchten zu haben; das Daseyn beruht nicht mehr auf Beifall und Auszeichnung, sondern auf der Pflicht; selbst des Zuspruchs Fremder genießt man besser, weil man sich außer aller Abhängigkeit von ihnen fühlt, und weil man mit den Menschen, deren man nicht bedarf, immer ganz gut auskommt, da sie in keiner unangenehmen Beziehung zu uns stehen können.

Als ich der Liebe noch Seufzer nachsandte und zu gefallen mich sehnte, schien mir die Gesellschaft, die Natur, schien mir Alles nicht zusammen zu stimmen,

weil ich von nichts das Geheimniß errathen hatte; ich fühlte mich außerhalb des Kreislaufes, an den abspringenden Endpunkten der Existenz; aber zurück gekehrt in das angewiesene Geleis, bin ich wieder in den Mittelpunkt des Lebens, und weit entfernt, mich ergriffen zu fühlen von dem allgemeinen Treiben, sehe ich es um mich drehen, ohne daß es mich berühren kann.

Ich habe zum Vater einen Freund, den ersten meiner Freunde; aber wäre ich auch allein, ich könnte in meinem Bewußtseyn den Vertrauten aller meiner Gedanken finden. In mir selbst vernehme ich die Stimme, die mir antwortet; und diese Stimme gewinnt mit jedem Tage mehr an sanfter Gewalt über mich. Die Pflicht thut mir alle ihre Schätze auf, und ich empfinde diese lebendige Ruhe, die weder die erhebendsten Ideen noch die tiefsten Affekte ausschließt, sondern bloß aus der Einstimmung unsers Innern mit der Natur entspringt.

Die Beschäftigungen, an welche sich gar keine Idee von Pflicht knüpft, geben uns wechselsweise dem Ueberdruß schmerzlicher Erinnerungen Preis; man quält sich jetzt mit dem Vorwurf, müßig — jetzt mit ermüdenden Anstrengungen, thätig zu seyn; uns immer gegen über, hört man auf die Stimme des innern

Strebens, sucht sie genau zu fassen, und kann sie nie zur Bestimmtheit bringen; kurz, es wird uns eben so sauer, unsern eignem Hange genug zu thun, als dem Willen eines fremden Herrn. In dem Pfade der Pflicht hört die Unbestimmtheit auf, ohne der Sättigung Raum zu geben; denn im Bewußtseyn der Tugend herrscht ewige Jugend; man erinnert sich wohl verblüheter Hoffnungen, aber dem mit sich selbst zufriedenen Herzen drücken diese Erinnerungen keine Bitterkeit ein; es gedenkt des versagten Gutes, aber mit dem Gefühl einer still wehmüthigen Ergebung, das für den Verlust schadlos hält.

Welche Genüsse bietet uns die Erziehung unsrer Kinder dar! Nicht allein in den Hoffnungen, die uns in ihnen aufgehen, fühlt man sich glücklich, der Umgang selbst mit diesen so jungen Herzen lohnt mit reiner Freude. Ihre Unwissenheit in den Leiden des Lebens gewinnt uns allmählich; wir lassen uns hinüber ziehen in ihre Welt; wir lieben sie nicht bloß um das, was sie versprechen, sondern um das, was sie schon sind; ihre lebhafte Phantasie, ihre unerschöpfliche Einbildungskraft in Vergnügungen frischt den Geist auf, und wenn die Jahre, die wir vor ihnen voraus haben, uns auch nicht erlaubten, an allen ihren Freuden Theil zu nehmen, so ruht unser Blick und unser Herz doch

gern auf dem Schauspiel ihrer frohen Geschäftigkeit. Lange bewahrt die Seele eines Kindes, von freundschaftlicher Anschließung getragen und geleitet, ihr himmlisches Gepräge in seiner ganzen Reinheit; tief rühren diese unschuldigen Gemüther, die über das Schlimme sich wundern, und dem Mitleid vertrauend, sich mit ihren kleinen Schmerzen uns in die Arme werfen; sie beleben wieder in unsern Herzen die guten und lautern Empfindungen, welche die Menschen und das Leben erdrückt hatten. Können Sie, Madam, können Sie für immer auf eine solche Seligkeit Verzicht thun?

Ich zwar, ich gestehe es, genieße eines Glücks, das wohl nur Wenigen verliehen ist, und ihm vielleicht verdanke ich die Rückkehr zu einem Lebensgenuß, dem ich Sie so gern gewinnen möchte. Aber noch kennen Sie die Empfindung, die mich so hoch beglückte, nicht in ihrem ganzen süßen und schmerzensreichen Umfang.

Sie haben von dem Geist und den seltenen Kenntnissen meines Vaters sprechen gehört; aber nie hat, nie wird man Ihnen diesen jeden Begriff übersteigenden Verein von festem Sinn, hellem Blick und tiefem Gefühl schildern können, der ihn zum sichersten Führer und zum liebenswürdigsten Freunde macht.

Jetzt nach einem thatenreichen Leben drängen sich alle seine weit umspannenden Seelenkräfte um die Uebung der Güte in ihren leisesten Beziehungen und in ihren reichsten Ergießungen. Seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, schon von ihm in dieser Hinsicht erworben, verwendet er bloß auf die Linderung der Leiden desselben, und immer fand er in seiner Ueberlegenheit nur einen Grund mehr, später sich beleidigt zu fühlen und früher zu verzeihn; sein Selbstgefühl ist das von Wesen einer höhern Ordnung, die nachsichtsvoller auf den Menschen blicken, weil sie mit allen seinen Gebrechen und Schwächen vertraut sind.

Das Alter ist selten liebenswürdig, weil mit dieser Periode des Lebens fast die Unmöglichkeit eintritt, irgend einen Fehler zu verbergen. Verschwunden sind alle Hülfsmittel um zu täuschen, und der Grund der Empfindungen und der Tugenden liegt aufgedeckt. Die meisten Charaktere leiden Schiffbruch, noch ehe sie das Ziel des Lebens erreichen, und nur zu oft findet man unter den Greisenden gesunkene, herabgewürdigte Gemüther, die nur noch wie drohende Gespenster halb zerstörte Körper bewohnen. Wenn aber das Alter von einem edlen Leben herbeigeführt ist, so erinnert es nicht mehr an das Verlöschen der irrdischen

Natur, sondern an die ersten Tage der Unsterblichkeit.

Wen die Zeit nicht nieder geworfen, der hat von ihr Gaben empfangen, die sie allein spenden kann: einen fast untrüglichen Scharfblick, eine unerschöpfliche Nachsicht, eine uneigennützige Innigkeit des Gefühls. Die Zärtlichkeit, die ein Vater dieser Art einflößt, ist die tiefste von allen; die Liebe, mit der er euch umfängt, ein Ausstrom höherer Natur. Auf euch allein sammelt er den ganzen Reichthum seiner Empfindungen; er beschirmt euch, als wäret ihr immer Kind, freuet sich eurer, als wäret ihr immer jung, und vertraut sich euch, als hättet ihr das Alter der Reife erlangt.

Eine fast nicht weichende Ungewißheit, eine zurückhaltende Behutsamkeit mischt sich in die Liebe zu unsern Kindern. Sie streben so vielen Freuden entgegen, die sie von uns trennen müssen; sie sind zu so viel Leben berufen nach unserm Tode, daß eine zarte Scheu uns verbietet, in ihrer Gegenwart uns den Empfindungen für sie unbegrenzt hinzugeben. Man will erwarten, statt zuvor zu kommen, und gegen diese glänzende Jugend die Würde behalten, die man gegen Machtvolle bewahrt, selbst dann, wenn man sich wahrhaft zu ihnen gezogen fühlt. Aber wie so

anders ist es mit der kindlichen Liebe einer Tochter! Sie darf sich unbesorgt aus ihrer ganzen Fülle äussern; sie ist des Eindrucks, den sie hervor bringt, so sicher!

Ich bin nicht selbstsüchtig, ich glaube mein ganzes Leben hat es bewiesen; wenn Sie aber wüßten, wie süß es mir ist, mich von der ganzen Theilnahme meines Vaters umfangen zu wissen! nie zu leiden, ohne daß er um meine Erleichterung geschäftig ist! nie einer Gefahr ausgestellt zu seyn, ohne mir zu wiederholen, daß ich für ihn leben muß, ich, der Gränzpunkt seiner Zukunft! Man versichert uns oft, daß man uns liebt; aber vielleicht ist es wahr, daß man unentbehrlich nur dem Vater ist. Die Hoffnungen des Lebens bieten sich allen unsern Weggenossen zur Tröstung an: aber darin bewährt sich der unendliche Zauber des geliebten Alters, das es uns sagt, daß wir es wissen, nichts könne die Leere, in welche es unser Verlust stürzen würde, mehr ausfüllen.

Läge ich, fern von meinem Vater, gefährlich krank, ich würde mich vielleicht eines Schauders nicht ganz erwehren können; wäre er aber mir zur Seite, ihm würde ich die Sorge für ein Leben überlassen, das ihm mehr gilt als mir. Das Herz bedarf der Vorstellung von einem höhern Einflusse, die es stillt, und

die endlosen Ungewissenheiten und Schrecknissen von ihm abwehrt, welche die Phantasie erzeugt. Diese so nothwendige Beruhigung finde ich in der Ueberzeugung, daß mein Vater segnend in mein Verhängniß wirkt; wenn ich unter seinem Dache schlummre, fürchte ich nicht von irgend einer Trauerpost erweckt zu werden; wenn Orkane von den Bergen herab um unser Haus wüthen, führe ich meine Kinder in das Zimmer meines Vaters, und um ihn vereinigt, halten wir unser Leben für gesichert, oder fürchten nicht mehr den Tod, der uns zusammen treffen würde.

Die Macht, welche die catholische Religion den Priestern zugesprochen hat, gebührt wahrhaft dem väterlichen Ansehn. Ihr Vater, vertraut mit Ihrem ganzen Leben, kann der Dolmetscher Ihres Innern seyn vor dem Ewigen; so wie er ihm die Wünsche Ihres Herzens vorträgt, kündigt sich Ihnen auch aus seinem Munde ein gnadenreicher Gott an, wenn heftige Leidenschaften Sie in den Tagen der Jugend hinrissen; auf ihn, den Vermittelnden zwischen Ihnen und dem Himmel, ruhen Ihre Blicke, ehe sie sich höher erheben.

Vielleicht werden Sie, Madam, es als Einwurf gegen mich selbst wenden, daß ich eines Glücks genieße, das Ihnen versagt ist, und dem ich allein die

Kraft verdanke, mich nicht nach dem der Liebe zu sehnen. Ach, Sie wissen nicht, welch eine schmerzliche Wehmuth sich in meine Gefühle für meinen Vater mischt! Glauben Sie mir, die Natur hat nicht gewollt, daß der erste Gegenstand unsers Herzens uns um so viele Jahre vorausgehe, und Alles, was sie nicht gewollt hat, führt Schmerz mit sich. So oft eine Handlung, ein Wort meines Vaters mich namenlos mit Dankbarkeit und Zärtlichkeit durchdringt, blitzt durch mein Innres ein schrecklich drohender Gedanke, der meinen innigsten Empfindungen einen Stachel giebt, und mir keine andre Hoffnung vergönnt, als diese Ungewißheit des Verhängnisses, die den Tod schwebend hält über alle Alter des Lebens.

Nein, es ist besser, den Pfad der Pflicht wandeln, ohne von so heftigen Affekten bestürmt zu seyn; sie ergreifen zu sehr der Seele innerste Tiefen, wenden uns von dem Ziel, zu dem wir hin müssen, und gewöhnen an Genüsse, die nicht von uns abhängen, und die selbst die Uebung der reinsten Moral uns nicht sichern kann. Man muß Schmerzen in sich zurück kämpfen, vor welchen die stetige Erfüllung unsrer Obliegenheiten uns schützen sollte; und träfe der gefürchtete Schlag ein, wir könnten nicht mehr für uns einstehen.

Sie, Madam, würden in der Verbindung mit einem Manne, für den Sie Achtung fühlen, und dessen Verstand und Charakter sie ihm sichert, weniger glücklich, aber auch der Befürchtungen weniger ausgestellt seyn; und zugleich die süße Bestimmung der Natur erfüllen, den ganzen Schatz Ihrer Liebe auf Ihre Kinder überzutragen, auf diese Fremde, die Sie überleben sollen. Möchten Sie doch diese Zukunft eingehen, Madam, und Traumbilder von sich weisen, die den Frieden des Herzens stören! viel unglücklicher würde Ihr Loos seyn, müßten Sie sich die Verzweiflung, vielleicht gar den Tod eines edlen Mannes vorwerfen.

Herr von Valorbe liebt Sie leidenschaftlich. Sie selbst gestehen, daß Liebe zu Ihnen die Quelle seiner Leiden ist, und Sie ihm, noch ehe er unglücklich wurde, sehr viel verdankten. Jetzt, nach der ungerechtesten Verfolgung, einer unverdienten Schande entfliehend, noch siech von einem schmerzhaften Krankenlager, steht er auf den Punkt, seine Güter in Frankreich eingezogen zu sehen, und schon muß er vor seinen Gläubigern flüchten. Ich weiß, daß Sie ihm mit seltener Großmuth aufgefordert haben, Ihr Vermögen als das seinige anzusehen; aber nichts wird ihn vermögen, von diesem Erbieten Gebrauch zu machen,

wenn Sie ihm Ihre Hand verweigern. Wer weiß, wie bald Sie hören, daß er ins Gefängniß geworfen ist — und stirbt; denn bei dem zerrütteten Zustand seiner Gesundheit ist für ihn der Schritt ins Gefängniß der Schritt ins Grab.

Sie walten über ihn mit einer wundersamen Macht. Ein Wort von mir, das seine Hoffnungen aufrichtet oder niederschlägt, ist für ihn der Uebergang vom Leben zu Tode. Den Verlust seiner letzten — mißdeuten Sie nicht als Wiederholung der gewöhnlichen Sprache eines Liebenden, was unverschleierte Warnung vor einem großen Unglück ist — wird er nicht überleben, und welchen bittern Empfindungen sähen Sie dann entgegen! Jetzt rührt sein Zustand Sie weniger, weil Sie seine beharrlichen Bitten fürchten, wenn er aber nicht mehr ist, wird Ihre Einbildungskraft gegen Sie auf seine Seite treten, und eine anklagende Stimme Sie für sein Schicksal zur Verantwortung ziehn. So genüge es Ihnen denn, sich leidenschaftlich geliebt zu wissen; der fällt schon ein schönes Loos im Leben, welche den Mann achten kann, der sie anbetet.

Auch mit dem Geliebten Ihres Herzens vereint würden nach einigen Jahren Ihre Gefühle die Farbe von dem tragen, was Sie jetzt für Herrn von Valor-

be empfinden. Sollte es Ihnen nicht möglich seyn, sich im voraus in diesen Zeitpunkt zu versetzen? Die Pflicht führt uns die Zukunft als gegenwärtig vor; es ist eine ihrer schönsten Kräfte; üben Sie sie, um dem das Leben zu retten, der es Ihrem Wohlthäter erhielt.

Keine weitere Entschuldigung über einen Brief, den mir Freundschaft und Achtung eingegeben hat! Die Macht, welche immer die Wahrheit auf einen Charakter wie den Ihrigen übt, enthebt mich derselben.

Achtzehnter Brief.

Delphine an Frau von Cerlebe.

Den 8. März 1792.

Ihr Brief, Madam, hat mich mit Bewunderung für die edle Ausbildung Ihres Charakters durchdrungen, und mich noch tiefer überzeugt, wie so unglücklich meine Lage ist. Nie werde ich dem Schmerz entfliehen können, so verderblich in Herrn von Valorbens

Schicksal gewirkt zu haben; und doch — doch könnte ich es mir nie abringen, ihm meine Hand zu reichen, und nach der redlichsten Prüfung finde ich keine Pflicht, die mich dazu verurtheilt.

Ein größeres Elend ist mir nicht denkbar, als an einen Mann gefesselt zu seyn, dem unser Herz widerstrebt: gegen eine solche Qual möchte weder die Religion noch die Pflicht eine Hülfsquelle bieten; aber sich freiwillig in diese Fesseln schmieden, dünkt mir eine Hinopferung, die mehr an Wahnsinn als an Großmuth gränzt, und tausendmal lieber würde ich mich in dem Kloster, worin ich lebe, begraben, um Herrn von Valorbens verfolgende Wuth zu entwaffnen, als mich ihm hingeben, in meinem Herzen ein fremdes Bild und ein ewiger Gram.

Was vermöchte ich auch zu Herrn von Valorbens Glück, wenn ich ihm meine sträubende Hand reichte ohne Liebe — und bald auch ohne ein Gefühl von Freundschaft? Denn nie vermöchte ich, von der Größe des Opfers, zu dem er mich gezwungen, den traurenden Blick abzuziehn, und alle peinlichen Empfindungen, die mich an seiner Seite erwarteten, würde das nicht weichende Bild meiner unendlichen Seligkeit in des Geliebten Arm schärfer hervorheben. Womit den Mangel einer wahren, dem Herzen entquel-

lenden Liebe — nicht ausfüllen, auch nur leidlich ersetzen? Unerschöpflich ist zu unserm großen Glück das wahre Gefühl an immer neuen, immer den Zauber nährenden Aeußerungen: aber der Zwang kennt nur eintönige Ausdrücke, nur gespannte Züge, in welchen sich fortwährend die traurige Resignation mahlt.

Mein Geist gefällt Herrn von Valorbe; hat er auch bedacht, daß diesen Geist nur natürliche und vertrauende Empfindungen beleben können? Ich bin nichts, wenn ich nicht ich seyn kann; so wie mich ein Gedanke verfolgt, den ich verbergen muß, werde ich nur an das denken, was ich zu verheimlichen habe; kaum werden meine Seelenkräfte hinreichen, um meine Verzweiflung zu verstellen, welche bleiben mir denn noch, um zu beglücken?

Das Innre des häuslichen Lebens, diese an Freuden so reichhaltige Quelle, wenn jede auch die kleinste Beschäftigung an der Liebe unsichtbare Fäden knüpft, würde mir in jeder einzelnen, würde mir Tag für Tag peinlich seyn. Eine heroische Anstrengung — und ein großes Opfer ist gebracht; aber unaufhörliche heischen die immer wiederkehrenden, sich immer erneuernden Geschäfte, die dem Herzen widerstreben; in jedem würde ich ein Band — und wäre es noch so schwach — zu der großen Kette zu fügen fürchten, die ich mir

angelegt hätte; mit einer nie rastenden Unruhe würde ich nach Stunden geizen, die ich mir aneignen, nach einer Beschäftigung, die mich vereinzeln, nach einem Interesse, das ich nur auf mich beziehen könnte.

Die liebende Gattin fühlt so oft der Mann ihres Herzens heim kommt, so oft sie seinen Schritt vernimmt, so oft sie seine Thür aufgehen hört, sich von einer Freude bewegt, die es begreiflich macht, wie die Natur, indem sie den Frauen bloß Liebe verlieh, gleichwohl nicht ungerecht gegen sie war. Wenn aber ihre Einsamkeit nur von peinlichen Empfindungen unterbrochen wird, nur der Zwang mit der Langeweile abwechselt, nur die Spannung einer herzlosen Unterhaltung auf die Ermüdung einförmiger Stunden folgt — das ist zu viel! gewiß, zu viel! Wer möchte noch des Lebens um diesen Preis? Verdient es eine solche Abmarterung? muß man so ängstlich an jedem Tage hängen, den es uns spendet?

Halten Sie nicht für Schmähung Ihres Freundes, Madam, was bloß ein allzutreues Gemälde von dem Unglück ist, das mich in einer Verbindung mit Herrn von Valorbe erwartet. Ich weiß, daß er meine ganze Achtung verdient; aber nie haben Sie den gesehn, von dem ich mich auf immer losgerissen habe; wer ihn gekannt hat, würde mich nie auffordern ihn zu

vergessen. „Auch ist es nicht die Glückseligkeit," wenden Sie mir ein, „der Sie mich zuführen wollen, sondern der Erfüllung der Pflicht." O gewiß, Madam, Herr von Valorbens Lage durchdringt mich aufs schmerzlichste; segnen würde ich den Augenblick, wo sich mir irgend eine Aussicht — welche sie auch wäre — anböte, seine Leiden zu lindern; aber was er von mir fordert, ist die Hinopferung meiner Jugend, aller meiner Lebensjahre, vielleicht selbst des künftigen in der Hoffnung.

Wahrlich, kann ich für die Regungen in meinem Innern stehen, wenn ich lange gelitten habe, wenn alle meine ablaufenden Tage mir nur bittre Erinnerungen zurück lassen, um bittre Empfindungen zu nähren und zu schärfen. Werde ich nicht endlich an der Vorsehung verzweifeln und abfallen von meinen bessern Entschließungen? wird die Quelle milder Güte nicht in mir versiegen? Aus der Ehe muß die Frau alle ihre Gefühle schöpfen, und wenn diese unglücklich ist, welche Zerrüttung für sie in ihren Ideen, in ihren Pflichten, in ihrem Charakter selbst! Veredelt hätte er sich an der Seite eines geliebten Mannes; aller Aussichten, aller Hoffnungen, aller Genüsse beraubt, was kann ihn vor der moralischen Entwürdigung, was das Herz vor der Verderbniß schützen? In ei-

ner solchen Lage, wer kann für sich bürgen? — Sie freilich, Madam, wie Jede, die der Liebe entsagt hat; ich aber, noch von ihrem Zauber unterjocht, was könnte mich retten — oder vielmehr, wer wäre der Wahnsinnige, den nach mir, der von einer fremden Flamme durchglüheten, verlangen könnte?

Herr von Valorbens Tod — es ist ein furchtbar peinlicher Gedanke, gegen den nichts mich waffnen kann. Ist dieses Schreckbild, das Sie mir aufstellen, kein Wahn, so muß ich ihm zuvor kommen; begraben innerhalb diesen Mauern wird er mich noch zu den Lebenden zählen? Würde er ruhiger seyn, wenn ich nicht mehr wäre? Ach, wenn er nur dieses Opfer forderte, ich würde es ihm bringen, er rettete meinem Wohlthäter das Leben, dieser Erinnerung würde ich mich zu opfern glauben; nur lasse er mich mein Leben allein verathmen! nur lasse er mich nicht in jedem Tage einer schmerzenden, unheilbringenden Ehe mich langsam absterben! In Frieden schließt sich das Auge von der geliebten Hand zugedrückt; man hat in dem seligen Bunde gelernt zu leben und zu sterben; aber schrecklich muß es seyn, den Kreis der Jahre um sich schließen zu sehen; ohne erfahren zu haben, was Glückseligkeit ist.

Es ist ein bittrer, alle bessern Keime tödtender Gedanke, daß dieses Leben verlöschen soll, ohne daß man seine wahren Güter genossen; ohne daß das Herz bis zu seinem letzten Schlage je aufgehört habe zu leiden. Wem die Liebe auf Erden fremd blieb, welchen Begriff soll er sich von den Belohnungen des Himmels bilden? Willkommen sey mir ein zeitiger Tod, nur treffe er mein Herz noch immer von Einer Empfindung durchdrungen, von Einer Erinnerung entflammt, keinen Gedanken der Liebe kennend, als Leonce.

Ich habe, Madam, auf ihre freundschaftliche Fürsprache für Herrn von Valorbe, nach meiner redlichsten Ueberzeugung geantwortet. Theilen Sie ihm meinen Brief mit, wenn Sie es für gut finden; ohne treulos an sich selbst zu werden, könnte mein Herz keine andre Antwort geben.

Neunzehnter Brief.

Herr von Valorbe an Herrn von Montalte.

Zürch, den 19. März.

Deinen Brief, Montalte, habe ich erhalten. In jeder andern Lage hätte er vielleicht Eindruck auf mich gemacht; vielleicht hätte ich mich entschlossen, Frau von Albemar zu schonen; aber sie hat mir das furchtbare Recht gegeben, sie zu hassen! Wüßtest du, wie sie an Frau von Cerlebe geschrieben hat! Welch eine Liebe für Leonce, welche Verachtung gegen mich! Sie schmeichelt sich, auf diese Art meiner Verfolgung zu entgehn, aber sie irrt sich; nie hatte sie mich mehr zu fürchten als jetzt. Sprich mir von Schonung nicht mehr, die sie verdiene; strafen will ich ihren Undank, beugen ihren Stolz. Eine solche Hohnsprechung! sie hat mein Wesen in seinen innersten Tiefen empört, zu Haß umgewandelt meine Liebe. Fallen soll Frau von Albemar in meine Gewalt, durch welche Mittel

es auch sey, sie soll! Lebe wohl, Montalte; ich will ihrer Herr werden, oder ich habe gelebt.

Zwanzigster Brief.

Delphine an Frau von Cerlebe.

Abtei Paradis, den 14. März.

Endlich, Madam, bietet sich mir eine Gelegenheit dar, Herrn von Valorbe einen thätigen Beweis meiner Theilnahme zu geben, und mein Herz zu erleichtern. Der Unglückliche ist, wie ich so eben erfahre, Schulden halber zu Zell in einen Verhaft genommen, der durch die Entziehung der ihm so nöthigen Pflege sein Leben gefährdet. Ich reise sogleich ab, um mich seinen Gläubigern zur Bürgschaft anzubieten, und mich zu Allem zu verstehen, was seine Befreiung bewirken kann.

Die Furcht, mich Frau von Ternans übler Laune auszustellen, hat mich abgehalten, sie um ihre Einwilligung zu meiner Reise anzusprechen. Sie treibt ihre Anforderungen zu einem solchen Despotismus,

daß man ihr in Fällen, die ihren Charakter hervor kehren, ausweichen muß, um sich nicht mit ihr zu entzweien. Gestern war sie etwas unpaß und schläft noch, ein Brief, den ich zurück lasse, wird sie bei ihrem Erwachen von meiner nur einige Stunden dauernden Entfernung benachrichtigen. Da Zell nur drei Stunden von hier ist, so bin ich unfehlbar auf den Abend zurück, noch ehe das Kloster geschlossen ist.

Ich kann es nicht läugnen, es ist mir ein sehr süsser Gedanke, Herrn von Valorbe meinen Diensteifer zu beweisen. Ehe ich Jemanden fände, den ich den Auftrag geben könnte, würden zwei bis drei Tage vergehen: eine Verzögerung, die Herrn von Valorbens Gesundheit vielleicht verderblich wäre; auch möchte er meinen guten Willen von sich weisen, wenn ich nicht selbst ihn bäte, mir einen meiner sehnlichsten Wünsche zu erfüllen.

Zwar weiß ich, daß man meinen Schritt unschicklich finden würde, wenn er bekannt wäre; aber mein Gewissen sagt mir, daß ich eine Pflicht erfülle. Billigend sieht gewiß Herr von Albemars Geist auf mich herab, daß ich dem Retter seines Lebens einen kleinen Zoll meiner Dankbarkeit abtrage. Ich hätte keine ruhige Stunde, wüßte ich mich in dem Besitz eines Vermögens, das mir Herr von Albemar nachgelassen

hat, während Herr von Valorbe Mangel litte. Schon der Gedanke, daß er meiner Hülfe sich weigern könnte, ist mir peinlich; Alles verspreche ich mir davon, daß ich ihm selbst meine Bitten vortrage.

Seit langer Zeit, ich gestehe es Ihnen, konnte ich eine Stimme in mir, die mir ein Unrecht gegen ihn vorwarf, nicht betäuben. Mein doch immer zweideutiges Schweigen entlockte ihm ein Opfer, das alle seine Aussichten zerstört hat. Seitdem habe ich mich seinem Anblick entzogen, sey es aus Verlegenheit oder aus Furcht, den zu beleidigen, dessen Andenken noch immer über mein Leben herrscht. Aber Dankbarkeit und Mitleid hätten jene Regungen besiegen sollen; mit Sehnsucht eile ich daher einer Gelegenheit entgegen, die mir Alles gut zu machen vergönnt. Leben Sie wohl, Madam. Sie haben mir die Hoffnung gewährt, Sie morgen bei mir zu sehen; vergessen Sie es nicht.

Ein und zwanzigster Brief.

Leonce an Herrn von Lebensay.

Paris, den 14. März.

Gerechter Himmel! sollten Sie es mir verhehlt haben, was ich so eben erfahre. Herr von Valorbe hat bei seiner Abreise geäußert, daß er zu Frau von Albemar ginge, und soll, wie man sagt, bei ihr seyn. Wenn dieß die Ursache von Delphinens Entfernung wäre! Aber nein, es ist nicht möglich, und gleichwohl kann sie auf Erden allein mich von diesem fürchterlichen Gedanken befreien. Ich reise nach Montpellier zu ihrer Schwägerin; ich muß es wissen — ja, ich muß es endlich, und keine Ausflucht soll es mir verheimlichen, an welchem Orte sie lebt, wo Herr von Valorbe sich aufhält.

Hat sie ihn gesehen, hat sie ihn gesprochen, der Gerüchte ungeachtet, die man über ihr Verständniß ausgestreuet hat, nach Allem, was ich davon gelitten habe — so kann nichts sie entschuldigen. Nein, nicht

einen Tag länger kann ich auf dieser Folter der Ungewißheit dauern. Spreche man mir nicht mehr von Pflichten gegen Mathilden! Dürfte Delphine es wagen, sie mir zurück zu rufen? Hat sie die Bande geachtet, die sie an mich knüpften? . . . . Vielleicht bin ich ungerecht, ich selbst glaube es; aber vergebens wiederhole ich es mir, ich kann mich nicht beruhigen. Sie allein, sie auf der ganzen Erde allein kann mir die Marter abnehmen, unter der ich erliege. Was Sie mir auch sagten, würde mich nicht zufrieden stellen . . . . aber was auch könnten Sie mir sagen? Antworten Sie mir, ich beschwöre Sie . . . . doch nein, ich warte Ihre Antwort nicht ab.

Zwei und zwanzigster Brief.

Louise von Albemar an Delphine.

Montpellier, d. 20. März.

Soll Ihnen denn nie die Ruhe winken, meine theure Delphine, und muß ich vom Verhängniß dazu ersehen seyn, Sie auch aus der Art von Stille aufzustö-

ten, die Ihnen die Abgeschiedenheit gewährt? Vergebens wünschte ich es Ihnen zu verbergen, aber ich darf es nicht: Leonce ist hier, und in welchem Zustande, Gott! und in welcher Absicht!

Beschäftigt mit Ihrem letzten Briefe, und im Sinnen vertieft, wie ich Sie aus dem Gedränge retten könnte, in welches Herrn von Valorbens verfolgende Liebe Sie stürzt, sah ich gestern Leonce in mein Zimmer treten. Der Arme! wie ist er so verändert! Eine finstre Schwermuth hat aus seinen Zügen und seinen Blicken jeden andern Ausdruck verdrängt; sein Gang ist matt und langsam, wie niedergedrückt von der Last seines Kummers. Er ging auf mich zu, und faßte meine Hand; die Thränen stürzten mir in die Augen.

„Sie beklagen mich," hub er an, „sie hat mich nicht beklagt, sie, die mich verlassen konnte! aber das war ihr noch zu wenig: wenn es möglich, wenn es wahr wäre, daß Herr von Valorbe .... dann gäbe es auf Erden nichts mehr, als Verrath und Treulosigkeit. Wissen Sie, daß Herr von Valorbe Frankreich mit der lauten Aeusserung verlassen hat, daß er zu Delphinen reiste? daß der Ort ihrer Verborgenheit für ihn kein Geheimniß, daß er bei ihr ist, daß er sie sieht? So sagt man, ich glaube es nicht. Ein

ungerechter Argwohn hat mein Leben vergiftet; ich stoße jedweden von mir. Vielleicht schweift Herr von Valorbe um Delphinens Wohnung, um sie dem Verdacht auszusetzen; sich ihre Hand zu erzwingen, indem er jene abscheulichen, schon einmal so verbreiteten Gerüchte über ihr geheimes Verständniß wieder in Umlauf bringt. Daß ich in dieser Ungewißheit nicht fortleben kann, sehen Sie selbst. Antworten Sie mir also, was wissen Sie von Delphinen, von dem Manne, der seinen Namen neben dem ihrigen zu stellen wagt? Sprechen Sie, aus Barmherzigkeit, sprechen Sie!"

Ich sagte ihm, daß ich gewiß wäre, Sie verabscheueten den Gedanken, Herrn von Valorbe zu heirathen! „Also ist davon die Rede!" rief er heftig, „ich dachte es mir nicht; Sie sagen mir mehr, als ich glauben wollte . . . . weiß er wo sie ist? hat er sie gesehn?" — Sein ganzes Wesen sprach eine so fürchterliche, zurück gekämpfte Wuth aus, daß ich es nicht zu gestehen wagte, Herr von Valorbe halte sich, ohne vor Ihnen gelassen zu seyn, in Ihrer Nähe auf. Ich schützte also eine gänzliche Unwissenheit über diesen Punkt vor, und erwähnte bloß eines Briefes, den Sie von einer fürsprechenden Freundin von ihm erhalten, auf den Sie aber mit einer förmlichen Abweisung

geantwortet hätten. — „Er also,“ rief er aus, „darf ihr schreiben! erhält vielleicht auch Antworten von ihr, indeß ich seit drei Monaten von ihrem Daseyn nur durch die Verzweiflung weiß, in die sie mich stürzt! Nein, es muß sich Etwas ereignen, das Alles umgestaltet, das mir den Druck eines nicht ablassenden Leidens von der Brust wälzt. . . . Zwar ist,“ setzte er sinnend hinzu, „in zwei Monaten die Niederkunft meiner Frau; es ist unmenschlich, sie in dieser Lage verlassen . . . . sey es, ich muß! Mögen die mit ihren Pflichten abrechnen, die der Himmel durch irgend einen Lebensgenuß an eine Rechenschaft von ihren Handlungen gebunden hat! Was habe ich für Ansprüche, als das Mitleid? was fiel meinem Leben für ein Loos, als der Schmerz? So lasse man mich ihm denn entfliehen. Fort von hier . . . . zu ihr, zu Delphinen! und finde ich bei ihr Herrn von Valorbe, berauschte er sich in ihrem Anblick, während ich mit der Verzweiflung rang . . . . nun dann, Er oder ich! einer muß das Opfer der verderblichen Liebe fallen, in die sie uns gezaubert hat!“

Er sagte diese Worte so fest entschlossen, daß mir kein andrer Ausweg blieb als der Vorschlag, selbst an Sie zu schreiben, und Sie um bestimmte Erklärung über Ihr Verhältniß zu Herrn von Valorbe zu bitten.

Er faßte ihn begierig auf. „Ja das," rief er, indem er mir heftig die Hand drückte, „schreibt mir Delphine, so wie ich . . . zu Gott hoffen will, besitze ich diese Zeilen, so kehre ich zu Mathilden zurück, und beuge mich wieder in mein Joch; das gelobe ich Ihnen. Freilich . . . freilich weiß ich recht gut, daß ich gefesselt bin, und Delphine eine Verbindung ausschlägt, die vielleicht . . . aber die Möglichkeit, einen Gatten Delphinens zu sehn und ihn am Leben zu lassen! Kann sie an den Altar treten, wenn sie neben sich den Rächer vermuthen muß? einen Bund eingehen, über welches das Blut die Weihe spricht?" — Ich suchte alle Gründe hervor, die ihn beruhigen konnten; er versprach mir, Ihre Antwort hier abzuwarten.

Beschleunigen Sie sie eiligst, verlieren Sie keinen Augenblick! er wird jeden in der ängstlichsten Ungeduld zählen. Aus einigen Aeusserungen schliesse ich, daß Mathilde sich zum erstenmal laute Klagen gegen ihn erlaubt hat, und über seine Abwesenheit tief betrübt ist; er selbst scheint für ihr Leben zu fürchten, wenn er im Augenblick ihrer Niederkunft von ihr entfernt wäre. Beruhigen Sie also Leonce, so viel wie möglich, liebe Delphine, und versagen Sie Herrn von Valorbe jeden Zutritt. Mich trift der Vorwurf, daß

ich aus zu grosser Anhänglichkeit an einen geliebten Todten Sie zu oft, zu dringend aufgefordert habe, Herrn von Valorbe mit Güte zu behandeln; aber jetzt sehe ich wohl, die mindeste Erneuerung jener Reden über Ihr Verständniß mit ihm, könnten Folgen herbei ziehn, die nicht zu berechnen wären. Ich will schon sehen, wie ich, ohne seine Empfindlichkeit zu beleidigen, sein Schicksal erleichtern kann, Sie werden mir darin beistehen, es wird uns gelingen. Jetzt muß nur unsre erste Sorge seyn, daß keine, auch nicht die abgeschmackteste Sache seine so hoch gespannte Reizbarkeit gegen Herrn von Valorbe entzünde; ihr Ausbruch würde keine Grenze kennen, und selbst seine Empfindung für Sie sich in bittern Groll umwandeln.

Auf immer hoffe ich Sie von dem wahnsinnigen Gedanken geheilt, sich durch Gelübde zu binden. Ich würde Ihnen sogar rathen, falls Herr von Valorbe sich durchaus nicht aus Ihrer Nähe entfernte, die Schweiz zu verlassen, und zu mir zu ziehn, sobald Leonce nach Paris zurück gekehrt ist. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn ich auf immer mit Ihnen vereint wäre!

Drei und zwanzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Den 28. März.

Stellen Sie das eingeschlossene Billet Leoncen zu, liebe Louise. Sie wissen nicht in welchen Abgrund von Leiden ich gesunken bin. Daß er es nie erfahre und selbst Sie nicht! .... Leben Sie wohl. Denken Sie nicht mehr an mich! Ein grausames, unerhörtes Ereigniß hat mich für immer elend, und jede Tröstung für mich unnütz gemacht.

* * *

Delphine an Leonce.

Ich schwöre Leoncen, Herrn von Valorbe nie wieder zu sehn, und betheure es ihm zum letztenmal, daß ihm an der Liebe eines unglücklichen Herzens genügen muß. Er forsche nicht weiter meinem Schicksale nach, und kehre zu Mathilden zurück.

Vier und zwanzigster Brief.

Louise von Albemar an Delphine.

Montpellier, d. 6. April.

Er ist ruhiger abgereist, liebe Freundin; meine ängstliche Besorgniß für Sie habe ich ihm verhehlt. Grosser Gott, was bedeuten diese geheimnißvollen Worte, welche eine Höhe von Schmerz ankündigen, die mich mit Schauder durchdringt. Vergebens strenge ich mich an, ihren furchtbaren Sinn zu errathen.

Wie wenig war ich mir an dem Tage, den ich Leoncens sehnsuchtsvoller Ungeduld bestimmt hatte, eine solche Bothschaft vermuthen? Seit fünf Uhr Morgens, wußte ich, war er auf dem Wege gewesen, den der Briefbote kommen mußte, ohne eine Sekunde zu rasten, eine so gespannte Unruhe im Gange, in seinen Gesichtszügen, in seinem ganzen Wesen, daß Mehrere stehen blieben und ihm verwundert nachsahen. Um zehn Uhr Morgens trat er zu mir ins Zimmer, und: „die Post ist gekommen," sagte er mir, indem

er sich in einen Stuhl am Fenster warf, „Sie können jetzt die Briefe holen lassen.“ Ich schickte sogleich darnach, und kehrte zu ihm zurück.

Vergebens suchte ich mehreremal ihm Worte abzugewinnen; er antwortete nicht, aber so viel sah ich, daß es gewaltsam in seinem Innern arbeitete, und daß er alle seine Kräfte aufraffte, um sich Fassung zu erzwingen. So verging eine Stunde eines marternden Schweigens, von der ich mich mehr angegriffen fühlte, als von dem erschütterndsten Auftritt. Er zuerst hörte die Hausthüre aufgehn; „da kommt Ihr Bedienter zurück,“ sagte er mit einer gepreßten, kaum vernehmlichen Stimme. Ich eilte hinaus; Leonce folgte mir nicht; das Gesicht krampfhaft in beide Hände gedrückt, saß er in einer, wie er mir nachher sagte, so schaudervollen Erwartung, daß er gewünscht hätte, es wären keine Briefe gekommen; die ihm so peinliche Ungewißheit wäre ihm in diesem Augenblicke lieb geworden gegen die furchtbare Entscheidung.

Schnell riß ich das Couvert von Ihrem Briefe, damit der Poststempel Leoncen nicht Ihren Wohnort verriethe — er weiß bloß, daß Sie in der Schweitz sind — durchlief in meiner ungeduldigen Hast nur das für ihn bestimmte Billet, und brachte es ihm mit dem freudigen Ausruf: „Lesen Sie, Sie werden zufrie-

den seyn!" — „Zufrieden!" wiederholte er mehreremal in einem zerreissenden Tone, und seine Thränen strömten — endlich nahm er das Billet, las es lange, drückte mir mit nassen Augen die Hand, und entfernte sich. Nach zwei Stunden trat er wieder herein: „ich kehre zu Mathilden zurück," sagte er, ohne weiter eine Frage an mich zu thun, „sorgen Sie für ihr Glück, Sie, der das Schicksal es vergönnt, für sie zu leben."

Er verließ mich. Freier glaubte ich jetzt aufzuathmen; ach, da las ich die Zeilen, in die der größte Schmerz und die tiefste Verzweiflung zusammen gedrängt sind. Schon wäre ich bei Ihnen, hielte mich nicht der zerrüttete Zustand meiner Gesundheit. Nein, in dieser schrecklichen Ungewißheit können Sie mich nicht lassen! Stündlich sehe ich einem Briefe entgegen, noch ehe ich den meinigen in Ihren Händen weiß.

Fünf und zwanzigster Brief.

Frau von Cerlebe an Fräulein von Albemar.

Zürch, d. 12. April.

Frau von Albemar ist außer Stand, Ihnen zu schreiben, Mademoiselle, und überträgt mir das schmerzhafte Geschäft, Sie mit ihrer Lage bekannt zu machen; sie ist schrecklich — hoffnungslos! O daß ich nicht die Marter voraussah, die erbitterte Leidenschaft einer so großmüthigen und vertrauenden Seele bereitete! aber wie liesse sich so etwas ahnen? Er selbst, der Unglückliche! der Strafwürdige! hat mir in einem Briefe voll Wahnsinn, Reue und Liebe den empörenden, nie wieder gut zu machenden Auftritt bestätigt, der mir aus Delphinens rührender Erzählung schon bekannt war. Die Veranlassung zu einem Entschluß, den ihr die Verzweiflung eingegeben, finden Sie in diesem Briefe: meine Erzählung wird Ihr Herz

zerreissen, aber das meinige ist zu voll, um einer Abscheulichkeit eine mildere Farbe zu geben.

Herr von Valorbe war zu Zell, einer Stadt in Deutschland, jetzt von den Oesterreichern besetzt, schuldenhalber eingezogen; sein Kammerdiener benachrichtigte Frau von Albemar insgeheim von seiner Lage. Der Himmel gebe, daß er es nicht auf seines Herrn Geheiß that! er, der Delphinens Güte und die Unbedachtheit ihrer großmüthigen Regungen so gut kennt, nicht das schändliche Spiel voraus sah, zu dem er die Aufwallung ihres edlen Herzens mißbrauchen konnte!

Wie ich Frau von Albemars Billet erhielt, worin sie mir ihre Reise nach Zell meldete, befiel mich eine lebhafte Unruhe; ich mißbilligte ihren Schritt; ich sah den Tadel voraus, dem sie sich aussetzte. Diese noch unbestimmte Besorgniß wuchs bald zu einer Angst, wie ich sie noch nie gekannt habe.

Ohne mit Frau von Ternan gesprochen zu haben, reist Delphine Morgens um sechs Uhr ab, und kommt um zehn zu Zell an; der Kutscher wie der Bediente, welchen sie mitgenommen — ihre einzige Begleitung — kannten sie nicht Vielleicht wissen Sie es schon, daß sie auf das Verlangen der Aebtissin gleich bei ihrem Eintritt ins Kloster ihren Kammerdiener nach Zürch zurückgeschickt hat, und von Isoren entfernt sie sich

nie, ohne zu ihrer Wartung ihre Kammerfrau bei ihr zu lassen. Erst am Thore von Zell besann sie sich, daß sie keinen Paß hatte; fest überzeugt, in wenigen Stunden, und noch ehe der befehlhabende Offizier Erkundigungen über sie einziehen könnte, zurück zu seyn, gab sie auf Befragen den ersten Namen an, der ihr beifiel.

Sie stieg bei dem Banquier ab, der nach des Kammerdieners Angabe allein um die Umstände des Herrn von Valorbe wußte, und erfuhr, daß die Gläubiger aus Mitleid mit dem leidenvollen Zustande des Verhafteten ihn Abends zuvor aus dem Gefängniß entlassen, und in die Bewachung auf seinem Zimmer gewilligt hätten. Als sie sich aber nach Belauf der Schulden erkundigte, um durch ihre Bürgschaft seinen Arrest aufzuheben, und sogleich abzureisen, ohne ihn gesehen zu haben, weigerte sich der Banquier ihrem Erbieten, weil Herr von Valorbe ihm ausdrücklich untersagt hätte, das Mindeste von irgend einer Dame und besonders von einer Person anzunehmen, die der gemachten Schilderung zufolge keine andre seyn könnte, als sie. Auf ihre Bitte führte er sie jetzt zu Herrn von Valorbens Wohnung, verließ sie aber schnell am Eingange mit der hingeworfenen Aeusserung, sie würde schon am besten ihre Sachen mit ihm allein abthun.

In diesem Augenblick — sagte mir Frau von Albemar — als sie sich so allein an der Treppe sah, die zu Herrn von Valorbens Zimmer führt, hätte sie ein Schauder ergriffen, den sie sich nicht zu erklären wußte. Schon im Begriff umzukehren, aber von der Furcht gehalten, sich in einer fremden Stadt, deren Sprache ihr unbekannt war, nicht zu finden, steht sie noch kämpfend mit sich, als Herr von Valorbe ihr einige Stufen entgegen kommt.

Bei dem Anblick seiner verfallenen Gestalt keiner Empfindung als des Mitleides fähig, reicht sie ihm ohne Bedenken die Hand, und läßt sich von ihm in sein Zimmer führen. Heftig zitterte seine Hand in der ihrigen. Aufs höchste verlegen und gerührt über die Bewegung, worin sie ihn sah, eilte sie, ihn mit der Absicht ihrer Reise bekannt zu machen, indeß er kaum auf sie zu hören, und nur mit einem furchtbaren Kampf in seinem Innern beschäftigt schien.

Zweimal wiederholt ihm Delphine die Bitte, ihr Erbieten anzunehmen, glaubt endlich, da sie immer keine Antwort erhält, eine ausdrückliche Einwilligung falle seinem Zartgefühl zu schwer, legt schweigend die Verschreibung auf sein Büreau, und will sich entfernen. Mit einem Ausruf der Wuth bricht jetzt Herr von Valorbe das Schweigen, ergreift die Hand der

zitternden Delphine, und fragt sie bitter, ob sie ihn für verächtlich genug halte, um ihm die Annahme irgend einer Diensterweisung von ihr zuzutrauen.

„Ich bin geächtet," rief er, „zu Grunde gerichtet, entehrt; unaufhörliche Schmerzen treiben mein Blut in die gewaltsamste Gährung; alle diese Qualen leide ich um Ihrent=, um der verblendeten Liebe willen, die ich für Sie hege, und Sie schmeicheln sich, sie mit Ihrem Gelde zu vergüten! und Sie bilden sich ein, ich würde Ihnen das Vergnügen lassen, sich damit der Dankbarkeit, des Mitleids, aller Empfindungen, die Sie mir schuldig sind, entbunden zu wähnen! Nein, Ein Band muß zwischen uns bestehn! ein schmerzliches Band: Ihre Gewissensbisse. Nichts soll Sie von ihnen befreien; auf welche Art es sey, ich reisse durch Ihr glückliches Leben!" — „Glücklich!" rief Delphine. „Herr von Valorbe, bedenken Sie, an welchem Orte ich lebe, was ich verlassen habe, und dann wiederholen Sie noch, ich wäre glücklich!" Delphinens gebrochene Stimme schien einen Augenblick auf Herrn von Valorbe Eindruck zu machen, und: „Nun dann!" warf er sich zu ihren Füssen, „Engel von Sanftmuth und Schönheit, wenn es wahr ist, daß du leidest, wenn es wahr ist, daß das Leben auch auf dich gedrückt hat, warum weigerst du

dich, dein Loos mit dem meinigen zu verknüpfen? Ach, noch möchte ich ins Seyn zurück kehren; noch ist die Zeit nicht für mich erschöpft; noch bleiben mir Kräfte; ich könnte noch meinen Namen ehren, es giebt Augenblicke, worin ich so zu endigen erschaudere. Delphine, Ihre Hand und Sie haben mich gerettet!" — „Haben Sie," fragte sie erstaunt, „meinen Brief an Frau von Cerlebe nicht gelesen?" — „Ja, ich habe ihn gelesen," sprang Herr von Valorbe mit zurückkehrender Wuth auf, „gut, daß Sie mich an ihn erinnern! Zur Strafe für diesen Brief sind Sie hier, um ihn abzubüssen, ließ ich Sie in meine Macht fallen, Sie werden ihr nicht entrinnen."

Denken Sie sich Delphinens Entsetzen bei diesen Worten, deren Sinn sie nur noch dunkel begriff. Sie springt zur Thür; aber schon hat Herr von Valorbe, sich die Lippe blutig beissend, den Schlüssel zweimal umgedreht, und aus dem Fenster, das in den Garten geht, geworfen. Delphine stößt einen schneidenden Schrei aus, und ruft aus allen Kräften um Hülfe.

„Vergebens," tritt Herr von Valorbe auf sie zu, Haß und Liebe in seinen Augen blitzend, „vergebens ist Ihr Bemühn, mich für einen Mörder gelten zu lassen! Allem ist vorgebaut, Niemand wird Ihnen

antworten. Im ganzen Hause ist nur ein mir ergebener Mensch, seit lange ein täglicher Zeuge aller der Höllenqualen, die ich durch Sie erdulde; gegen Ihre Wehklagen wird er nicht empfindlich seyn. Sie leiden jetzt, das sehe ich, aber das Mitleid gegen Andre ist in mir erschöpft. Warum soll denn eben ich unter allen Menschen der Unglücklichste — warum soll Leonce, der stolze, hochfahrende Leonce, im Besitz aller Güter des Lebens, Ihres Herzens, Ihrer Sehnsucht seyn, während ich allein bin, allein mit dem Tode, mir um so verhaßter, je mehr ich mich zu ihm hingetrieben fühle. Delphine, ich bin von Natur nicht böse, ich bin erst ergrimmt geworden; wissen Sie, bis zu welchem Grade die Menschen das Herz vergällen können? Verlassen haben sie mich, verrathen! keine Brust, die sich mir aufschloß! Mitten unter Undankbaren, las ich oft, unter Meineidigen, unter Verräthern, fände der Unglückliche doch noch in tiefer Abgeschiedenheit einen Freund, der seinem wunden Herzen zu Hülfe käme; ich habe auch diesen einzigen Freund nicht gefunden; Alle verbündeten sich mir wehe zu thun; auch ich will einem Wesen wehe thun. — Armes Geschöpf!" fuhr er mit einem mitleidigen Blick auf Delphine fort, „es ist Unrecht, dich zu verfolgen, denn du bist gut. Aber ich liebe dich bis zur Vergöt-

terung, du stehst hier vor mir, mit dir die Seligkeit, das Vergessen aller Pein, der Zauber des Lebens, und hier" — wies er auf die geladenen Pistolen, die neben ihm auf dem Tische lagen — „hier der Tod. Du mußt also mein seyn, du mußt es!"

„Herr von Valorbe," nahm Delphine jetzt gefaßter und mit dem Muth und der Würde, welche ihr die Verzweiflung lieh, das Wort; „als ich Sie achtete, weigerte ich mich der Verbindung mit Ihnen; welche Hoffnung können Sie jetzt fassen?" — „Sie verachten mich also?" rief er mit einem bittern Lächeln, „nun, vor der Welt wird Ihre Lage nicht sehr verschieden von der meinigen seyn! Sie haben nicht bedacht, daß Ihr Ruf auf immer verloren ist. Allein mit einem jungen Mann bringen Sie den ganzen Tag bei ihm zu; man erwartet Sie in Ihrem Kloster, und Sie kommen nicht zurück; Jedermann wird es erfahren, daß Sie mit mir eingeschlossen waren, daß Sie zu mir gekommen sind — mehr als zu viel, um Sie in der Meinung zu Grunde zu richten, falls Sie mir Ihre Hand nicht geben, und um wie viel mehr noch in Leoncens Augen, des reizbarsten, fangendsten, hitzigsten Menschen!" — „O ich Unglückliche!" sank Delphine auf einen Sessel, und ihr Ton war so durchs Herz schneidend, daß Herr von Valor-

be gesteht, er habe einige Augenblicke vor sich selbst geschaudert; aber er hatte es sich einmal gelobt, jeder aufsteigenden Rührung zu widerstehn, und setzte einen Stolz darin, gegen seine guten Regungen anzukämpfen.

Delphine raffte sich auf, und: „Wenn ich hier bin," trat sie wieder in ihrer Hoheit vor ihn, „so führte mich der Trieb her, Ihnen einen Dienst zu erweisen; an die Gefahren, denen ich mich aussetzen könnte, dachte ich nicht; ihre Möglichkeit ist mir nicht in den Sinn gekommen. Machen Sie mich elend, so sprechen Sie der Freundschaft und dem Zutrauen Hohn, so beweisen Sie, wie wenig Sie jene achten, und die es verdienen! Halten Sie ein! noch ist das Verbrechen unbegangen. Ohne Schutz, ohne Beistand stehe ich vor Ihnen, ohne irgend eine Hoffnung, als das Mitleid in Ihrem Herzen zu wecken, und nie fühlte ich mich dazu weniger fähig. Der Schrecken hat meine Sinne betäubt, das Staunen übersteigt noch die Empörung meines Gemüths, ich kann es mir nicht einreden, was ich höre, mir nicht denken, daß Sie es sind, der so zu mir spricht. Sie enthüllen mir Abgründe des Herzens, die mir nicht gedenkbar waren, und söhnen mich fast mit der angedroheten Vernichtung aus, indem Sie mir den Glauben an so viel Verderbtheit und

Barbarei aufzwingen.“ — „Ach, es war eine Zeit,“ rief Herr von Valorbe, „wo ich Ihnen Alles aufgeopfert hätte, selbst die Seligkeit, nach der ich strebe! Aber Sie wissen nicht, welche Dolche durch mein Innres zucken! Alles ruft mir zu, daß ich mich tödten muß, daß der Himmel und die Menschen es von mir fordern, aber Alles sagt mir auch, ich würde leben, wenn Sie mich liebten. Bei diesem Gedanken schwinden meine bösen Geister, aber mit verstärkter Wuth kehren sie zurück, wenn Sie die rettende Hand von mir ziehn. Warum, sagen Sie, warum soll ich im dreißigsten Jahre aufhören zu leben? warum wollen Sie, daß ich diese mörderische Waffe gegen meine eigene Brust richte? Alle Schrecknisse der sich zerstörenden Natur treten vor mir, und Sie verdammen mich kalt und antheillos! Freilich flöße ich Niemanden Theilnahme ein; freilich wünschen Sie, wünscht Leonce, wünscht die ganze Welt, daß ich nicht mehr sey, daß ich Platz mache allen den Glücklichen, welchen ich lästig bin . . . . und ich sollte Niemand in meinen Sturz mit hinab ziehn? Haben Sie von der Wuth der Sterbenden gehört? sie ist furchtbar! Bereit in den Abgrund zu sinken, ergreifen sie Alles, was sie erreichen können, selbst die sollen mit ihnen hinab, die ihnen nicht helfen können; noch ehe sie ver-

schwinden, wenden sie ihre letzte Anstrengung dem Leben zu voll Grimm und Erbitterung. Das fühle ich jetzt! das rechtfertigt mich! Ich höre nicht mehr die Stimme des Gewissens, sondern nur des Triebes nach Daseyn, zur Wuth hinauf getrieben von einer geheimen Ueberzeugung, daß alle meine Anstrengungen fruchtlos sind, mir nur neue Schmerzen bereiten. Immerhin! Sie werden die Meine, oder Sie werden noch tausendmal mehr als den Tod leiden durch den Verdacht und die Verachtung, den Vergiftern des Lebens. Ich weiß, was Verachtung ist, ich habe sie um Ihrentwillen übernommen; sie hat mich unversöhnlich gemacht, gefühllos gegen Ihre Thränen; ermessen Sie, wie sie peinigen muß!"

Der Tag verlief indeß, eine Stunde schlug nach der andern, und Delphine sah ein, daß es zur Rückkehr bald zu spät seyn würde. Sie kannte Frau von Ternan; sie wußte, daß eine Nacht, ohne ihr Vorwissen ausser dem Kloster zugebracht, eine Entzweiung mit ihr nach sich ziehen würde, und welch ein Aufsehn, wenn sie um eines Besuchs willen bei Herrn von Valorbe sich mit Frau von Ternan, Frau von Mondovillens Schwester, überwürfe! nichts konnte sie in Leoncens Augen rechtfertigen. Zudem hatte sie alle die Unwürdigkeiten zu fürchten, zu welchen ein Wahn-

sinn, der sich mit dem Verbrechen vertraut macht, den Wüthenden, in dessen Gewalt sie war, verleiten konnte; aber ihre Verachtung gegen ihn hatte einen so hohen Grad erreicht, daß ihr nicht einmal der Gedanke in den Sinn kam, er könne es wagen, sich seine schändliche List noch entehrender zu Nutze zu machen. Herr von Valorbe selbst fühlte sich durch einen seltsamen Widerspruch bis zur Furchtsamkeit vor der gedemüthigt, die er aufs verwundendste mißhandelte.

Nur Eine Idee beschäftigte ausschliessend Delphine. Unverwandt hing ihr Blick bald an der Sonne, hinab zu sinken bereit, bald an dem Zifferblatt der Uhr. Sie zählte dem Weiser die Minuten nach, die ihr zur Rückkehr noch übrig blieben, ehe das Kloster geschlossen wurde. Endlich als er auf die letzte kürzeste Frist wies, beschwor sie Herrn von Valorbe, sie frei zu lassen, mit einer so dringenden Angst, daß man kaum ihre sich überflügelnden Worte verstehen konnte. „Mein theurer Herr von Valorbe,“ drückte sie seine beiden Hände in die ihrigen, ohne an seine Leidenschaft für sie zu denken, und ohne daß er selbst sie zu äussern wagte, „mein theurer Herr von Valorbe, nur noch einige Minuten liegen zwischen mir und der Schande. Noch bin ich nicht entehrt, ich kann noch meine Freistätte erreichen. Halten Sie mich länger, so muß

ich die Nacht unter freiem Himmel zubringen, und kann morgen nicht mehr die Augen zu Jemand aufschlagen. Noch dürfen meine Freunde mich nicht verleugnen, meine Leiden noch Theilnahme und Mitleid wecken; aber in einer Stunde glaubt kein Mensch mir, der nur ihr Gewissen zur Seite steht. Der, den ich liebe — Sie wissen es ja, daß ich ihn liebe — wird meine Stimme nicht mehr erkennen, und vor jedem Seufzer, den er mir nachsendet, erröthen. O Herr von Valorbe, hier mit dieser Waffe geben Sie mir den Tod, und ich verzeihe es Ihnen; aber mir seine Achtung rauben, es voraus sehen, und es doch wollen! . . . O Gott, die Stunde läuft ab, Sie sehen es, noch einige Minuten, noch einige! . . . Sie stürzte vor ihn auf die Knieen, indem sie die Worte: „noch einige!" mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte wiederholte.

Herr von Valorbe hat mir geschworen — und ich fühlte mich gedrungen, es zu glauben — daß er, unfähig, länger zu widerstehen, nur noch geschwiegen habe, um zum letztenmal sich diese bezaubernde, in ihrer hohen Bewegung noch entzückendere Gestalt, die er auf immer verliehren sollte, zu betrachten. Plötzlich vernahm er ein ungewöhnliches Getöse; heftige Schläge fielen an die Thür; sie sprang auf, und her-

ein traten Soldaten, ein Offizier an ihrer Spitze. Delphine, ohne ein Zeichen der Verwunderung zu geben, ohne nach der Ursache ihrer Erscheinung zu fragen, wollte sogleich hinaus; man hielt sie zurück, und bald erfuhr sie, daß sie selbst verdächtig war; man hielt sie für eine französische Emissärin, und suchte sie auf, um sie vor den Kommandanten zu führen.

Herr von Valorbe, der den Gedanken nicht ertragen konnte, Delphine von Andern als von sich gemißhandelt zu sehen, widersetzte sich mit der äussersten Wuth, und verschlimmerte wider seinen Willen durch die Heftigkeit seiner Reden Delphinens Lage noch mehr. Diese, als sie den entscheidenden, ihr die Rückkehr verschliessenden Glockenschlag hörte, ward plötzlich still, und ließ sich zu dem Gouvernör führen; Herr von Valorbe wollte ihr folgen, man verstattete es ihm nicht.

Der Gouvernör bewies ihr sehr leicht, daß sie sich einen falschen Namen — es war ein schweizerischer — gegeben; denn gleich auf die erste Frage gestand sie, daß sie eine Französin sey. Aber standhaft weigerte sie sich, ihren wahren zu nennen. Aus einigen plumpen Spötteleien, die man sich in dem Comtoir des Banquiers erlaubt hatte, konnte sie nur zu deutlich abnehmen, wie man über ihr Verhältniß zu Herrn

von Valorbe dachte; und jetzt, da man sie bei ihm eingeschlossen gefunden, hätte nichts in der Welt sie bewegen können, sich zu erkennen zu geben. Sie gefiel sich in der Hoffnung, ihre hartnäckige Weigerung würde den Kommandanten aufbringen, seinen Verdacht bestätigen, und sie vielleicht auf Lebenszeit in eine Festung, den Augen der Welt entrücken.

Welch eine Nacht! Denken Sie sich Delphinen allein, mitten unter einem Schwarm roher und wilder Menschen, die von Stunde zu Stunde sie von neuem ins Verhör nahmen, und sie mit Schrecknissen bestürmten, um ihr ein von ihnen höchst wichtig vermeintes Geständniß abzupressen. Besonders sah der Kommandant in einer so bedeutenden Entdeckung ein Mittel höher zu steigen, und was ist gefühlloser als die Seele eines Ehrgeizigen, wenn sein Vortheil auf dem Spiele steht? Gegen Mitternacht erhielt sie es endlich durch vieles Bitten, daß man sie auf einige Stunden allein ließ; überwältigt von Schmerz und Ermüdung schlummerte sie ein; als sie erwachte, sah sie sich in einer dunkeln rußigen Kammer, und hörte um sich nichts als Waffengeklirr und die Flüche der Soldaten; ihr Verstand fiel in eine Art von Zerrüttung, die noch anhielt, als ich sie wieder sah.

Plötzlich trat der Kommandant herein, und entschuldigte sich in ehrerbietigen Ausdrücken, daß er sie nicht gekannt habe. Herr von Valorbe, dem es endlich gelungen war, zu ihm zu dringen, hatte ihm unter den heftigsten Vorwürfen ihren Namen genannt und das Kloster, in dem sie sich aufhielt. Da mehrere Damen von Deutschlands erstem Adel in dieser Abtei als Pensionaire wohnten, und Frau von Ternan besonders am Wiener Hof viel galt, besorgte der Gouvernör, durch die üble Behandlung einer von ihr beschützten Person sich ihr Mißfallen zugezogen zu haben, änderte schnell sein Betragen, ließ Frau von Albemar durch einen Offizier nach der Abtei zurück geleiten, und begnügte sich, Herrn von Valorbe für seine beleidigenden Ausfälle ins Gefängniß zu setzen.

Bereits eine Stunde vor Frau von Albemar war ein Offizier mit einer schriftlichen Geschichtserzählung und einem Entschuldigungsschreiben des Kommandanten voll gehässiger Anspielungen auf ihr Vernehmen mit Herrn von Valorbe, eingetroffen. Ich war eben zugegen, ihrer Ankunft in der größten Beängstigung entgegen harrend. Kaum hatte Frau von Ternan, die schon auf tausendfache Art ihren Unwillen über Delphinens Ausbleiben geäussert, den Bericht und den Brief gelesen, als sie sogleich die vornehmsten

Klosterfrauen zusammen berief. Vergebens bat ich sie um Aufschlüsse über die erhaltenen Papiere und ihr Vorhaben; sie schlug sie mir in einem sehr trocknen Tone ab.

Die Unglückliche kam, während die Versammlung berathschlagte, glücklicher Weise konnte ich ihr noch entgegen gehn. Beim Aussteigen erblickte sie Niemand als mich, und als ich ihr mein innigstes Mitgefühl bezeigte, sah sie mich verwundert an, als hielte sie es für unmöglich, daß noch irgend Jemand Theil an ihr nähme. Wir gingen auf ihr Zimmer, und hier erfuhr ich, so weit es ihre Betäubung verstattete, den schrecklichen Vorfall. Eine jede andre überwiegende Befürchtung schwebte ihr unablässig vor. — „Leonce wird es erfahren! er wird mich verachten!“ unterbrach sie sich öfter, wußte dann nicht, wo sie in der Erzählung geblieben war, und wiederholte diese Worte von neuem.

Ich bemühte mich, sie zu beruhigen, sah aber selbst mit klopfendem Herzen Frau von Ternans Ausspruch entgegen. Sie trat herein. Delphine versuchte aufzustehn, sank aber kraftlos zurück — wie schmerzte mich dieser Anschein von Strafbarkeit bey Ansprüchen auf die höchste Achtung, das innigste Mitleid! Frau von Ternan gefiel sich in ihrer Rolle; sie betrach-

tete Delphine nicht gerade mit dem Ausdruck von Härte, doch mit einem Gefühl von Behagen an dem Eindruck, den ihre Gegenwart hervor brachte. „Madam," hub sie an, „nach dem, was zu Zell vorgefallen ist, nach dem Aufsehn, das Ihre Geschichte machen muß, glauben unsre Schwestern, Ihre Absicht sey ohne Zweifel, Herrn von Valorbe zu heirathen, und sie haben beschlossen, daß Sie nicht länger in diesem Hause bleiben können." — „O das ist der Todesstoß!" rief Delphine, und stürzte ohnmächtig hin.

Mit Hülfe der Frau von Ternan brachte ich sie auf ihr Bett. Als sie die Augen aufschlug, richtete jene, die zu den Häupten des Bettes etwas zurück stand, einige ziemlich sanfte Worte an sie. „Leoncens Stimme!" rief Delphine, noch in halber Betäubung. „Wäre es möglich? er beklagt mich, er fühlt Mitleid mit mir? — mir, der Verstoßenen aus dem Hause seiner Tante! ach, viel tiefer gesunken, als da der Haß feindseliger Gemüther mich aus jenem festlichen Zirkel trieb! Und gleichwohl, was habe ich nicht damals gelitten! Fürchtete ich nicht, seine Liebe zu verlieren? und jetzt, da man mich mit seinem Nebenbuhler eingeschlossen findet, da eine gerichtliche Urkunde es bezeugt, da ich zu Grunde gerichtet, entehrt bin, da Klosterfrauen mich von sich ausstoßen . . . . o Gott!

Gott! ich bin unschuldig, Leonce, ich bin es!" — Sie sank in meine Arme von neuem ohne Besinnung.

„Lassen Sie mich mit ihr allein," sagte Frau von Ternan, „ich glaube noch ein Mittel zu ihrer Rettung zu sehen." „Wenn Sie es vermögen," erwiederte ich, „Sie retten einen Engel." Ich erzählte ihr nun den ganzen wahren Verlauf, sie hörte mir zu, und schien eben nicht darüber befremdet. Ich war es um so mehr, daß sie nicht gleich Delphinens Vertheidigung übernommen hatte; aber ihre Persönlichkeit herrscht bei ihr in einem solchen Grade vor, daß nichts ihrer Meinung eine andre Richtung geben kann, man müßte ihr denn Beziehungen auf sie selbst enthüllen, die ihr entschlüpft wären, und das ist bei ihrem immer auf ihr Interesse gespannten Blick unmöglich.

Ich entfernte mich; zwei Stunden nachher ließ sie mich wieder rufen. Ich fand Delphine äusserst verändert, stiller, aber nicht weniger trübsinnig; es war nicht mehr jene Niedergeschlagenheit, die ihr das Ansehen der Schuld gab, ihr Haupt hatte sich wieder emporgehoben, aber tiefer schien ihr Schmerz geworden zu seyn; daß sie sich ihm für immer gelobt hatte, lag deutlich auf ihrem Gesicht. Sie bat mich sanft, sie nach acht Tagen wieder zu besuchen, aber erst nach acht Tagen. Ich verließ sie, beängstigter

um sie, als wie ihre Verzweiflung sich noch in lauten Ausbrüchen Luft schafte.

Als ich nach diesen acht Tagen bei ihr war, erhielt sie den Brief von Ihnen, indem Sie ihr Leoncens Ankunft melden und seine Wuth bei dem blossen Gedanken, sie hätte Herrn von Valorbe vor sich gelassen. „Lesen Sie," reichte sie ihn mir; „Sie sehen, erführe er, was zu Zell vorgefallen ist, er würde es mir nicht verzeihn. Ich kenne ihn; rächen würde er meine Mißhandlung an Herrn von Valorbe, noch einmal sein Leben für mich ausstellen, und — überführte er sich auch von meiner Unschuld — weiß ich nicht, daß er sich unglücklich fühlen würde, sähe er den Gegenstand seiner Liebe von der Meinung gebrandmarkt. In dieser Hinsicht hat sein Charakter alles seines Widerstrebens ungeachtet, immer die Oberhand behalten, selbst in Augenblicken, wo seine Liebe zu mir ihn am meisten beherrschte: und — grosser Gott! welch ein ärgerlicher Auftritt auch, in dem ich vor acht Tagen eine so demüthigende Rolle spielte! welcher Mann — und dächte er auch nicht wie Leonce — würde so Etwas ohne die bitterste Empfindung dulden? Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen: so wenig Sie anfangs den Schritt billigen wer-

den, zu dem ich entschlossen bin, Sie selbst werden gestehn müssen, daß er unvermeidlich ist."

„Frau von Ternan hat mir gesagt, daß es für mich nur Ein Mittel gebe, im Kloster zu bleiben, nehmlich den Schleier zu nehmen; unter dieser Bedingung läßt es sich die Commune gefallen, und Frau von Ternans viel geltendes Wort wird dem Vorfall zu Zell jeden widrigen Eindruck benehmen. Indem ich die Gelübde ablege, sichre ich mir eine Ruhe, die nichts mehr gefährden kann. Ich habe eingewilligt; übermorgen trete ich ins Noviziat — Schaudern Sie nicht! überschauen Sie meine Lage; könnten Sie wollen, daß ich dieses Haus als ein entehrtes Geschöpf verließe? daß Leonce erführe, ich sey um Herrn von Valorbens willen aus der Freistätte gestossen, die Frau von Ternan mir gegeben hatte? daß ich von neuem in Kampf gerathe mit der Meinung, mit der Welt, mit Allem, was ich schon so schwer empfunden habe? Herr von Valorbens Name noch Einmal mit dem meinigen zusammen gestellt, und mein Ruf ist unwiderbringlich verloren. Bliebe ich frei, ich hätte meinen ganzen Werth eingebüßt, und würde, geächtet in den Augen der Welt, mich in die Einsamkeit einschliessen, ohne wie jetzt die beruhigende Gewißheit in sie hinüber zu nehmen, daß ich rein geblieben bin in Leoncens Erin-

nerung, und seine Klagen mir noch immer geweiht bleiben."

„Hätte Frau von Ternan mir den nehmlichen Dienst erweisen wollen, ohne so ein grosses Opfer zu verlangen, es wäre mir lieber gewesen; denn weder mein Herz noch meine Denkungsart berufen mich zu dem klösterlichen Stande; aber sie hatte keine Ursache, sich für mich zu verwenden, wenn ich mich ihrem Willen nicht fügte. Immer konnte sie mir den Beschluß ihrer Mitschwestern einwenden, ob ich gleichwohl weiß, daß er von ihr herrührt; um so weniger durfte ich daher hoffen, daß sie ihn abzuändern sich bemühen werde. Mir blieb keine andre Wahl als der Welt abzusterben, oder bey dem Austritt aus diesem Hause alle Herzen für mich verschlossen zu finden, Alle oder, was eben so viel gilt, Eines. Hätte ich es überleben können? Ich wußte nicht zu sterben, mehr will mein gefaßter, dem Anschein muthiger Entschluß nicht sagen. Die Nothwendigkeit gebot über mich, Sie selbst, sagen Sie, würden Sie mir nicht dazu gerathen haben?

Ich konnte ihr nur mit Thränen antworten. Sie hatte Recht. O der abscheuliche Valorbe! Von welchem Haß fühlte ich mich gegen ihn entbrannt. Stumm und weinend stand ich vor ihr, unfähig meinen Em-

pfindungen eine Sprache zu geben. „Betrüben Sie sich nicht so über mich!“ — nahm Delphine sanft das Wort wieder; Sie wissen, bei ihrem bittersten Schmerz beschäftigt sie sich noch mit den Eindrücken Andrer — „Was opfre ich denn im Grunde auf? Eine Freiheit, von der ich keinen Gebrauch mehr machen kann, eine Welt, in welche ich nicht mehr zurück will, die mein Herz tödtlich verwundet hat, und mir noch Leoncens Liebe rauben könnte — freudig reisse ich mich von ihr los. Einst vielleicht gesellt sich meine Schwägerin zu mir, und ich verlebe meine Tage zwischen Ihnen beiden, die Sie mein Herz und meinen Wandel so gut kennen, wie ich selbst.“

„Liebte ich,“ fuhr sie nach einer Pause mit grosser Lebhaftigkeit fort, „einen über die Meinung ganz Erhabenen, geächtet, verstossen, gedemüthigt könnte ich, glaube ich, ihn aufsuchen, und ihm sagen: hier bringe ich dir dasselbe Herz, dieselbe Liebe, dieselbe Unschuld; was denn hat eine Veränderung erlitten? Aber besser sterben, als sich einer Empfindung von Vertrauen und Hingebung überlassen, die von dem Geliebten nicht ganz getheilt würde. O glauben Sie nicht, daß Leonce deshalb weniger der vollkommenste Mann sey! sein Fehler ist von seinen Tugenden unzertrennlich. Mir ist es nicht denkbar, wie irgend

Jemand ohne dieselben Mängel ihn je würde erreichen können; und mußte denn sein Herz nicht von meiner unbedachtsamen Handlungsweise leiden?"

„Lange glaubte ich, ein unglücklicher Stern walte über mein Leben; aber nein, es ist in ihm nichts Zufälliges. Nicht ein Kummer ist mir geworden, dessen Herbeiführung ich mir nicht vorzuwerfen hätte. Woran es mir auch gebreche, um selbst mein Schicksal zu leiten, es ist klar, ich vermag es nicht. Ich gebe mich meinen Regungen hin, ohne mir ihre Folgen zu überlegen, lasse mich von meinen besten Eigenschaften viel zu weit hinreissen, zu spät tritt bei mir die Vernunft ein, um mich zurück zu halten, aber immer bald genug, um meiner Bereuung die höchste Bitterkeit zu geben. Ich gestehe es, die Kunst des Lebens macht mir zu viel zu schaffen; mein Herz wird zu leicht bewegt; mir, mir ganz besonders eignen sich diese Freistätten, wo man das Daseyn auf die mindeste Erregbarkeit zurückführt. Bleibt ja noch das Vermögen zu denken, die äussern Gegenstände reizen es nicht mehr auf, man hat es bloß noch mit sich selbst zu thun, und muß am Ende seine Kräfte mit seinem Schmerz ausgleichen."

„Vor zwei Tagen, ehe ich noch Frau von Ternan eine entscheidende Antwort gegeben hatte, führte mich

eine einsame Wanderung an den Rheinfall bey Schaffhausen. Lange stand ich in sinnender Betrachtung, und sah dem Strom zu, der seit Jahrtausenden ohne Unterbrechung und ohne Ruhe fällt. Es giebt für die Phantasie keinen Anblick, der in der Seele so verschiedene Gedanken weckt. Man glaubt das Geräusch der Geschlechter zu hören, die sich in den ewigen Schooß der Zeit hinabstürzen, das rastlose Treiben der Jahrhunderte zu sehen in diesen grossen Bewegungen der immer wirkenden und immer unempfindlichen, Alles erneurenden und nichts vor der Zerstörung bewahrenden Natur. O, rief ich, warum denn knüpfe ich so viel Interesse und Wichtigkeit an meine Zukunft? Sieh da die Geschichte deines Lebens — deines und Aller! Wogen verschlingen Wogen, und tausend empfindende, leidende, sehnende Wesen zerstäuben wie diese verspritzenden Wassertropfen. Es bedarf des Umsturzes ganzer Reiche, um unsre Blicke auf sich zu ziehn, und der Mensch, der sich ganz in Mitleid auflösen sollte, da ihm allein die Voraussehung und die Erinnerung des Schmerzes ward, der Mensch wendet nicht einmal sein Haupt, um die Leiden seiner Brüder zu betrachten! Wer wird denn den Schrei vernehmen, der sich meiner Brust entringt? Doch die Natur nicht, die so majestätisch ihren Lauf fortsetzt! wie

ist sie in ihrer Bewegung wie in ihrer Ruhe so unabhängig von meinen Befürchtungen und Hoffnungen! Warum denn kann ich mich nicht vergessen wie sie mich vergisst, mich nicht wie diese Zweige vom Winde treiben lassen ohne Klage und Widerstand?"

„Nein, meine theure Henriette, der Kampf gegen das Schicksal muß endigen; ich unterwerfe mich dem Verhängniß, das Frau von Ternan mir auflegt. Glauben Sie mir, ich thue wohl daran Ich heilige mein Andenken in dem Herzen des Einzigen, für den ich ein Daseyn hatte; ich überlebe mich selbst, aber um zu wissen, daß er meinen Verlust beklagt, daß nichts sein Sehnen nach mir schmählern kann. Die Alten glaubten, daß die Seele, welcher die Ehre des Begräbnisses auf dieser Erde verweigert sey, noch lange um die Gestade des Schattenflusses irre; mir scheint eine fast ähnliche Lage aufbewahrt zu seyn. Auf der Gränze dieser und der künftigen Welt werde ich schweben, und eine milde Wehmuth wird mir sanft die langen, der Erinnerung geweiheten Jahre kürzen."

„Gern brächte ich dies grosse Opfer mit dem Bewustseyn, daß es der Gottheit wohlgefällig sey; aber ich kann in dieser Hinsicht mich selbst nicht täuschen. Nie habe ich geglaubt, ein Gott der Güte heische von uns, was weder unser noch fremdes Glück befördern

kann. Indem ich mit der Welt breche, fühle ich in meinem Herzen nur die Liebe, die mich dazu verurtheilt, und die Liebe, die mich dafür belohnt. Ja, um mir seine Achtung zu erhalten, um nicht sein Leben auszustellen, um den Ruf der durch seine Wahl Geehrten zu retten, schliesse ich mich hier für immer ein. Verzeihe, der du in die Herzen blickst! man fordert von mir, daß ich deinen Namen ausspreche, und du weißt, daß ich dir eine Handlung nicht weihe, deren Gegenstand du nicht bist; aber Alles weihe ich dir, was ich je Gutes, Menschliches, Vernünftiges thun werde; was mir die Verzweiflung abdringt, gehört den Leidenschaften, die sie in mein Herz senkten."

„Gleichwohl rechne ich es mir zum Stolz, meine Zukunft Leoncen zu opfern. Ich werde durch die Zeit, die mir noch bleibt, dahingehen wie durch eine öde Wüste, die von dem verlornen Glücke zu dem führt, das mir vielleicht einst der Himmel aufspart. Ich werde streben in dieser Zwischenzeit einige Tugenden zu üben, die mir für meine Fehltritte Verzeihung bewirken, und meine Seele bis ins Alter emporhalten. Das sind meine Entwürfe, das meine Hoffnungen! die einzigen! Bestreiten Sie sie nicht, erschüttern Sie sie nicht, geliebte Henriette! Sie würden mir sehr wehe

thun, ohne in meinem Verhängniß etwas zu verändern. Vor der Schwelle dieses Klosters ruht die Schande; verlasse ich es, so erreicht sie mich, und wenn sie mich erreicht, rächt mich Leonce, aber mit einem mir entfremdeten Herzen; seine Liebe habe ich verloren, und sein Leben stelle ich aus. Grosser Gott, wer könnte mir rathen, diese Wohnung zu verlassen, und wäre sie mein Grab? Wer würde nicht aus Mitleid mich zurückhalten, triebe mich die Verblendung aus diesen Mauern?"

Sie sehen selbst, Mademoiselle, daß mir keine Hoffnung bleiben konnte, keine — es wäre denn das Noviziatjahr. Sollte man nicht während dieser Zeit es von Frau von Ternan erhalten können, daß sie auf ihre Bedingung nicht besteht. Aber durch Delphine kann diese Hoffnung, wenn sie noch erreichbar ist, nicht in Erfüllung gehn; ich durfte also nicht davon mit ihr sprechen. Weinend umarmte ich sie, sie übertrug es mir, Ihnen zu schreiben, und ich verließ sie, ohne es gewagt zu haben, in diesem Augenblick ihren Entschluß zu bekämpfen.

Ich werde, ehe ich einen Versuch bei Frau von Ternan wage, einige Tage hingehen lassen; vielleicht mildert sich indeß die Verstimmung der Klosterfrauen gegen unsre unglückliche Freundin. Schreiben auch

Sie ihr, mein Fräulein; wenden Sie die ganze Macht der Ueberredung an, sie von ihrem Vorhaben abzulenken, und bieten wir gemeinschaftlich alle unsre Kräfte auf, sie von dem drohenden Abgrunde zu retten.

Sechs und zwanzigster Brief.

Louise von Albemar an Delphine.

Montpellier, d. 18. April.

Mit Schaudern, meine arme unglückliche Delphine, habe ich den Brief gelesen, den ich so eben von Frau von Cerlebe erhielt. Um des Himmels willen nehmen Sie Ihr Frau von Ternan gegebenes Wort zurück! Ich fühle das Schreckliche Ihrer Lage in seinem ganzen Umfang; aber zu einem unwiderruflichen Gelübde, mit dem sich weder Ihre Meinungen noch Ihr Charakter vertragen, darf es Sie nicht bestimmen. Ihr großmüthiges Mitleid hat Sie freilich zu einem sehr unbedachten Schritt verleitet; doch ist es nicht unmöglich, ihn in seinem wahren Lichte aufzustellen.

Sollte Herrn von Valorbe nicht seine schreiende Mißhandlung reuen, und er sich gedrungen fühlen, Sie zu rechtfertigen? Glauben Sie, Ihre ganze Folgezeit hänge von dem Geschwätz einiger Tage in einem Winkel der Schweitz oder von Deutschland ab? Fürchteten Sie nicht von Leoncen verkannt zu seyn, wie so leicht würden Sie über die Meinung sich wegsetzen! Sie, immer so gestimmt, sie zu verachten, opfern ihr Ihr ganzes Leben! Denn, täuschen Sie sich nicht! nur diese Furcht, in Leoncens Achtung oder doch in seiner Liebe zu sinken, selbst wenn er von Ihrer Unschuld sich überzeugte, aber Ihr Ruf zweifelhaft bliebe, hat bei Ihnen allein entschieden. Sagen Sie, Freundin, darf man Bestimmungsgründen der Art sein ganzes Daseyn opfern?

Das größte Unglück für unser Geschlecht ist, daß es im Leben nur seine Jugend zählt. Und doch werden Sie in zehn Jahren — meine Behauptung wird Sie empören, aber sie ist wahr — nicht mehr die Empfindungen fühlen, die Sie jetzt beherrschen, und in zwanzig sich ihrer kaum noch erinnern. Das Elend hingegen, dem Sie sich weihen, wird nicht vorüber gehn, nicht die Verzweiflung, Ihre ganze Zukunft der Leidenschaft eines Tages dargebracht zu haben. Doch ich wende mich von einer Ansicht, die sich wohl

für meine kalte Vernunft, aber nicht für Ihr glühendes Herz eignet.

Haben Sie aber auch überdacht, daß Sie eine ewige Scheidewand zwischen sich und Leoncen aufführen? Wenn er einst frei wäre, wenn je . . . . gerechter Himmel! sagen Sie, könnte die gespannteste Phantasie sich Schmerzen denken, zerreissender als die Ihrigen seyn würden? O wohin riß Sie der edle Enthusiasmus Ihres Charakters, den Sie sich nur zu sehr hingeben? für diese Art zu empfinden ist die Wirklichkeit nicht gemacht; Sie wollen ins Leben zwingen, was es nicht faßt, was es nicht fassen kann. Bei unsrer Freundschaft, bei dem, was Ihnen das Heiligste ist: bei Ihrem Wohlthäter, meinem Bruder, beschwöre ich Sie, entsagen Sie Ihrem Entschluß, ehe das Noviziatjahr verflossen ist! Die Zeit führt unvorhergesehene Dinge herbei; was aber vermag sie gegen unwiderrufliche Gelübde?

Sehr fürchte ich Frau von Ternaus Einfluß auf Sie, oder vielmehr ihre unselige Aehnlichkeit mit Leoncen, die mit einer Macht auf Sie wirkt, deren Sie sich nicht erwehren können; ohne sie würde Ihnen diese Frau gewiß mißfallen. Ein Weib, das sich über den Verlust ihrer Schönheit nicht trösten kann, muß das kälteste Herz, den oberflächlichsten Geist besitzen.

Ich, die schon in meinen frühern Jahren alterte, da meine Gestalt nicht gefallen konnte, wußte mir in den Neigungen meines Herzens Quellen des Genusses zu öffnen, und wären Sie glücklich, ich würde das Leben liebgewinnen. Frau von Ternan hatte Kinder: warum wünschte sie sich nicht an ihrer Seite? Sie war reich: warum fand sie ihr Glück nicht im Wohlthun? Immer sah sie im Leben nur sich, und in sich nichts als ihre Eigenliebe. Wäre sie Mann, sie hätte Andre gedrückt; als Weib fühlte sie sich selbst gedrückt, aber von Güte finde ich in ihr keine Spur, und wie könnte ohne Güte selbst das Leiden Theilnahme erwecken? Fühlt sie Theilnahme für Sie, diese Grausame, wenn sie Ihnen die Wahl bietet zwischen der Schande oder einem Leben, das dem Tode gleicht?

Ihr Kopf schwärmt, meine Freundin; Sie leiden an einem Fieber der Seele, das Ihnen den Glauben an die Zukunft raubt. Ich begreife wohl, daß es Augenblicke giebt, wo man sich aller Macht über sich selbst begeben möchte, wo jeder fremder Willen uns vorzugswürdiger vor dem unsern erscheint, und wer sich dann unsrer bemächtigen will, vermag es leicht, ohne dazu sich unsre Achtung erwerben zu dürfen. Aber in einer solchen Lage muß man auch keinen Entschluß fassen, die Segel einziehn, den Sturm der Em-

pfindung vorüber gehen lassen, alle seine Kräfte auf- bieten, unbeweglich zu seyn, und nicht sechs Monate werden verlaufen, ohne daß in oder um uns sich eine merkwürdige Veränderung ereignet hätte.

Noch ehe Ihr Noviziat um ist, meine theure Delphine, komme ich zu Ihnen, und wenn meine Gründe Sie nicht überzeugt haben, werde ich zum erstenmal Ihre Nachgiebigkeit in Anspruch nehmen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, d. 1. Mai.

Verzeihung, liebe Schwägerin, daß ich über die Empfindungen meiner Seele nicht ausführlich seyn kann; von mir sprechen ist mir peinlich. Nur so viel kann ich Ihnen sagen; daß ich unbezweifelt wünsche, vor dem Ablauf meines Noviziats möge irgend ein glücklicher Umstand mich der Ablegung der Gelübde entbinden. Aber so lange ihr zur einzigen Wahl die Schande gegen über steht, darf ich mir nicht einmal

ein Bedenken verstatten. Noch einmal: Verzeihung, daß ich den Rath der Freundschaft von mir weisen muß. Aber es giebt im Leben Lagen und Schmerzen, von welchen Niemand urtheilen kann als der Leidende selbst.

Acht und zwanzigster Brief.

Frau von Mondoville an Frau von Ternan.

Madrid, d. 15. Mai 1792.

Vergebens denken Sie, geliebte Schwester, Frau von Albemar an Ihre Seite gefesselt und mich vor den Besorgnissen gesichert zu haben, womit mich meines Sohnes thörichte Liebe erfüllt. Alle Ihre Entwürfe können scheitern, wenn Sie nicht den Plan befolgen, den ich Ihnen vorschlagen will.

Mathilde ist ernstlich krank, meldet mir ein Brief aus Paris, ob sie es gleich Jedermann, am sorgfältigsten ihrem Gatten, verhehlt. Das strenge Fasten, dem sie, ihrer Schwangerschaft ungeachtet, sich un-

terworfen, hat ihren Körper so gefährlich angegriffen, daß man, falls sie darauf besteht, ihr Kind selbst zu stillen, ihr nicht mehr zwei Monate giebt. Stirbt sie, so wird mein Sohn ungesäumt Frau von Albemar aufsuchen, sie mit leichter Mühe ihrem Noviziat abtrünnig machen, und sie dann unfehlbar heirathen. Wie läßt sich diesem Unglück vorbauen? Nur auf Eine Art. Sie müssen sich nehmlich die Erlassung des Noviziats für Frau von Albemar verschaffen, und sie dazu vermögen, daß sie die Gelübde sogleich ablegt. Nichts ist leichter und von so sicherm Erfolg. Der päpstliche Nuntius hat auf mein Verlangen schon deshalb nach Rom geschrieben, und Ihr Gesuch wird Ihnen gewiß nicht abgeschlagen. Sie dürfen sich nur an den päpstlichen Hof mit den in solchen Fällen gewöhnlichen Vorschützungen wenden, und sobald Sie die Dispensation haben, der Frau von Albemar die ihr schon angetragene Wahl zwischen Ablegung der Gelübde oder Räumung der Abtei noch einmal vorlegen. Sie wird sicher keinen Anstand nehmen, und wir sind, was auch sich ereignen mag, aller Unruhe enthoben.

Ueber die Abkürzung des Noviziats dürfen wir uns auf keine Weise ein Bedenken machen. Frau von Albemar hat ein Verlangen nach dem Klosterleben geäusfert, sie zählt ein und zwanzig Jahre, ist Wittwe,

und also vollkommen befugt, über sich zu bestimmen. Der Unterschied von einigen Monaten wird der Freiwilligkeit und Rechtmässigkeit ihrer Gelübde keinen Abbruch thun, für uns aber ist es, um sicher zu gehn, von der äussersten Wichtigkeit, daß wir Mathildens Niederkunft nicht abwarten. Stirbt diese, so verlieren Sie für immer einen Umgang, der Ihnen zum Bedürfniß geworden, und ich erhalte eine Schwiegertochter, deren unbesonnener Kopf den Frieden in meiner Familie stören wird.

Alt und kränklich sehne ich mich in Ruhe zu sterben, und meinen Sohn bei mir zu haben. Immer wird er — Mathilde genese oder sterbe — mich über Alles werth halten, wenn er nur nicht an eine Frau gebunden ist, die sein ganzes Herz ausfüllt, und alle seine Triebe umfaßt. Mein Geist wenigstens ist ihm jetzt nothwendig; was aber werde ich ihm seyn, wenn er mit einer Gattin verbunden ist, die auch Geist und überdies noch Jugend und Schönheit besitzt? Sie, meine Schwester, haben mir gestanden, daß Sie Ihr Selbst Andern vorziehn; auch ich bin persönlich, aber in meinen Empfindungen. Mein Leben würde ich mit Freuden für das Glück meines Sohnes geben, nur muß keine Andre als ich sein Glück machen, und hassen könnte ich die, welche er mehr liebte als mich.

Sie sehen, theure Schwester, wie offen ich gegen Sie bin, um so mehr rechne ich darauf, daß Sie keinen Augenblick verlieren, um uns beide für einen Kummer zu bewahren, der uns noch immer gleich nahe bedroht.

Neun und zwanzigster Brief.

Frau von Eerlebe an Fräulein von Albemar.

Abtei Paradis, den 20. Junius.

Alles ist verloren, die Frist, auf die ich rechnete, uns entrissen, das ewige Gelübde gesprochen. Noch ist es mir selbst fast wie ein Traum; es drängte sich Alles in einer solchen betäubenden Verwirrung, daß es mir schwer hält, Ihnen von diesen unglücklichen Tagen eine zusammenhängende Nachricht zu geben.

Seit drei Monaten hatte Frau von Albemar ihr Noviziat angetreten, und Frau von Ternan Alles angewandt, sich einen Einfluß auf sie zu verschaffen. Es war ihr gelungen, nicht durch List oder Falschheit;

man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß in ihrem Charakter viel Wahrheit ist; aber sie vereinigt auch mit so vieler Persönlichkeit so viel üble Laune, daß man sich in ihren Willen fügen oder sich mit ihr überwerfen muß. In wie so vielen Verhältnissen des Lebens bewährt sich nicht das Uebergewicht drückender Anmaßlichkeit über ein sanftes Gemüth! Ist ein Band einmal so enge geknüpft, daß man es nicht ohne große Unannehmlichkeiten zerreissen kann, so ist es immer der Persönlichere von beiden Theilen, der über den andern gebietet.

In der festen Ueberzeugung, daß wir noch mehrere Monate vor uns hätten, rechnete ich auf Ihre Ankunft, und schmeichelte mir, daß während dieser Zeit sich noch Manches ereignen könne, Frau von Albemars Freiheit zu retten, ohne ihren Ruf zu gefährden. Vor drei Tagen besuche ich sie, finde sie viel niedergeschlagener, und höre von ihr, daß Frau von Ternan die Erlassung ihres Noviziats von Rom erhalten habe, und auf die Ablegung ihrer Gelübde in drei Tagen dringe. Empört über dieses Verfahren fragte ich sie um die Veranlassung dazu. „Sie hat mir keine Gründe angegeben,“ antwortete mir Delphine, „sondern sich hinter die Ausdrücke zurück gezogen, deren sie sich gewöhnlich bedient, wenn sie übel gegen mich

gestimmt ist: sie würde, falls ich ihrem Rath nicht folgte, den Brief des Kommandanten von Zell bekannt machen, und sich dem Beschluß der Commune, der mir den längern Aufenthalt in der Abtei untersagt, gemäß verhalten. „Gleichwohl," fuhr Delphine fort, „habe ich auf der Weigerung, mein Noviziat abzukürzen, bestanden, aber jene Drohung erfüllt mich mit Schrecken." Ich suchte sie so viel wie möglich zu beruhigen, und entschloß mich, meiner Abneigung gegen Frau von Ternan ungeachtet, mit ihr zu sprechen; auf meine Anmeldung ließ sie mir eigensinnig genug zurück sagen, ich möchte den folgenden Tag wieder kommen.

So wie ich bei ihr eintrat, eröffnete ich ihr die Veranlassung meines Besuchs. Mit einer wahrhaft originellen Freimüthigkeit des Egoismus gestand sie mir, sie befürchte aus guten Gründen, daß Delphine, wenn ihr Noviziat ein Jahr dauerte, sich durch äußere Veranlassungen oder Ueberredungen ihrer Freunde vom klösterlichen Stande würde ablenken lassen, und der Gefahr, einen ihr ganz besonders zusagenden Umgang einzubüßen, wolle sie sich nicht aussetzen." — Ich wollte ihr das belohnende Gefühl einwenden, das die Aufopferung persönlicher Rücksichten für das Glück unsrer Freunde begleitet; sie antwortete mir höflich,

aber auf eine Art, als fiele es ihr schwer, nicht über das zu lachen, was sie meine Schwärmerei nannte. Meine Vorstellungen machten auf sie nicht bloß keinen Eindruck, sondern es schien ihr nicht einmal in den Sinn zu kommen, daß sich über so Etwas ein Bedenken tragen ließe, und sie wiederholte unablässig: „Wie kann man von mir verlangen, daß ich zur Erreichung eines Wunsches, den ich hege, nicht Alles anwende? Das wäre doch ein wahrer Widersinn."

Ich ging nun zu Delphinen, und wollte sie überreden, die Abtei zu verlassen, und zu mir zu ziehen; aber mit Schmerz sah ich, daß sie nicht mehr die Kraft besaß, dem Gerede die Stirn zu bieten. „Ehemals," sagte sie zu mir, „scheuete ich die Meinung nicht, befragte ich immer nur die Stimme meines Gewissens; seit es aber der Welt gelungen ist, mich in den innigsten Gefühlen zu verwunden, seit ich weiß, daß es gegen die Verleumdung keine Freistätte giebt, selbst nicht in dem Herzen des Geliebten, fürchte ich mich vor den Menschen, und ich zittre vor ihrer Ungerechtigkeit fast so sehr wie vor innern Vorwürfen. Kurz ich habe so viel gelitten, daß ich mich nach nichts sehne als neuen Leiden zu entgehn."

So scheiterten denn alle meine Bemühungen an Frau von Ternans unbiegsamen Egoismus und Del-

phinens Schauder vor einem entehrenden Aufsehn; doch schöpfte ich noch einige Hoffnung aus ihrer Furcht vor übereilten Gelübden und ihrem Wunsch, sich ihnen entziehen zu können. Wir sannen eben mit einander, ob es denn gar kein Mittel gebe, Frau von Ternan umzustimmen, als diese mit einem so bittern Unwillen in ihrem Gesicht hereintrat, daß mir das Herz klopfte. „Da hier, Madam," wandte sie sich gegen Delphine, „solche Briefe ziehen Sie mir zu! Das geht zu weit; das muß ein Ende nehmen! ich kann nicht länger die Ruhe dieses Hauses um Ihrentwillen preis geben!" Ich bat sie um den Brief, und las ihn der armen zitternden Delphine vor. Er war von Herrn von Valorbe, und voll unsinniger und beleidigender Drohungen. Er habe gehört, schrieb er, daß man Frau von Albemar zwingen wolle, den Schleier zu nehmen, und würde in wenigen Tagen, wo er hoffentlich wieder frei wäre, selbst kommen, um ihre Rechte geltend zu machen, so wie er öffentlich gegen Jeden auftreten würde, der ihrem Willen das mindeste in den Weg legte. Diese schon sehr empfindlichen Aeußerungen begleiteten noch einige Anspielungen auf Frau von Ternans Mangel an Andachtssinn und auf die Rücksichten der Eitelkeit, die sie von der Welt geschieden hätten. Nach einem solchen Briefe

mußte auch die letzte Hoffnung schwinden, daß Frau von Ternan je von ihrem einmal erklärten Willen abstehen würde; gewiß hatte der unglückliche Valorbe nur die Absicht gehabt, Frau von Albemar zu retten, und zum zweitenmale machte er sie unglücklich.

Frau von Ternan war im höchsten Grade aufgebracht. Ist ihre Eigenliebe einmal verwundet, so kann diese Frau nichts mehr besänftigen. Delphine wollte ihr vorstellen, daß es doch ungerecht sey, für Herrn von Valorbens leidenschaftliche Uebereilungen sie verantwortlich zu machen, die auf eine so grausame Art ihr Opfer geworden wäre. „Mögen Sie, Madam," fiel Frau von Ternan ihr ins Wort, „an seiner unverschämten Tollheit unschuldig seyn oder nicht, so bleibt es doch nicht weniger wahr, daß er, so bald er wieder auf freiem Fuß ist, Sie mit Gewalt entführen will. Um einem so ärgerlichen Auftritt vorzubeugen, bleiben nur zwei Auswege: entweder Sie benehmen Herrn von Valorbe jede Hoffnung, indem Sie sich für immer an dieses Haus binden, oder Sie sind so gefällig, es zu verlassen, und damit Herr von Valorbe nicht glaube, mir durch seine Drohungen die Einwilligung abgezwungen zu haben, werde ich den Beschluß der Commune mit den Bestimmungsgründen bekannt ma-

chen.“ Ich hoffte schon Frau von Ternans gebietrischer Ton würde Delphine empören, und sie zu einem Widerstande reizen, der Allem Trotz böte, denn sie antwortete ihr mit vieler Würde: „Sie mißbrauchen meine Lage zu sehr, Madam, und rechnen zu wenig auf meinen Muth.“

Unglücklicher Weise brachte man in diesem Augenblick Ihren Brief. Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, daß ich Ihnen wehe thue, so wenig Sie sich den mindesten Vorwurf machen dürfen; denn ich bin überzeugt, daß dieser Brief in der Entscheidung nichts verändert hat, sie war unvermeidlich. Frau von Ternan nahm mit ihrer gewöhnlichen Anmaßlichkeit Ihr Schreiben, und: „So lange Sie Novize in meinem Hause sind,“ sagte sie, „habe ich das Recht, Ihre Briefe zu lesen, Madam.“ — „Hier ist er,“ fuhr sie fort, nachdem sie ihn durchlaufen hatte, „es ist in ihm bloß die Rede von meinem Neffen und der glücklichen Niederkunft seiner Frau.“ Delphinens Hand zitterte heftig, indem sie den Brief nahm, worin Sie ihr schrieben, daß Mathilde sich seit ihrer Niederkunft wahrscheinlich wohl befände, da sie ihr Kind selbst stillen wolle, und Leonce die Vaterfreuden lebhaft zu empfinden schien.

Delphine ließ den Schleier fallen, um die Bewegung zu verbergen, mit dem sie ihn las. Ich bat sie, ihn mir zu zeigen; indem sie ihn mir reichte, lüftete sich ihr Schleier, und wir sahen das himmlische Gesicht, das alle Eindrücke der Seele, selbst die schmerzlichsten, noch verschönern, in Thränen gebadet. Eine hohe Röthe überflog es, als sie ihre Bewegung bei einer solchen Veranlassung und für einen solchen Gegenstand verrathen sah; und jetzt sagte sie mit dem finstersten Ton und dem Ausdruck der tiefsten Muthlosigkeit: „Genug des Widerstandes, genug des Kampfes für ein unglückliches Daseyn! Meine Freunde, die Welt, mein eignes Herz, Alles ist meiner überdrüßig; genug dann! . . . . . Morgen um die nehmliche Stunde, Madam," wandte sie sich zu Frau von Ternan, „werde ich mich durch die Schwüre binden, die Sie von mir fordern. Das einzige, warum ich Sie bitte: lassen Sie keine Zeugen zu; die Stimmung meines Gemüths macht mich jeder Feier unwürdig, die dieser Handlung einen heiligen Charakter aufdrükken könnte. Trennen Sie mich von der Vergangenheit, der Zukunft, dem Leben; mehr verlange, mehr vermag ich nicht." — Frau von Ternan umarmte Delphine mit einer Art von Triumph, der mich mit Abscheu erfüllte; was ihr in Delphinens Entschließung

noch am meisten freuete, war der Gehorsam, den sie sich verschaft hatte. Sie bat mich, sie den übrigen Theil des Tages mit Frau von Albemar allein zu lassen, um sie auf den folgenden zu bereiten; ich mußte mich entfernen; Delphine war so in sich vertieft, daß sie es nicht bemerkte.

Früh fand ich mich den folgenden Tag ein. Delphine war von Nonnen umrüngt, die sie fragten, ob sie die Gnade in ihr Herz sich senken fühlte. Sie antwortete nicht, um sie weder zu ärgern noch zu hintergehn; aber sie hat mir nachmals gesagt, daß nie in ihrem Leben ihre Empfindungen zu der Lage, worin sie sich befand, weniger gestimmt hätten. Denn nichts dünkte ihr mit der Idee, die sie immer von wahrer Frömmigkeit gehegt, so sehr im Widerspruch als diese Ausgeburten einer überspannten Frömmelei, die das Leiden zur Verehrung eines Gottes der Güte macht. Das Trauergepränge um sie her machte auf sie nicht den mindesten Eindruck; einmal, sagte sie mir, hätte eine ähnliche sie tief erschüttert, aber ihre Seele war so umfangen, daß die äußern Gegenstände nicht einmal ihre Phantasie trafen.

Die Aebtissin kam. Sie hatte Sorgfalt auf ihren Anzug gewandt, und schien jünger, was ihre Aehnlichkeit mit Leonce noch mehr hervor heben mochte.

„Betrachten Sie Frau von Ternan," flüsterte mir Delphine zu, „Leoncens Abbild erscheint mir in ihr, und geht mir voran; kann ich mich täuschen, wenn ich ihm folge? Hat es nicht etwas Wunderbares, daß sein Schatten mich zum Altare führt? O mein Gott," fuhr sie leise vor sich hin fort, „nicht dir bringe ich mich zum Opfer, nicht du forderst widersinnige Gelübde. Mich reißt die Liebe hin, die Ungerechtigkeit der Menschen zwingt sie mir ab. Verzeihung, daß ich deinen Namen aussprechen muß, wenn ich nur eine irrdische Freistätte suche! dein Altar ist in meinem Herzen. Alle diese eitlen thörichten Gelobungen können dir nicht gefallen, und mir keinen Lohn verdienen." Ich kann Ihnen, mein Fräulein, den Schmerz nicht ausdrücken, der bei diesen durchschauernden Worten auf Delphinens Gesicht lag. Hätte sie mit den Gesinnungen, die das Klosterleben erfordert, den Schleier genommen, ich hätte mehr Thränen vergossen, aber weniger gelitten. Es war, als ging sie dem Tode entgegen, ohne Ueberlegung wie ohne Schrecken, in einer Betäubung, die zuweilen den Ausdruck der Sorglosigkeit trägt, und doch aus einem Uebermaaß von Verzweiflung entspringt.

Die Nonnen folgten Delphinen im ungeordneten Zuge und ohne Zeichen eines gesammelten Gemüths;

sie hatten, schien es, eine dunkle Idee von dem, was dem ganzen Vorgang zu Grunde lag. Delphine selbst war schöner als ich sie je gesehen habe; aber der hohe Reiz, der sie umstrahlte, war nicht die Wirkung der Niedergeschlagenheit und der Blässe, die ihr seit einiger Zeit so viel Anziehendes gaben. Im Gegentheil hatten ihre Züge einen Ausdruck von Lebhaftigkeit, der wohl die Folge einer fieberhaften Spannung war. Auch schlug sie die Augen nicht ein einzigesmal zum Himmel auf, als scheuete sie sich, ihn unter solchen Umständen zum Zeugen zu nehmen.

Frau von Ternan erfüllte die Pflichten ihres Amtes mit Anstand, ohne aber das Gemüth zu religiösen Empfindungen zu erheben. Ein Priester von mittelmässigen Gaben hielt eine Rede, auf die Niemand sehr aufmerksam hörte. Als er jedoch am Schluß derselben, dem Herkommen gemäß, die Novize feierlich anredete, und es ihr ans Herz legte, den geweiheten Stand nicht aus weltlichen Rücksichten zu ergreifen, erzitterte Delphine, und versank, das Haupt auf ihre beiden Hände gedrückt, in ein Nachdenken, aus dem nichts um sie her sie mehr erwecken konnte. Sie sollte nun in das Chor eintreten, und da sie nicht daran zu denken schien, ihren Platz zu verlassen, so überließ ich mich noch einen Augenblick der Hoffnung,

daß sie sich der Ablegung der Gelübde weigern würde, aber diese Hoffnung schwand bald. Die Aebtissin stimmte zuerst, wie es bei solchen Zeremonieen gebräuchlich ist, einen sehr feierlichen Gesang an, der mit den Worten beginnt:

Souviens toi qu'il faut mourir. *)

Frau von Ternans Stimme ist schön und noch jung; ich erkannte in ihrer Aussprache den spanischen Akzent, von dem mir Frau von Albemar oft gesagt hatte, und Delphinens hohe Bewegung verrieth mir, daß Alles ihr Leonce zurück rief. Endlich erhob sie sich, und sagte zu sich selbst, doch so, daß ich es verstehen konnte: „Wohlan denn! Da der Himmel mir durch diese Stimme zu sterben befiehlt, darf ich nicht widerstreben. Leonce," wiederholte sie, indem sie sich auf die Kniee warf, „empfange mein Opfer!" Ihre Schönheit war in diesem Augenblicke bezaubernd, und mit einer Art von staunendem Schauder dachte ich an diese allmächtige Liebe, an diesen mir unbekannten, aber gewiß außerordentlichen Mann, da sein Bild dies himmlische Geschöpf im Augenblick seiner Hinopferung so ausschließend beschäftigte.

---

*) Gedenke daß du sterben mußt. (Memento mori).

Während des übrigen Verlaufs der Zeremonie zeigte Delphine nicht wenig Standhaftigkeit. Vorzüglich aber fiel es mir auf, als ich nach Beendigung derselben mit ihr allein auf ihrem Zimmer war, daß sie sich nicht zu besinnen schien, es sey irgend Etwas in ihrer Lage verändert, und sich bloß damit beschäftigte, Herrn von Valorbe ihre Einkleidung zu melden, und um die Annahme eines Theils ihres Vermögens zu bitten. Ich rieth ihr nicht ab; nur ein begeisterndes Gefühl kann sie in dieser Lage aufrecht halten; so lange ihr noch die Vollziehung einer edlen Handlung bleibt, wird sie das Schreckliche ihrer Lage nicht in seinem ganzen Umfange fühlen.

Sie hat alle Vorkehrungen getroffen, daß ihr Name unbekannt bleibe, und Leonce nicht erfahre, was aus ihr geworden, und welche Antriebe sie zum Bruch mit der Welt gezwungen haben, aus Furcht, er möchte sich dafür an Herrn von Valorbe rächen. Kurz, ich sah sie die zwei Stunden, die ich noch bei ihr zubrachte, ausschließend mit Andern beschäftigt; in der Blüthe der Jugend und der Schönheit sprach sie von sich selbst, als wenn sie schon nicht mehr wäre.

Jetzt, mein Fräulein, da sie rettungslos unglücklich ist, wenden Sie die ganze Macht Ihrer freundschaftlichen Beredtsamkeit auf, ihr zur Ertragung der

Nothwendigkeit Muth und Stärke einzuflößen. Hassen Sie mich nicht, daß ich Delphine nicht retten konnte; zu viel habe ich gelitten, als daß Sie an der Redlichkeit meines Willens und an meinen tiefen Schmerz zweifeln könnten.

Dreißigster Brief.

Herr von Valorbe an Frau von Albemar.

Zell, den 24. Junius.

Sie hätten den Schleier nicht nehmen sollen. Sie fürchteten, vor der Welt entehrt zu seyn, und Sie bedachten nicht, daß ich Sie rechtfertigen würde. Im Begriff zu sterben, mache ich den wahren Zusammenhang jener unglücklichen Auftritte zu Zell bekannt. Ich sende die Urkunde an Montalte, der jetzt in Languedoc ist, mit der Vollmacht, sie, wenn einst meine Asche kalt genug ist, um gegen jede Verhöhnung gesichert zu seyn, Leoncen mitzutheilen. Schmerzen wird es Sie dann, sich von der Welt getrennt zu haben;

aber warum rechneten Sie nicht auf meinen Tod; er war Ihnun von mir angekündigt; Sie hätten mir glauben sollen.

Hätte irgend ein Wesen mich lieben wollen, mit Liebe umfangen, ich wäre wieder mild geworden, wieder würdig, daß man sich meiner angenommen; wem aber lag daran, daß ich lebte?

Wissen Sie, was in meiner Lage schrecklich ist? Nicht, daß ich ein Daseyn endige, was Armuth, Schmerzen und Schande mir zur Hölle machen, sondern daß ich in der Tiefe des Herzens auch nicht Ein wohlthuendes Gefühl habe, nicht Eine Thräne für mein Schicksal, daß ich hart bin gegen mich selbst, wie es Alle gegen mich waren; daß ich mich hasse, den Trieb nach Leben mit einer Art von Grimm zurück stosse, die Hohn meinen eigenen Schmerzen spricht. Ja, endlich haben mich die Menschen wider mich selbst aufgebracht; ich behandle mich, wie sie mich behandelt haben, und wenn die Zurückweisung jeder Art von Hülfe ein Verbrechen ist, so begehe ich es mit der Kaltblütigkeit des Hasses, der einen lange verabscheuten Feind vernichtet.

Delphine, Sie liebte ich, Sie konnten noch Thränen diesem ausgetrockneten Herzen entlocken; aber lieber haben Sie uns beide tödten wollen, als unsre

unglücklichen Verhängnisse vermählen. Hören Sie mich! Ich habe Ihnen verziehen, Sie waren noch mehr werth als die Andern; Ihr Ruf wird vollkommen wieder hergestellt werden, und durch mich. Leonce wird sich keinen Verdacht gegen Sie verstatten dürfen. Ich Unglücklicher! über meiner Gruft wird Liebe seyn, und Herzen, die sich glücklich fühlen! ... Was habe ich gesagt? Arme Delphine, nicht Sie werden des Lebens geniessen. Noch einmal, warum nahmen Sie den Schleier? Mich wollten sie entfliehen, einer Verbindung mit mir zogen Sie das Grab vor. Aber konnten Sie nicht wenige Augenblicke, wenige Tage warten; eine längre Frist verlangte ich nicht, um mein Leben zu endigen. O der Qualen! Sterben ist doch schmerzender als ich dachte.

Ein und dreißigster Brief.

Frau von Cerlebe an Fräulein von Albemar.

Zürch, den 28. Julius. 1792.

Der unglückliche Valorbe ist nicht mehr. Sterbend hat er an Frau von Albemar geschrieben, daß er sie rechtfertigen würde. Acht Tage also nach Vollbringung des schrecklichen Opfers muß sie erfahren, daß es unnütz ist!

Sein Tod ist fürchterlich gewesen. Durch Frau von Albemars Brief, worin sie ihm ihre Einkleidung meldet, in eine solche Verzweiflung gestürzt, daß er von seinen aufgebrochenen Wunden den Verband abgerissen, und während drei Tagen jede Hülfe von sich gewiesen, hat er erst, als jede zu spät war, durch einen traurigen Widerspruch sich nach Hülfe gesehnt. Heftig und schwach bis zu seinem letzten Augenblick, das Leben verabscheuend, so lange die Erhaltung des-

selben in seiner Macht stand, ungeduldig über die Schmerzen des Todes, erbittert gegen den Widerstand seiner Natur, ist er in einer Art von Wuth gegen sich selbst gestorben. Mehreremal hat er im Verscheiden Frau von Albemar genannt, und sie der Schuld an seinem Tode angeklagt.

Sie wußte, als ich zu ihr kam, bereits Alles aus einem Briefe aus Zell, den ihr Frau von Ternan ohne alle Schonung mitgetheilt hatte. „Bis dahin," warf sie sich in meine Arme, „hatte ich nur mir geschadet; jetzt bin ich Schuld an dem Tode eines menschlichen Wesens, eines Mannes, der meinem Wohlthäter das Leben rettete. O wie dauert er mich! wie möchte ich ihn auf Kosten meines Lebens gerettet haben! Er lebte, hätte er mich nicht gekannt. Ich Unglückliche! warum mußte ich geboren werden?" — Ich führte Delphinen die überzeugendsten Gründe vor, daß sie Herrn von Valorbens Tod sich nicht vorzuwerfen habe. „Ich weiß wohl," erwiederte sie, „daß ich nicht böse bin; aber ich habe andre Fehler, die eben so viel Unglück um mich stiften: Unbedachtsamkeit, Drang des Herzens, leichtschaffentliche nicht prüfende Wärme. Mich selbst wußte ich nicht zu leiten, und riß Andre mit mir hinab." — Vergebens wandte ich ihr das waltende Verhängniß ein, das über uns gebietet,

und das Unrecht, unglückliche Folgen gutgemeinter Absichten und Entschliessungen sich aufzubürden, eine Strenge gegen sich zu üben, die man nicht im tausendsten Theil gegen Andre üben würde. „Ach," rief sie schmerzlich, „in Alles kann man sich finden; aber der Tod! der Alles endende Tod!"

„Der Unglückliche!" sagte sie, als ich ihr seine Bemühungen zurück rief, sie zu rechtfertigen, „dieser Zug von Güte spricht von Allem los. Er hat mich gerechtfertigt! Und so" — fiel sie sich plötzlich selbst in die Rede, wie getroffen von einem ganz unerwarteten Gedanken — „so ist die Voraussagung meiner Schwägerin schon zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Sagte sie nicht, die wahre Absicht meiner Reise nach Zell würde an den Tag kommen? sie wird es. Sagte sie nicht auch, daß eines Tages Leonce frei seyn würde? O woher kommt mir diese Vorstellung, die unwahrscheinlichste von allen, gerade in diesem Augenblick? Jetzt, da mein Loos unwiderruflich entschieden ist, glaube ich an Ereignisse, die mir vor einiger Zeit unglaublich dünkten. O die Phantasie ist den Leidenden furchtbar!" . . . . Und sie versank in ein tiefes Nachsinnen.

Noch ist sie nicht im Stande Ihnen zu schreiben, wenn sich gleich der Gedanke an Sie selbst in ihre

schmerzlichsten Empfindungen drängt. O kämen Sie doch zu uns! Von Ihrer Gegenwart verspreche ich mir die einzigste Tröstung für die Unglückliche, der in der Blüthe ihrer Jahre keine Hoffnung mehr für ihr ganzes Leben winkt.

Zwei und dreißigster Brief.

Frau von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Paris, d. 30. Junius. 1792.

Frau von Mondoville ist unvermuthet sehr gefährlich krank geworden, und besteht gleichwohl darauf, in diesem Zustande ihr Kind zu stillen; läßt sie sich nicht davon abbringen, so ist ihr Tod entschieden. Sie erhalten von mir die pünktlichsten Nachrichten; mein Mann verläßt Herrn von Mondoville keinen Augenblick. Verhehlen Sie ja ihren Zustand der Frau von Albemar; ein solcher Eindruck, der so verschiedene Empfindungen weckt, würde ihr Herz zu tief angreifen. Ich weiß, daß unsre Gefühle sich auch unausgedrückt begegnen. Leben Sie wohl.

Drei und dreißigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, den 1. Julius 1792.

Vergebens, meine Freundin, suche ich gegen den verfolgenden Gedanken, daß ich an dem Tode eines Menschen Schuld bin, Entschuldigungen und Ausflüchte. Waren gleich meine Absichten rein, so habe ich doch auf Herrn von Valorbens Charakter nicht die gehörige Rücksicht genommen. Ich hätte ihm in meinem Hause keine Freistätte geben sollen; ich meinte es gut, aber verstattet das Loos, das unserm Geschlechte fiel, uns Alles zu thun, was an sich gut ist? Mußte ich nicht auch die Folgen einer selbst edlen Handlung berechnen, und auf eine weisere Art die Güte des Herzens mit den Pflichten der Gesellschaft ausgleichen? Hätte ich mir keine Vorwürfe zu machen, würde ich wohl so unglücklich seyn? Bis zu einem solchen Grade leidet man nicht, ohne sich großer Fehltritte zeihen zu müssen.

Unaufhörlich überdenke ich es mir, was ich Herrn von Valorbe, als ich ihm meinen neuen Stand anzeigte, zur Milderung seiner Verzweiflung hätte schreiben können. Mir dünkt, eine flüchtige Ahnung von den Folgen, die er gehabt, sey durch meine Seele gegangen, und ich hätte nicht genug auf sie geachtet. Ich suche mir den Augenblick zurück zu rufen, wo jene Furcht sich mir andeutete, den Grad von Aufmerksamkeit, den ich ihr widmete, die Gedanken, die mich von ihr abgezogen haben. Ich verfolge bis in ihre leisesten, sich verlierendsten Spuren den Gang meiner Ideen, um mich anzuklagen oder loszusprechen. Zu dem allen gesellt sich ein geheimer Vorwurf, daß ich Herrn von Valorbens Andenken nicht die Empfindungen weihe, die er von mir wünschte, nicht genug den beklage, der in der Liebe zu mir seinen Tod fand. Ich wage es nicht, mich den Gedanken an Leonce hinzugeben, weil ich mich von Herrn von Valorbens Vorwürfe verfolgt wähne; es giebt keine Einsamkeit mehr für mich, die Todten sind überall.

Ehemals als ich bei Ihnen war, Sie wissen es, gefiel ich mir in stillem Sinnen. Das Sausen der Winde und der Meereswogen, das man oft um unsre Wohnung hörte, versenkte mich in sanfte Gefühle; ich schwärmte mir die Zukunft lauschend dem harmo-

nischen Getöne, die Hoffnungen der Jugend verschmolzen sich mir mit den Hoffnungen einer andern Welt, und ich verlor mich in ein süßes Träumen aller der frohen wechselnden Bilder, die vor meiner Phantasie aufstiegen. Diesen Sommer noch, als ich nichts als Leiden zu erwarten hatte, wie oft, wenn ich in stiller Nacht durch die Gärten der Abtei wandelte, schauete ich zu den Alpen und zu dem Himmel auf, rief ich mir die erhabensten Stellen aus den Dichtern zurück, die seit meiner Kindheit mein Herz für alles Große und Edle begeisterten: die Gesänge Ossians, Thompsons Hymnen an die Natur und ihren Schöpfer, all diese Poesieen der Seele, die sie geheime Beziehungen, sinnvolle Hindeutungen, höhere Bestimmungen, eine Zukunft über dieses Seyn hinaus in dem still herabschauenden Himmel und dem Schweigen der Schöpfung ahnen lassen; auf den Schwingen der Einbildungskraft erhob ich mich zuweilen über den Schmerz selbst. Und wenn ich dann das über Alles, was sich auf dieser Erde auszeichnet, waltende Verhängniß an meinem geistigen Auge vorüber gehen ließ, und überall nichts fand als Unglück, verfolgt sah von den Menschen, was den Menschen am höchsten ehrt, Liebe, Tugend, Genie, „warum dann," sagte ich zu mir, „sollte ich murren über das Loos, das

mir fiel? Als ich es wagte zu empfinden, zu denken, zu lieben, habe ich mich da nicht zum Leiden verurtheilt?" Und ich schlug meine Augen freier auf zu den Sternen, die alle Gedanken, alle Neigungen zu sich hinanf nahmen, welche die gemeinen Erdbewohner von sich stiessen. Diese Stimmung meines Gemüths that mir wohl, sie half mir meinen neuen Stand ertragen. Aber seit Herrn von Valorbens Tode, läßt mich eine geheime Unruhe, eine bittre Verstimmung nicht mehr wohl seyn, wenn ich allein bin.

Ich muß es mit einem nützlichern Leben versuchen, und mein Daseyn zum Wohl Andrer verwenden, will ich es mir selbst erträglich machen. Die Freuden einer fortwährenden Wohlthätigkeit, die Hoffnung meine Seele in der Linderung fremder Leiden zu veredeln, werden sie vielleicht wieder auffrischen. Die müssigen Stunden, die man hier verlebt, werden mir zu peinlich; das Sinnen statt mir Ruhe zu geben, reibt mich auf; ich kann mir selbst nicht entfliehn, wenn ich mich nicht unablässig mit der Erleichterung Unglücklicher beschäftige. Hören Sie also den Plan, den ich mir gemacht habe, und helfen Sie ihn mir ausführen.

Der Umgang mit Frau von Ternan wird mir mit jedem Tage unangenehmer, seit die Schläge des Schicksals mich unfähig gemacht haben, zu ihrer Erheiterung

beizutragen, gefalle ich ihr nicht mehr. Sie hegt in sich einen grundlosen Trübsinn, der ihr jeden gegründeten Kummer bei Andern unleidlich macht, und Trost zuzusprechen war wohl Niemand unfähiger als sie; denn nie bemerkt sie Etwas, das nicht sie persönlich trifft. Man sollte denken, daß sie an nichts glaubt, als was auf sie selbst einwirkt, und Alles um sie her ihr nur als eine Modifikation ihres Ichs erscheint. Ich möchte diese Frau verlassen, von der mir so viele Leiden kommen. Könnte ich mich nicht mit irgend einer religiösen, aber der Mildthätigkeit gewidmeten Stiftung vereinigen? Zu der Lebensweise, die man hier führt, fühle ich nicht den mindesten Beruf; die einförmigen und kleinlichen Uebungen, die man mir auflegt, stehen zu meiner Ansicht in eine Art von Heuchelei, die meinen Charakter empört. Gleichwohl widerstrebt es mir, mich wie Frau von Ternan von ihnen allen zu entbinden; ich will nicht durch mein Beispiel meine Mitschwestern, die sich ihnen unterwerfen, betrüben; aber ich sehne mich, Pflichten zu erfüllen, die zu meinen Begriffen von Tugend stimmen.

Gestern besuchte unser Kloster ein Ordensgeistlicher vom Berge Sankt-Bernhard; ich fand in seinem Gesichte einen Ausdruck von innerm Frieden und Mitge-

fühl, den man in unsrer Abtei nicht antrifft. Ich führte ihn in unserm Garten herum, und zufällig, ohne selbst darauf so viel Werth zu legen als ich, erzählte er mir einen Zug, der mir durchs Herz drang. Ein schwacher hinfälliger Greis seines Ordens, der unter dem Druck körperlicher Leiden im Hospiz der Kranken lebte, hörte diesen Winter, daß ein Reisender nicht weit von dem Kloster in den Schnee gesunken und im Begriff sey, zu verscheiden. Er befand sich allein, alle seine Ordensbrüder waren in andern mildthätigen Geschäften abwesend. Ohne sich zu bedenken, machte er sich auf den Weg, und fand den unglücklichen Wanderer im tiefen Schnee seinen Geist aufgebend, kaum noch vernehmend, was er zu ihm sagte. Der Greis kniete neben ihm auf eine Eisscholle nieder, beugte sich zu seinem Ohr, und suchte ihm die Worte vernehmlich zu machen, die noch das Herz stärken an der Gränze des Lebens. Fast eine Stunde blieb er in dieser Lage, sein weisses Haupt und seinen matten Körper den Regengüssen und dem Schneegestöber, die auf den Gipfeln der Alpen selbst der Jugend tödtlich sind, darbietend. Der Greis erhob oder milderte die Stimme nach dem wechselnden Ausdruck in den Zügen des Sterbenden, flößte ihm Tröstungen ein durch die Leiden des Todeskampfs, und folgte seiner

Seele bis zum letzten entfliehenden Hauche, um die Aengstigungen derselben im Zerreissen der physischen Natur zu lindern. Wenige Tage darauf starb dieser gute Greis an den Folgen der Kälte, die er gelitten hatte. Der mir diese große Hinopferung erzählte, wunderte sich über meine tiefe Rührung.

„Glauben Sie mir, geliebte Schwester," sagte er zu mir, „man ist glücklich, wenn man dem Wohl Andrer sein Leben bis zur letzten Kraft desselben widmet. Was wären auch unsre Gelobungen, unsre Entsagungen, hätten sie nicht die Erleichterung der Leidenden zum Zweck? Das Gebet stärkt und erhebt das Gemüth; aber nur wenn man den Menschen viel Gutes erweist, fühlt man das Wohlthätige einer Unterhaltung mit Gott. Die Uebung der Tugend ist der Nahrungsstoff der Frömmigkeit; die religiösen Uebungen sind die Belohnung aber nicht der Zweck unsers Lebens. Gute Handlungen, die wir hienieden begehn, stehen vermittelnd zwischen uns und dem Himmel, und senken das Bewustseyn des göttlichen Schutzes in unser Herz." — Gewiß, er hat Recht, meine theure Louise, auf eine solche Anwendung der Zeit beschränkt sich Alles Gute des religiösen Standes; diese Lebensweise will ich mir erwählen, ihr will ich folgen.

Ach, hätte mich der unglückliche Valorbe früher vor der Welt gerechtfertigt, noch wäre ich frei! Doch warum Gelübde bereuen, die mich an die Uebung jeder Pflicht noch enger binden, wenn sie mir gleich in einem Augenblick des Wahnsinns entrissen wurden, und meine zitternden Lippen sie nur aussprachen, um größerm Unglück zu entrinnen? Kann ich nur alle meine Stunden wohlthätigen Handlungen widmen, so darf ich noch auf Gemüthsruhe hoffen. Nein, meine Freundin, ich fühle es, daß ich es nicht verdient habe, immer zu leiden, und wenn ich mein Leben allen Forderungen der Nächstenliebe anbilde, muß mir noch einst der innre Friede werden.

Sollte es nicht, liebe Louise, in Languedoc oder in der Provence eine solche Stiftung für die Wohlthätigkeit geben, nach der mich verlangt? Vielleicht könnte ich von meinen Obern die Erlaubniß erhalten, sie mit diesem Kloster zu vertauschen, und in Ihrer Nähe ein Leben endigen, das nicht lang seyn wird. Sagen Sie mir, meine theure Schwester, daß Sie mich bei sich wünschen; ich zweifle nicht daran, aber es wird mir wohlthun, es von Ihnen wiederholt zu hören.

Vier und dreißigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Abtei Paradis, den 15. Julius 1792.

„Verlassen Sie den Ort nicht, wo Sie sind," schreiben Sie mir, „bleiben Sie in Ihrer verborgenen Freistätte; kommen Sie nicht zu mir, jetzt nicht, ich beschwöre Sie!" Wie, meine Louise, hätte mein Unglück Sie von mir abgewandt? Wollten Sie, meiner Verirrungen müde, mir keine helfende Hand mehr reichen? Louise, ich habe der Reihe nach alle meine Täuschungen verloren, alle meine Hoffnungen; wenn ich aber nicht mehr an Sie glauben kann als an das Edelste, das Beste auf der Welt, so weiß ich nicht mehr, was ich selbst bin; über nichts mehr kann ich urtheilen, nichts mehr lieben; Himmel und Erde zerfließen vor meinem Blick, ich weiß nicht mehr, wohin ich meinen Fuß setzen soll, und ich frage die Natur, was sie mit mir will, wenn sie mir die einzige

Stütze meiner Seele raubt. Aber nein, es ist ein Geheimniß in Ihrem Briefe, das Sie mir enträthseln werden. Tausend ungedachte Ereignisse umfaßt das Verhängniß, nur eines ist undenkbar, ist unmöglich: daß sich die Güte verläugne, daß die wahreste Freundschaft im Unglück abfalle, daß eine Freundin wie Sie aufhöre die innigste, edelmüthigste zu seyn. Besinnen Sie sich, Louise, es war ein Traum, eine Selbsttäuschung! irgend ein mir unbekannter Beweggrund hat Ihnen Ihre unglaubliche Weigerung eingegeben, aber welcher es auch sey, er kann nicht gültig seyn.

Vielleicht finden Sie es meiner Lage angemessener, daß ich hier bleibe, es besser für mich, daß ich nicht nach Frankreich zurückkehre. Ach, zerreißen Sie nicht mein Herz, aus Sorge für mein Wohl! an den Schmerz, den Sie mich leiden lassen, reicht keiner von allen, die Sie mir ersparen möchten. Ungewiß sind die Würfe der Zukunft, der gegenwärtige Schmerz ist allein der wahre. Je öfter ich Ihren Brief lese, je mehr überzeuge ich mich, daß ihn keine kalt vernünftige, berechnende Empfindung niederschrieb; es herrscht in ihm eine Verwirrung, eine Dunkelheit, ein Widerspruch, die mich für Sie, für mich irgend ein großes Unglück ahnen lassen, das Sie fürchten

oder mir verhehlen. Sollte Leonce krank seyn? sollte ihn eine Gefahr bedrohen.

Fast erröthe ich, es Ihnen zu gestehn: seit Ihr Brief meinen Geist schreckhaft ergriff, ängstige ich mich mit unglücklichen Andeutungen. Herrn von Valorbens letzter Wunsch war, in unsrer Kirche ein Grab zu erhalten. Anfangs widersetzten sich unsre Religiösen, weil man das Gerücht verbreitet hatte, er habe sich selbst getödtet, doch gewährte man endlich meinen anhaltenden Bitten; diesen letzten Willen des Unglücklichen zu erfüllen, war mir eine dringend heilige Pflicht. Gestern Abend — Ihr Brief hatte meinen Wunsch, seine Manen zu versöhnen noch mehr befeuert — wollte ich sein Grab besuchen. Ich fürchtete für Leonce, ich bedurfte es, den Schutz aller unsichtbaren Mächte, zu welchen die Unglücklichen in ihren ohnmächtigen Schmerzen unaufhörlich rufen, anzuflehn. Schaudernd trat ich in die Stille, die um des Verblichenen Gruft herrschte, um dieses einst so leidenschaftliche Herz, gebrochen von der Heftigkeit seiner Gefühle. Ich knieete nieder, und beugte mich über den Stein, der seine Asche deckt, lange lag ich, und benetzte ihn mit Thränen der Wehmuth und der Reue. Als ich aufstand, war meine erste Bewegung, Leoncens Bild, das ich immer auf dem Herzen trage, hervor zu ziehn;

ich wollte gegen den Geliebten das Mitleid rechtfertigen, das der Entschlafene mir einflößte; aber ich fand das Bildniß durchaus unkenntlich; der Grabstein, über den ich mich geworfen, hatte es auf meinem Herzen zerbrochen.

Bedauern Sie mich! Dieser so natürliche Zufall dünkte mir eine Vorbedeutung; es schien mir, aus dem Schooß der Todten herauf räche sich Herr von Valorbe an seinem Nebenbuhler, und Leonce werde eines Tages in meinen Armen umkommen. Nahet sich dieser Tag? Wissen Sie es? Wollen Sie es mir verhehlen? O zeigen Sie sich nicht mehr unempfindlich gegen mein Schicksal! ich kann es nicht glauben, ich kann Ihr Herz nicht im Verdacht haben — ach, und wieder drängen sich mir die fürchterlichsten Bilder vor, um zu enträthseln, was ich nicht begreifen kann.

Fünf und dreißigster Brief.

Frau von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Paris, den 15. Julius.

Die Aerzte haben Mathilden verloren gegeben, wenn sie fortfährt, ihr Kind zu stillen, und zweifeln sogar, daß es in diesem Fall die Mutter überleben werde. Ihr Beichtiger und ein andrer von ihm herbeigeführter Arzt behaupten das Gegentheil, und nur diesen beiden will Mathilde glauben. Leonce, gegen die letztern natürlich sehr aufgebracht, hat Mathilden knieend beschworen, ihrem Vorsatz zu entsagen, ohne aber das Mindeste über sie zu vermögen. Sie steht in dem Wahn, daß alle nur etwas unpäßliche Frauen sich auf einen solchen Rath hin von ihrer Pflicht zu entbinden suchen, und nichts kann sie von ihrer Meinung abbringen. Was man ihr auch einwendet, sie hat auf Alles eine Antwort, und die lautet: sie werde aufhö-

ren, ihrem Kinde die Brust zu reichen, so wie sie sich krank fühle; da sie aber bis jetzt keinen Schmerz empfinde, so habe sie keinen Grund, davon abzustehn. Man macht sie auf die Veränderung ihrer Gestalt aufmerksam, führt ihr alle die beunruhigenden Anzeigen einer gefährlichen Krankheit vor, zeigt ihr die Gefahr, der sie ihren Sohn ausstellt: ihre Antwort ist immer, sie glaube nicht daran, die Milch der Mutter allein sey dem Kinde zuträglich, eine Veränderung in der Nahrung würde ihm sehr gefährlich werden, und sie müsse es besser als Andre wissen, was für ihr Kind und für sie selbst gut sey. Mit diesen zwei bis drei Phrasen, die sie jedesmal fast unverändert wiederholt, weist sie jeden Einwurf zurück. Man fühlt sich, sagt mein Mann, wenn man mit ihr spricht, von ihrer unabweichlichen Beharrung wie von einem physischen Hinderniß zurück gestoßen, gegen welches die Kraft der Gründe nichts vermag.

Wie traurig ist gleichwohl eine solche Stockung der Urtheilskraft, dieses wahrhaft wahnwitzige Hängen an fixen Ideen in der kältesten und regelmäßigsten Form. Leonce ist in Verzweiflung, vorzüglich für sein Kind; doch hoffe ich noch, daß er Mathildens Hartsinn besiegen wird. Sie liebt ihn, diese Empfindung allein hat über sie eine von ihrem Willen unabhängige

Macht. Oft zeigt sich mein Mann ihr eben nicht; desto weniger aber verläßt er Herrn von Mondoville, der so sehr des Trostes und der Aufrichtung bedarf. Seit acht Tagen hat er Frau von Albemars Namen nicht ausgesprochen, und gewiß, diese Achtung für die Lage seiner Gattin rühmt ihn, und um so mehr, da sein Geist, wohl nie mehr als jetzt mit Delphinen beschäftigt war. Nehmen Sie, mein Fräulein, die Versicherung meiner innigsten Hochachtung an.

Sechs und dreißigster Brief.

Herr von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Paris, d. 21. Julius 1792.

Gestern hat Leonçens Gattin geendet; Sie, mein Fräulein, werden Frau von Albemar auf diese Nachricht vorbereiten. Tief haben mich die letzten Augenblicke der jungen Mathilde gerührt; ich bin überzeugt, auch Ihre edle Freundin wird mein Mitleid theilen.

Seit einem Monat hatte Frau von Mondovillens Starrsinn Alles um sie her in die unangenehmste Stimmung versetzt, Leonce besonders, voll Besorgniß für sein Kind, kämpfend zwischen dem Schmerz, es der Gefahr ausgesetzt zu lassen, und der Furcht, Mathilden zur Verzweiflung zu bringen, hatte beständig gegen sie ein zwar zurück gehaltenes, jedoch verwundetes Gefühl gezeigt. Vor vier Tagen verschlimmerte sich in der Nacht ihr Zustand so sehr, daß sie selbst für sich besorgt wurde. Sie ließ Leoncen rufen, und legte ihm ihren Sohn in die Arme. „Es war vielleicht Unrecht von mir," sagte sie, „daß ich Ihren Bitten so lange widerstand; aber ich bin von der Meinung, die ich Ihnen entgegen stellte, so fest überzeugt, daß ich ihr ohne Reue im zwanzigsten Jahre ein Leben opfre, das Sie glücklich machten. Verzeihen Sie, daß ich Ihrem Willen nicht sogleich eine Folge leistete, welche mir die Sorge für meine Selbsterhaltung nicht abdringen konnte. Möge nur nicht die Unbiegsamkeit meines Charakters Ihnen eine Abneigung gegen die Glaubenslehren eingeflößt haben, die ich bekenne! dies wäre der bitterste Gedanke, den ich mit ins Grab nehmen könnte. Messen Sie meine Fehler meiner Religion nicht bei! alle hätte sie nicht verbessern können, aber ohne sie hätten sie mein und Andrer Unglück ge-

macht; sie allein flößt mir die Kraft ein, mit Muth zu scheiden aus dem, was Gott selbst mir mein Glück zu nennen erlaubte, aus der Vereinigung mit dem einzigen Manne, den ich auf Erden geliebt habe." — Leonce war von diesen Worten sehr gerührt, Mathilde bemerkte es. „Glauben Sie mir," faßte sie seine Hand, „dieses Herz fühlte nicht so kalt wie Sie glaubten, aber mußte ich es nicht gewöhnen, sich zu halten; ein religiöses Leben ist ein Werk der Anstrengung, und ein zu lebhafter Zug selbst der reinsten Neigungen lenkt die Seele von Gott ab."

Drei Tage nach dieser Unterhaltung verlangte Mathilde, die sich äußerst krank fühlte, mit Leoncen allein zu sprechen. Sie vertrauete ihm Alles, was zwischen ihr und Frau von Albemar vorgefallen, und stellte ihm Dephinens Brief zu, der die großmüthigen Gesinnungen dieser himmlischen Seele so edel ausdrückt. Leonce, der über ihre Abreise immer eine geheime Bitterkeit genährt hatte, fühlte, wie er die wahre Ursache derselben erfuhr, sich von einer so tiefen Rührung und Bewunderung ergriffen, daß er sie, aller seiner Anstrengungen ungeachtet, nicht verbergen konnte. „Sie lieben sie," sagte Mathilde sanft, „Sie lieben Sie noch! und ich sterbe! Nun dann, gestehen Sie, daß Gott mich beschirmt. Glauben Sie

an ihn, Leonce; vereiteln Sie nicht mein Gebet für Sie." — Diese so rührenden Worte weckten in Leoncen schmerzliche Vorwürfe, er warf sich vor Mathildens Lager auf die Kniee, und überströmte ihre Hand mit Thränen. Gefaßter und gestärkter — ihrem Herzen genügte es, Leoncen so bewegt zu sehn — fuhr sie fort: „Sie werden Frau von Albemar heirathen, sie besitzt ein gefühlvolles, ein edles Herz; aber es ist mir ein bekümmernder Gedanke, daß Ihr beiderseitiges Glück von Menschen und Umständen gar sehr abhängt. Ihnen gilt die Ehre Alles, ihr die Empfindung; aber Sie haben nicht in sich eine Stütze, die Ihnen für Ihr Loos bürgt. Sehen Sie sich vor, Leonce! Gott will unser erster Freund, unser einziger Gebieter seyn, und gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen ist das einzige Mittel, uns von jedem andern Joch zu befreien. Leonce," setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, „Leonce, könnte ich doch die Ueberzeugung mit hinüber nehmen, daß Sie glücklich seyn werden! aber ich fürchte sehr, Sie haben den Weg dazu nicht eingeschlagen. O daß Sie doch unsern Sohn in meinen Grundsätzen erzögen! das arme Kind, wer weiß, ob es am Leben bleibt! Vielleicht bald ist es ein Engel dort oben!" Plötzlich hielt sie inne, als fiel ihr ein Gedanke aufs Herz, und verlangte drin-

gend nach ihrem Beichtvater. Leonce vermuthete, daß sie sich ein Bedenken machte, ihr Kind zu lange gestillt zu haben. „Mein Herr," sagte er zu dem Beichtiger, als er ihn zu ihr führte, „Sie haben uns großes Uebel zugefügt, suchen Sie es wieder gut zu machen, so weit es in Ihrer Macht steht: entfernen Sie von Mathilde jeden Gedanken von Gewissensschuld." — „Ich werde meine Pflicht thun," antwortete der Priester, und trat zu Mathilden ein. Dieser Mensch ist ein Gemisch von Fanatismus und Gewandtheit. Ueberzeugt von den Meinungen, zu welchen er sich bekennt, bietet er gleichwohl alle Kunst eines Betrügers auf, Andre diesen Meinungen zu gewinnen; unerschütterlich bei allen Bitterkeiten, die er erfährt, und unermüdet, wo ihm die Möglichkeit eines Erfolgs schimmert, verbindet er mit einer Beharrlichkeit, die nichts abschreckt, jene religiöse Würde, die sich in Demüthigungen geehrt fühlt, und ihren Stolz selbst im Leiden und in Erniedrigungen setzt.

Mehrere Stunden blieb er mit Mathilden eingeschlossen, und als Leonce sie wieder sah, schien sie ihm ruhig und gefaßt; sie äußerte keinen Wunsch mehr, mit ihm allein zu seyn. Während der ganzen Nacht vor ihrem Tode ließ sich die junge schöne Ma-

thilde standhaft allen Zeremonieen, mit welchen die Katholiken Sterbende umringen. Ich hielt mich in einem Winkel des Zimmers hinter den Hausbedienten, die knieend den Gebeten der zum Tode Bereitenden zuhörten. In einem gegen über hängenden Spiegel sah ich Mathilden auf ihrem Lager und ihren Beichtiger, der oft das Kreuz den Lippen der Sterbenden nahe brachte. Mich faßte bei diesem Anblick ein innrer Schauder, den alle Anstrengungen meines Willens nicht besiegen konnten. Ist es wohl gethan, fragte ich mich selbst, unsre letzten Augenblicke in so finstre Umgebungen zu hüllen, den Tod selbst in Schrecknissen zu übertreffen, und die Phantasie der Unglücklichen, die verscheiden, noch mehr zu ängstigen? Das Opfer selbst ist kaum so furchtbar als seine Zubereitungen! Sollte man nicht vielmehr das Ende des Menschen heran nahen lassen wie das Ende des Tages, und dem Schlummer des Todes die möglichste Aehnlichkeit geben mit dem Schlummer des Lebens? Gewiß, von dem, der beklagt von seinen Geliebten stirbt, muß man dies Todtengepränge entfernen; die Liebe begleitet seinen letzten entfliehenden Hauch, sein Gedächtniß ruht in den Herzen der ihn Ueberlebenden, und die Thränen seiner Freunde erflehen für ihn die himmlische Milde. Aber das unglückliche Wesen, das vereinzelt

aus dem Leben scheidet, bedarf vielleicht, daß man dem Tode einen feierlichen Charakter giebt, daß Diener Gottes um ihn diese rührenden Hymnen singen, welche die Erbarmung des Himmels für den Menschen ausdrücken, und daß der Natur größtes Geheimniß, der Tod, nicht vor sich gehe, ohne irgend Jemand Mitleid oder Schauder einzuflößen.

Leonce stand die ganze Nacht zu den Füßen von Mathildens Lager, in gebeugter unbeweglicher Stellung und in der tiefsten Erschütterung. Er hat mir nachher gesagt, daß, als er mit der ruhigsten Fassung ein so junges und so schönes Geschöpf sterben sah, sich ihm mehr als einmal die Frage aufgedrungen habe, wie das Herz in seinen Leiden noch dagegen streben könne, zu brechen, da der Tod selbst mitten unter des Lebens reichsten Spenden so wenig schreckend erschiene. So wahr ist es, daß sich auch in das glücklichste Verhängniß eine geheime Abmüdung zu leben mischt, die über das Gelangen zum Ziele tröstet, so kurz auch die Reise gewesen sey.

Sie wissen, wie ausdrucksvoll Leoncens Physiognomie ist, und wie sich vorzüglich der Schmerz in ihr mit einem seltenen Reiz und einer ungewöhnlichen Kraft mahlt. Sein Haar fiel, indem er so gebeugt stand, um seine Stirn herab, und seine Schönheit

war in der That leuchtend. Mathilde hatte ziemlich lange die Augen geschlossen; als sie sie wieder aufschlug, war der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, Leonce. „O mein Gott,“ rief sie, „ist es mein Gemahl, ist es ein Bote des Himmels, den ich sehe?“ — Eine lebhafte Röthe überflog bei diesen Worten ihr blasses Gesicht; sie winkte ihrem Beichtiger, und sprach einige Minuten leise mit ihm; ich hörte bloß, daß er ihr antwortete: „Sie dürfen, Madam, Herrn von Mondoville ein letztes Lebewohl sagen, Sie dürfen es; sodann aber müssen Sie allein mit uns bleiben.“ „Leonce,“ sagte jetzt Mathilde, indem sie die Hand ihres Gatten in die ihrigen drückte, „Leonce!“ wiederholte sie mit einem Blick, worin sich die Schatten des Todes mahlten und zugleich das lebhafteste Gefühl des Lebens, „ich habe Sie immer geliebt, bewahren Sie von mir nur diese Erinnerung! Der Heiland selbst hat ja gesagt, dem werde viel vergeben, wer viel geliebt habe. Verwerfen Sie nicht mein Andenken, treten Sie nicht, ohne zu zittern, das Grab derjenigen unter die Füße, die nichts auf der Erde als Sie mit Liebe umfing!“ — Leonce stürzte weinend an ihre Brust; wenige Secunden darauf nahete sich der Beichtiger und sagte zu Leoncen: „Entfernen Sie sich, mein Herr; Frau von

Mondeville ist sich jetzt nur noch dem Gebet schuldig und den Angelegenheiten des Himmels." Leonce richtete sich auf, und warf dem Priester einen Blick zu, der seinen ganzen Unwillen ausdrückte. Mathilde eilte dem Ausbruch desselben zuvor zu kommen, „Leonce," fiel sie schnell ein, „es ist mein letztes, mein größtes Opfer; aber es muß seyn, es muß!" Leonce entfernte sich im schmerzhaften Kampf, und sah Mathilden seitdem nicht wieder; eine Stunde nachher gab sie ihren Geist auf.

Seit diesem Augenblick ist Leonce nicht von der Seite seines Sohnes gewichen, dessen Zustand sich sehr verschlimmert. Daß er in diesem Augenblick nicht den Gedanken hat, ihn zu verlassen, bin ich fest überzeugt; aber ich zweifle auch nicht, daß er, wäre sein Kind ausser Gefahr, sogleich abreisen würde, um Delphine aufzusuchen. Noch hat er ihren Namen nicht genannt; diesen Morgen aber, als wir, wie eben der Tag anbrach, mit einander am Fenster standen, sagte er zu mir: „Sehen Sie, mein Freund, dort von der Schweitz her geht die Sonne auf; von dort kommen ihre Strahlen!" Er schwieg, als fürchtete er seinen geheimen Gedanken Worte zu geben, aber sein Gesicht verrieth die aufsteigenden Hoffnungen, die er verhehlen wollte.

Jetzt, da nichts mehr sich seinem Glück widersetzt, lassen Sie mich wissen, wo Delphine sich aufhält; ich sehne mich, es Leoncen zu sagen. Möge die unglückliche Mathilde es mir verzeihn, aber ich segne den Himmel, daß er endlich zwei Wesen vereinigt, die sich liebten, und die nichts wieder trennen wird. Meine Frau vereinigt sich mit mir in der Versicherung der wahrsten und ehrerbietigsten Hochachtung.

Sieben und dreißigster Brief.

Louise von Albemar an Herrn von Lebensay.

Montpellier, den 27. Julius.

Um des Himmels willen, mein Herr, lassen Sie Leonce nicht nach der Schweitz abreisen! es wäre das Schrecklichste! Ich muß Ihnen ein Geheimniß enthüllen, ein Geheimniß, das alle unsre Hoffnungen umstürzt, gerade da das Schicksal alle Hindernisse aus dem Wege räumt. Herrn von Valorbens Verfolgungen, der unmenschliche Egoismus einer herrschsüchti-

gen Frau, eine unselige Verkettung von Umständen, deren Ausschlag unvermeidlich war, haben Frau von Albemar zu dem unglücklichsten Entschluß getrieben: sie ist Nonne in der Abtei Paradis, vier Meilen von Zürch. Die Verzweiflung, nichts mehr gut machen zu können, hat den Urheber ihres Unglücks getödtet. Frau von Albemar, glaube ich, reuen die unüberlegten Gelübde, die sie für immer binden, nur zu sehr; und noch weiß sie Mathildens Tod nicht! Was wird Leonce, was Delphine empfinden, wenn sie hört, daß er frei, wenn er erfährt, daß sie es nicht mehr ist! Und doch ist es unvermeidlich, daß sich ihnen nicht irgend einmal ihr Schicksal enthülle. Unvorbereitet dürfen wir sie nicht lassen, so viel eine Vorbereitung auf einen solchen Schlag möglich ist.

Unglücklicher Weise hält mich eine schmerzhafte Unpäßlichkeit im Bett, und ich muß daher Ihnen, mein Herr, die Pflichten der Freundschaft übertragen. Sie besitzen mehr Stärke des Charakters als ich; Ihr Rath wird unsern bedauernswürdigen Freunden nützlicher seyn als meine Thränen. Nehmen Sie sich ihrer an, nie waren sie unglücklicher! nie bedurften sie mehr der Hülfe!

Acht und dreißigster Brief.

Herr von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Paris, den 2. August.

Gerechter Gott, welch eine Nachricht! und er ist diesen Morgen abgereist, noch ehe Ihr Brief ankam! Ich eile ihm sogleich nach, in zwei Stunden erhalte ich meinen Paß, und hole ihn gewiß ein. Aber was werde ich ihm sagen, was für ihn thun können? Wenigstens wird er doch nicht allein seyn! Der Unglückliche! Welche Schläge gingen dem Unglück voraus, das ihm bevorsteht! Vorgestern erhielt er die Nachricht, daß eine heftige Krankheit ihm seine Mutter geraubt hat, und zwei Stunden darauf verschied sein Sohn in seinen Armen! Als er sein junges Leben aushauchte, warf sich Leonce in einem Krampf des Schmerzens, der mich für sein Leben fürchten ließ, über die Wiege des Entschlummerten. „Mein Freund," rief er, „alle meine Bande sind zerrissen, alle, ausser

eines. Finde ich sie wieder, so kann ich noch leben — leben über den Gräbern aller meiner Angehörigen! O es ist ein grausamer Trost, daß man noch an der Wiege seines Kindes auf Glück hoffen darf!" — Ach, wie ich diese Worte von ihm hörte, ahnete ich noch nicht wie fürchterlich ihn die Hoffnung täuschte, die er zur Hülfe rief.

Den folgenden Tag folgte ich mit ihm der Leiche seines Sohnes bis zum Kirchhof von Bellerive, den er zu ihrer Aufbewahrung gewählt hatte. Die Todtenfeier eines Kindes hat etwas sehr Rührendes, ohne daß sich ihr irgend ein finstrer Eindruck beimischt. Wer das Leben einbüßt, ohne seine schönen Tage gekannt zu haben, scheint freilich mehr beklagenswerth zu seyn, aber er scheint es nur; ihm sind die langen Schmerzen erspart, die dem Tode voraus gehen, die getäuschten Hoffnungen, das peinliche Streben, das nicht zum Ziele führt, und nur an dem Abgrund gräbt, in den die Zeit und der Schmerz alle Menschen hinab stürzen. Wie schön sind Hervay's Worte auf das Grab eines Kindes: „Der Becher des Lebens hat ihm zu bitter gedünkt, und es hat das Haupt abgewandt." Glückliches Kind, das des Kostens überhoben ist! Was aber wird mit deinem Vater werden, armer Entschlummerter? Wirst

du im Himmel für ihn beten? wird deine Mutter ihr Gebet mit dem deinen vereinigen? O wo ist der starke Geist, der nicht die, welche nicht mehr sind, zur Hülfe ruft für die Lebenden, die sie geliebt haben? Wo das Herz, das nicht eine unbekannte Macht anfleht, wenn es unter seinen Empfindungen erliegt? Jetzt, da ich in Leoncens furchtbare Zukunft schaue, dünkt mir, ich hätte die Vorboten in dem Ausdruck seiner Züge gelesen. Von Zeit zu Zeit erleuchteten es plötzlich Stralen der Hoffnung, aber eben so plötzlich verdunkelte es wieder der tiefste Trübsinn, als wäre ihm das Bild des Glücks erschienen, und eine geheime Stimme hielte ihn zurück, ihm zu vertrauen.

Wie der Sarg in die Erde gesenkt war, kniete er auf den Rasen nieder, der die Gebeine seines Sohnes deckt. Bis dahin hatte ich nur eine Vorstellung von dem Schmerz einer Mutter; als ich aber den männlichen Ausdruck des väterlichen Grames, als ich den Mann in der Jünglingsblüte über die Kindheit weinen, den festen Mann tiefgebeugt sah, fühlte ich mich im Innersten gerührt. Das Weib ist zu Thränen geboren; wenn aber Männer Thränen vergiessen, so schlagen aus dem Grunde des Herzens Saiten an, die sonst gewöhnlich schweigen. Wir verliessen den Kirchhof und Leonce bat mich, ihn nach dem Garten von

Bellerive zu begleiten. Als wir an den Park kamen, stützte sich Leonce ans Gitter, ohne es zu öffnen. „Nein,“ sagte er nach einigem Sinnen, „es würde die Wunde zu tief reissen! Wer weiß, ob mir eine Zukunft schimmert! und wer könnte ohne diese Hoffnung der Vergangenheit ins Gesicht sehn? .... Süsses Kind,“ fuhr er fort, indem er nach der Kirche blickte, „du ruhest neben dem Ort, wo deinem Vater seine einzigsten glücklichen Augenblicke wurden. Alle Hoffnungen meines Lebens sind hier begraben. Was, o Schicksal, wirst du mir wieder geben?“ — Seine Stimme brach, indem er diese Worte sagte; aber mit seiner gewöhnlichen Herrschaft über sich selbst, faßte er sich schnell, und entfernte sich mit einem Wink zu mir, ihm in den Wagen zu folgen.

Während der Rückfahrt sprach er kein Wort; als wir aber in sein Zimmer traten, kündigte er mir an, daß er noch in der Nacht abreise. „Wohin,“ sagte er, „wissen Sie; mein Sohn, meine Gattin, meine Mutter sind nicht mehr; für mich giebt es auf Erden nur noch Eine Hoffnung. Ist sie mir erhalten, so leuchtet mir noch die Sonne; ist sie mir geraubt, welche Anforderung könnte selbst der Himmel an der Fortdauer eines Wesens haben, dem Alles genommen ist, woran sein Herz hing? Leben Sie wohl.“

Wenige Stunden darauf war Leonce abgereist, und erst am Morgen erhielt ich Ihren Brief. So wie ich Leonceen eingeholt habe, werde ich Alles aufbieten, ihn von der Fortsetzung seiner Reise abzuhalten, oder ihn zu dem einzigen Entschluß zu stimmen, in dem ihm noch ein Rettungsmittel bleibt. Ob er aber meinen Rath annehmen wird? . . . . Indeß, die Hauptsache ist jetzt, daß er in dem fürchterlichsten Augenblick seines Lebens einen Freund zur Seite habe. Meinen ersten Brief erhalten Sie aus der Schweiz. Ihre Wünsche werden mein Unternehmen begünstigen.

Neun und dreißigster Brief.

Leonce an Herrn Barton.

Lausanne, d. 5. August.

In weniger als drei Tagen bin ich hier angekommen; jetzt in einer Stadt, wo sie gewohnt hat, kann ich rasten. Noch weiß ich nicht genau, wo sie sich aufhält, aber ich bin auf ihrer Spur, und bald werde ich sie gefunden haben. Mein theurer Barton, mein

Gemüth ist in einer Stimmung, die es sich selbst wohl nicht billigen darf. Was habe ich nicht eingebüßt! eine geliebte Mutter, eine achtungswürdige Gattin, einen Sohn, der mir die innigsten Gefühle väterlicher Liebe kennen lehrte. Und doch — kaum wage ich es zu gestehn — doch giebt es Augenblicke, wo mein Herz für Freude aufzittert. Der Gedanke, Delphine wieder zu sehen, sie wieder zu finden frei und von nichts gehindert, mir ihre Hand zu reichen, verdrängt und vertilgt jede andre Empfindung. Glauben sie jedoch nicht, daß ich die Schläge, die mich getroffen, nicht tief gefühlt habe; mein Zustand ist ausserordentlich, aber nie schlugen die Saiten meines Herzens reger an. Ich fühle tief im Innern eine Wehmuth, die mir, fast so oft ich allein bin, Thränen auspreßt. Auch an Delphinens Seite wird mich jene lange nicht verlassen, werden diese lange noch strömen. Ob sie je ganz versiegen werden, weiß ich nicht; aber in meiner jetzigen Spannung kann, was ich fühle, nicht Vergnügen, nicht Schmerz seyn; es kreuzen sich in meiner Brust zu viele Gefühle, um den Kummer von der Hoffnung zu scheiden.

Sie haben mich standhaft gekannt; jetzt bin ich sehr schwach; wie ein Weib scheue ich alle plötzlichen Gefühle; die nahende Entscheidung drückt zu stark auf

mich; zu fern liegt das Glück von der Verzweiflung. Ich fürchte mich vor der Bewegung selbst, die mir ihr erster Anblick verursachen wird, und betreffe mich auf dem Wunsch, ein ewiger Schlummer möge mich der heftigen Erschütterungen überheben, vor welchen das bangende Herz erschaudert. — Ach, was habe ich gesagt, Delphine? du, du allein wirst alle Wunden meines Herzens heilen. Der erste Anklang deiner Stimme — ein Wiederhall deines treuen Herzens — wird mir in Einem Augenblick alle Genüsse des Lebens spenden. Du bleibst mir, du, die so Heißgeliebte; woher dann dieses Zagen? — Weiß ich nicht, mein Freund, daß sie mich liebt? kenne ich nicht die Festigkeit ihres Charakters, ihren wahrhaften, in Liebe hingegebenen Sinn? Aber sie wiedersehen ist ein Glück, welches mir so groß, so übernatürlich erscheint, daß ich es mir nicht zu denken wage; es flößt mir eine Art von Scheu ein, gegen die ich umsonst ihr Bild anrufe. Freilich ist die Beängstigung, die mich seit acht Tagen nicht verläßt, eine Schwäche; denn gab es nicht eine Zeit, wo ich sie sah, wo ich jeden Tag drei selige Stunden an ihrer Seite verlebte? Warum sollten sie nicht wiederkehren? Sie waren in meinem Leben, sie können mir noch einmal werden.

Vierzigster Brief.

Leonce an Herrn Barton.

Zürch, den 7. August.

Nur sechs Meilen bin ich von Frau von Albemar, ich weiß es fast mit Gewißheit. Nach Allem, was man mir gesagt hat, muß sie es seyn, die sich vor drei Monaten in die Abtei Paradis zurück gezogen hat. Die stille rührende Dulderin! In der tiefsten Abgeschiedenheit hat sie die Zeit unsrer Trennung zugebracht. Seit sie Zürch verlassen, hat man auch nicht von ihr sprechen gehört; Niemand einmal kennt sie hier unter ihrem wahren Namen. Aber tausend Züge von Ihrem edlen Verhalten bis in die kleinsten Umstände des Lebens, aber der Eindruck, den ihre Liebenswürdigkeit auf Alle, die ihr naheten, zurück gelassen hat, verstatten mir keinen Zweifel. Ich bin der Himmlischen nahe, das sagt mir meine lebhafteste Ueberzeugung; jetzt ist es sieben Uhr Abends, während der Nacht werden die Klöster nicht geöffnet, aber mor-

gen mit dem Anbruch des Tages, morgen sehe ich sie!

O mein theurer Lehrer, welch eine Zukunft liegt vor mir! Wie hebt die Hoffnung meine Seele zu den edelsten Entschlüssen! wie heiligt sie mein Herz der Tugend! An der Seite dieses Engels, wie so leicht wird sie mir werden! O ihr ewigen Mächte, alle meine Pulse klopfen dem Glücke entgegen! Mögen es mir die Todten verzeihn! bald vielleicht folge ich ihnen, ein so glückliches Leben kann nicht lange dauern, aber den Becher der Seligkeit an der Lippe, wer würde sich nicht in ihm berauschen?

N. S. So eben erfahre ich, daß Henri von Lebensay von Paris hier angekommen ist, und mich zu sprechen verlangt. Was mag ihn zu dieser Reise bewogen haben? Ich bin ihm herzlich gut, aber ich weiß nicht, warum ich wünsche, er wäre nicht gekommen. Mein Herz bedarf es nicht, sich mitzutheilen, es ist so voll; nur gegen sie kann es sich öffnen, gegen sie und den, welchem ich von Kindheit an so gern alle meine Gefühle darlegte. Warum mußte doch Herr von Lebensay kommen!

Ein und vierzigster Brief.

Herr von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Den 7. August Mitternacht.

Ich habe Leoncen diesen Abend gesprochen, und es nicht über mich erhalten können, ihm sein Unglück anzukündigen. Ein Ausweg bleibt ihm noch, wenn er den Muth hat, ihn einzuschlagen, ich werde suchen ihn darauf zu bereiten. In wenigen Stunden sehe ich Frau von Albemar, Alles werde ich anwenden, diesen Unglücklichen beizustehn. Nie noch hat irgend ein Ereigniß in meinem Leben mich so tief ergriffen.

Seit sieben Uhr bin ich in Zürch; Leonce war den Tag zuvor eingetroffen. So wie ich seine Wohnung wußte, ließ ich ihm meine Ankunft melden, und eine Viertelstunde darauf ging ich zu ihm. Er empfing mich sehr freundschaftlich, doch mit sichtbarer Zerstreuung; ich wandte ein persönliches Geschäft zur Veranlassung meiner Reise vor, er hörte nicht darauf;

nur als ich ihm sagte, daß ich Nachrichten von Ihnen hätte, spannte Ihr Name seine Aufmerksamkeit, und er eröffnete mir, daß er morgen um vier Uhr nach der Abtei Paradis reisen würde, wo er Delphine zu finden fast gewiß wäre. Mich schauderte vor seinem Entschluß, und ich fiel noch glücklicher Weise auf den Gedanken, Frau von Albemar, einer Nachricht von Ihnen zu folge, für abgereist auf ein Gut bei Frankfurt auszugeben, das sie seit vierzehn Tagen mit ihrem Kloster vertauscht habe. Er erzitterte. „Noch vier Tage," sagte er, indem er schmerzlich die Hand an die Stirn legte, „da ich auf morgen rechnete." — „Wenn Sie es wollen," erbot ich mich, um nur Zeit zu gewinnen, „so begleite ich Sie nach Frankfurt." — „Sie sind sehr gütig," versetzte er, „und vielleicht werde ich von Ihrem Erbieten Gebrauch machen; morgen früh sprechen wir weiter davon." — Gern hätte ich ihn für meinen Plan gewonnen, oder ihn über seine Entwürfe ausgeforscht; aber er sah mich mit einem unruhigen Blicke an, der mich schmerzte, und ich beschloß, meinem unglücklichen Freunde noch diesen Tag der Ruhe zu gönnen, Frau von Albemar aber auf jeden Fall von Leoncens Ankunft zu benachrichtigen.

Ich schlug ihm einen Spatziergang nach dem See bei Zürch vor; er nahm es an, sprach aber auf dem Wege dahin kein Wort. Als wir durch die Pappelallee, die zu Geßners Grabmal führt, an das Gestade des Sees kamen, betrachtete Leonce eine Zeitlang wechselsweise den mit Sternen besäeten Himmel und die Wellen, die ihn zurück stralten. „Mein Freund," faßte er meine Hand, „glauben Sie, daß ich glücklich seyn werde?" Er hielt inne, um meine Antwort abzuwarten. Unfähig, eine Sylbe hervor zu bringen, gab ich bloß mit einer Neigung des Hauptes ein Zeichen der Bejahung; er bemerkte nicht, was in mir vorging, so sehr war er in sich vertieft. „Warum sollte ich es nicht werden?" fuhr er fort. „Sollte auf den, der sich nicht mit religiösen Ideen beschäftigt hat, der Zorn einer Gottheit ruhen, die er nicht kannte? Es giebt so viel Geheimnißvolles in und außer dem Menschen! wer es nicht begriff, sollte er dafür gestraft werden? verurtheilt seyn, nie auf dieser Erde zu besitzen, was er liebt? Wenn das Gebot der Sittlichkeit von ihm geachtet, wenn die Pflicht der Menschlichkeit von ihm geübt, die Flamme der Tugend in seiner Seele nicht von ihm erstickt wurde, hat er nicht dem Edelsten in der Natur gehuldigt, welchen Namen er auch dem Urquell alles Guten beigelegt ha-

be? Ich gestehe es, einen zu hohen Werth legte ich auf die Achtung, auf die öffentliche Meinung, aber was that ich Verwerfliches, um sie zu gewinnen? Was ich Verwerfliches that?" rief er, „daß ich Delphinen in Verdacht hatte! Sie bot mir die Hand, und ich gab meine Mathilden! Mathilden, die ich nicht liebte und die ich nicht so glücklich zu machen wußte, als sie verdiente. Mein theurer Henri," fuhr Leonce mit gesunknerer Stimme fort, „welcher Mensch kann sein Leben durchgehn, und sich des Glücks würdig achten? Und wie gleichwohl auf Glück hoffen, wenn man dessen nicht würdig ist?" — „Wie so viel gute und edle Handlungen," wandte ich ein, „berechtigen Sie nicht, es vertrauensvoll zu erwarten?" — „Ach," entgegnete Leonce, „wenn nur die Quelle des Guten ganz lauter wäre! Die Achtung der Welt soll uns für ein gutes Verhalten lohnen, und so ist die Tugend nie ohne eine Beimischung; nur in dem, was übel gethan, ist Alles vom Uebel. Ich durchlaufe meine ganze Jugend, und treffe auf Vergehungen, die mir noch nicht aufgefallen waren. Werde ich glücklich seyn? werde ich es? Delphine wieder sehen, mich auf immer mit ihr verbinden? Sehr, sehr schwach bin ich; Ihr Schweigen, wenn ich Sie frage — Alles wird mir zu schreckenden Vorbedeutungen." — Ich wollte meinem

Schweigen einen andern Sinn geben. „Setzen wir uns,“ unterbrach er mich, „ich fühle eine äußerst schmerzhafte Beklemmung, ich kann nicht mehr sprechen. Reden Sie, aber ich bitte, sagen Sie mir nichts, das mich ängstigen könnte. Beruhigen Sie mich, wenn es Ihnen möglich ist.“ —

Sie können sich denken, mein Fräulein, was ich litt. Mein unglücklicher Freund erschien mir wie ein ohne sein Wissen vom Tode Getroffener; ich wagte weder ihn aufzurichten, noch ihn in seinen trüben Ahnungen zu bestärken; nur um seine Stimmung für das einzige mir denkbare Hülfsmittel zu erforschen, legte ich ihm die Frage vor, ob er für Delphinens Besitz sich dießmal, wenn es nicht anders seyn könnte, dem allgemeinen Tadel bloß stellen würde. „Wozu diese Frage,“ sprang er mit Heftigkeit auf. „Ist Frau von Albemar nicht die ehrendste Wahl, ihr Charakter nicht allgemein geachtet? Was wissen Sie? was meinen Sie damit?‘ . . . . — „Nichts,“ unterbrach ich ihn, „das Ihrer Geliebten nicht zum Ruhm gereichte; aber in den wichtigsten Augenblicken des Lebens muß der Mann auch auf undenkbare Fälle sich Fragen vorlegen und sie sich beantworten können.“ — „Ich kann es nicht,“ fiel er unwillig ein, und entfernte sich. Ich folgte ihm, die natürliche Güte sei-

nes Charakters führte ihn bald zu mir zurück, er reichte mir die Hand: „Wie kommt es," sagte er, „da sie noch vor einigen Monaten Alles so gut zu finden wußten, was meinem Herzen wohl that, daß, seit Sie hier sind, mein Gemüth viel weniger ruhig ist?" — „Weil die verlängerte Erwartung es von neuem spannt. Reisen wir morgen nach Frankfurt." — „Ja," sagte er, „es sey; morgen sehe ich Sie." Bald darauf trennten wir uns.

In wenigen Stunden bin ich in der Abtei; Frau von Albemar, so lange an Leiden gewöhnt, wird, hoffe ich, mit mehr Stärke die Nachricht aufnehmen, die ich ihr anzukündigen habe; für Leonce zittre ich, da er sich neuen Hoffnungen hingiebt. In meinem nächsten Briefe melde ich Ihnen den Ausgang meiner Unterredung mit Frau von Albemar, und wozu sie sich entschließt. Ach, möchte sie meinem Rath Gehör geben, ihre Lage wäre nicht rettungslos. — Alle meine Wünsche für die Linderung Ihrer Schmerzen!

Zwei und vierzigster Brief.

Herr von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Neben der Abtei Paradis, d. 9. August.

Alle meine Vorsicht ist vergeblich gewesen; was ich fürchtete, ist eingetroffen; hielte mich nicht die Erinnerung an Frau und Kind, meine Vernunft würde glaube ich, dem Anblick des zerreißenden Schmerzes, von dem ich Zeuge bin, erliegen. Wie es scheint, hatte Leonce meinem Vorgeben von Delphinens Abreise nach Frankfurt nicht ganz getraut, oder sich wenigstens selbst nach ihr an dem Orte, den sie bewohnt hatte, erkundigen wollen. Gestern morgen, im Begriff aufzusitzen, erfuhr ich zu meiner großen Bestürzung, daß er schon eine Viertelstunde zuvor nach der Abtei geritten sey. Ich hoffte ihn noch einzuholen, und sprengte in so gestrecktem Lauf ihm nach, daß ich, während die Sonne über das schönste Land aufging, keinen Ge-

genstand unterschied. Endlich eine Viertelmeile von der Abtei erblickte ich Leonce, aber in einer Entfernung von zweihundert Schritten, und so schnell dahin sprengend, als wähnte er sich von mir verfolgt. So sehr ich auch mein Pferd spornte, es war mir nicht möglich, ihn auch nur bis auf die Weite zu erreichen, daß ich mich ihm vernehmlich machen konnte. Endlich sah ich ihn an der Abteipforte absteigen. Seine erste Frage, wie ich nachher erfuhr, war nach einer Dame, die im Kloster wohne, und an die er einen Auftrag von Fräulein von Albemar hätte. Unglücklicherweise erinnert die Pförtnerin sich, daß sie diesen Namen oft von Delphinen hatte nennen hören, sie eilt mit der Nachricht zu ihr, daß Jemand sie von Seiten des Fräuleins zu sprechen wünsche, und eben traf ich ein, als Leoncen gemeldet wurde, die Dame erwarte ihn.

Noch an den Stufen der Klostertreppe wollte ich ihn zurück halten. „Um des Himmels willen, Leonce, hören Sie mich!“ rief ich ihm zu, „kehren Sie zurück!“ — „Zurück?“ wandte er sich gegen mich, „wer auf Erden könnte es mir zumuthen?“ — „Nur auf ein Wort!“ beschwor ich ihn, „Sie wissen nicht“ . . . . — „Ich weiß,“ unterbrach er mich mit funkelnden Augen, „daß Delphine hier ist, und

daß Sie es mir verhehlen wollten. Und nun kein Wort weiter!" — Er riß die Thür auf — das Schicksal hatte furchtbar entschieden.

Hinter dem Sprachgitter erschien Delphine im schwarzen Schleier; Leonce erbebte, schlug bald das Auge auf mich, bald auf Delphine mit einem Blick, der gegen die Wahrheit der Erscheinung rang. „Ist sie Nonne?" rief er, „ist sie es?" An dem Ton seiner Stimme erkannte ihn Delphine, und streckte ihm die Arme entgegen. Er stürzte dem Gitter zu, riß mit einer furchtbar krampfhaften Spannung an den Stäben, und mit einem Akzent, der immer vor meinem Ohre schweben wird: „Mathilde ist todt," sagte er, „Delphine kannst du die Meine seyn?" — „Nein," athmete sie, „aber ich kann sterben," und sie sank ohnmächtig zur Erde.

Leonce betrachtete sie einige Zeit mit starrem, finstern Blick; lehnte sich dann auf meinen Arm, und setzte sich mit einer scheinbaren Ruhe, der die tiefe Zerrüttung in seinen Zügen nur zu sehr widersprach. Er fing an, mit mir zu reden, aber es war mir unmöglich, ihn zu verstehn; seine Zähne schlugen heftig wider einander, und was er sagte, war ohne Zusammenhang. Delphine war indeß wieder zu sich gekommen, und ließ die Aebtissin um die Erlaubniß bitten,

in den äußern Theil des Saales zu gehn. Frau von Ternan, bestürzt über die Ankunft ihres Neffen, wagte weder sich zu zeigen, noch Delphinen ihre Bitte abzuschlagen.

Mein unglücklicher Freund saß in der tiefsten Betäubung, als man Delphinen das Gitter öffnete. Sie stürzte zu Leoncens Knieen, und drückte seine erstarrten Hände in die ihrigen, indem sie ihn bei den zärtlichsten Namen rief. Leonce, seiner Besinnung nicht ganz mächtig, aber doch die Geliebte erkennend, faßte sie in seine Arme auf, und preßte sie an sein Herz mit einer so leidenschaftlichen Innigkeit, mit so begeisterten Blicken, daß ich unwillkührlich meine Hände zum Himmel erhob, und ihn um die Vereinigung dieser beiden Wesen anflehete. Vielleicht hat er mich erhört!

„Woher, meine Freundin," sagte Leonce, zitternd die Zitternde an sich drückend, und schon halb in dem Wahnsinn des Fiebers, das ihn seitdem nicht verlassen hat, „woher erscheinst du mir in diesem Schleier? was verkündet mir dies Trauergewand? Mußte nicht im festlichen Schmuck mich meine Braut erwarten? O weg mit dieser düstern Hülle! Im weißen Gewande, in dem ganzen Glanz deiner Jugend und Schönheit komme zu mir, meine Verlobte, mein einziges

innigstes Leben! Aber warum weinst du an meiner Brust? Deine Thränen brennen auf meinem Herzen; woher dein Kummer? Bist du nicht mein? für immer mein! mein!" .... Seine Stimme brach, indem er diese zerreißenden Worte wiederholte, sein Kopf neigte sich auf meine Schulter, und er sank in Bewustlosigkeit.

Delphine erkannte mich jetzt. „Sie sehen es," sagte sie zu mir, „ich gebe ihm den Tod. Ich weiß nicht, was für ein Wesen ich bin; ich führe das Unglück mit mir, was ich thue, ist verderblich, retten Sie, o retten Sie ihn!" — „Hören Sie mich an," bat ich sie; „Ihre Gelübde sind nicht unwiderruflich, sie können vernichtet werden." Sie erschauderte bei diesen Worten, aber sie schwanden sogleich wieder aus ihrer Besinnung. Sie lehnte das ermattete Haupt ihres Freundes an ihre Brust, und bat mich nach Hülfe zu eilen. Ich holte die beiden Pförtnerinnen, aber lange blieb unser vereintes Bestreben, Leonce ins Leben zu rufen, vergeblich. Delphine, deren Angst mit jedem Augenblicke stieg, drückte Leoncen in ihre Arme, suchte ihn empor zu richten, hauchte bald auf seine geschlossenen Lippen, bald auf seine erstarrten Hände, und rief ihm mit der Fülle von Zärtlichkeit, die aus einem Weibe ein himmlisches, nur Liebe ath-

mendes und ausströmendes Wesen macht, zu: „Mein Freund, mein Geliebter, Schutzgeist meines Lebens, öffne dein Auge! vernimmst du nicht mehr die Stimme, die dich ruft, die Stimme deiner Delphine? Laß uns zusammen sterben, aber komme zu dir, um mir noch einmal zu sagen, daß du mich liebst! Fühlst du nicht mein Herz an dem deinen? meine Hand in der deinen? Ich weiß nicht, was ich geworden bin, ich weiß nicht, welche Bande mich fesseln, aber mein Herz ist frei geblieben, und schlägt nur für dich. Hätte dieses Uebermaaß von Gefühlen, die ich empfinde, denn gar keine Kraft? kann ich das Leben, das meine Brust zu sprengen droht, nicht der deinigen einhauchen? Leonce! Leonce!" — Er schlug bei diesen Tönen seine Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder, indem er selbst Delphinens Hand von sich drängte, als wäre ihm nur wohl in dem Schlummer des Todes.

Ich bemerkte auf den Gesichtern der Nonnen, die bei diesem Auftritt zugegen waren, einige Verlegenheit, und schlug vor, ihn in ein Haus neben dem Kloster bringen zu lassen, wo er Pflege fände. Delphine widersetzte sich nicht, und als man den unglücklichen Leonce besinnungslos fort trug, kniete sie an der Thürschwelle nieder, folgte ihm mit den Blicken, so weit

sie ihn erreichen konnten, erhob sich, indem sie ihren Schleier fallen ließ, und kehrte wieder in ihr Kloster zurück.

Seit diesem Augenblick habe ich Leoncen nicht verlassen, der noch im Phantasiren liegt; doch geben die Aerzte Hoffnung. In wenigen Tagen, mein Fräulein, erfahren Sie, was ich für unsre unglücklichen Freunde versuchen werde; ich muß, ehe ich ihnen einen Schritt von so großer Wichtigkeit vorschlage, erst meine Gedanken sammeln. Für jetzt ist nur mein einziges Bestreben, sie am Leben zu erhalten. — Aengstigen Sie sich nicht zu sehr, mein Fräulein, daß Sie fern von ihnen sind; meine Freundschaft für sie bürge Ihnen für meinen Eifer und meine Sorgfalt.

Drei und vierzigster Brief.

Herr von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Neben der Abtei Paradis, d. 11. August 1792.

Leonce erliegt unter dem Gefühl seines Unglücks, und scheint fest entschlossen, sein Leben zu endigen. Meh-

deremal hat er mich über die Ereignisse befragt, die Delphine bestimmt haben, den Schleier zu nehmen. Besonders schwebt ihm ein Umstand beständig vor: Delphinens ängstigende Furcht sich in der Meinung verloren zu sehn. Er fühlt, daß ihr die Vorstellung eines selbst ungerechten Verdachtes vorzüglich um seinetwillen unerträglich gewesen ist, und betrachtet sich als den Urheber seines eigenen Unglücks. Sein Fieber hat aufgehört; doch ist seine anscheinende Ruhe wohl nur eine Folge seiner festen Entschlossenheit.

Mit einer feierlichen Art kündigte er mir an, daß er in vier Tagen mit Delphinen eine zeugenlose Unterredung haben wollte. „Frau von Ternan," sagte er, „kann es mir nicht verweigern nach Allem, was sie mir Uebles zugefügt hat; sie fürchtet mich, sie scheuet sich, mit mir zu sprechen, und wird es nicht wagen, mich unnöthiger Weise aufzubringen. Ich will Delphine wieder sehen in der Nähe der Kirche, wo sie Herrn von Valorbens Beisetzung verstattet hat."

Ich kenne Leonce, seinen Charakter, seine Leidenschaft, seinen Schmerz, und wüßte ich auch, was ich ihm in seiner Lage sagen könnte, um ihn zu seiner Selbsterhaltung zu vermögen, ich weiß gewiß, er würde doch auf nichts hören. Delphine, wie Sie leicht denken können, wird Leonce nicht einen Tag überle-

ben, und so sollten zwei der edelsten Wesen umkommen! Nein, mögen alle Vorurtheile der Erde wider mich aufstehn, ich weiß, ich thue eine gute Handlung, wenn ich dem Leben wieder zu geben suche, die des glücklichsten Lebens so würdig sind. Ich verachte den Tadel, den ich wider mich reitze, in dem Asyl meines Herzens, das mich billigt, wird er mich nicht erreichen; dem Aufgeklärten ist seine Ueberzeugung sein Gewissen. Ich hoffe, daß mein Vohaben, von dem Sie in zwei Tagen mehr hören sollen, Ihren Beifall erhalten wird; er ist mir nothwendig. Je weniger ich auf das Geschrei beschränkter Geister höre, desto mehr gilt mir die Billigung meiner Freunde.

Vier und vierzigster Brief.

Herr von Lebensay an Fräulein von Albemar.

Den 13. August, neben der Abtei Paradis.

Ich glaube, mein Vorhaben ist mir gelungen; Sie selbst sollen davon urtheilen; Frau von Albemar hat

mir ausdrücklich empfohlen, Ihnen nichts zu verheimlichen.

Ich ging gestern Morgen zu ihr, und fragte sie, ob sie Leonce, der zu sterben unwiderruflich entschlossen wäre, retten wollte. — „Großer Gott!“ rief sie aus, „welch eine Frage! Habe ich eine andre Hoffnung, als mit ihm zu sterben? kann es eine andre für mich geben? Warum reißen Sie so in alle Wunden meines Herzens?“ — „Sie haben Gelübde ausgesprochen,“ nahm ich das Wort, „ohne daß irgend eins der vorgeschriebenen Erfordernisse dabei beobachtet ist; sie wurden auf die grausamste Weise Ihnen entrissen, und ich bin fest überzeugt, daß die religiöseste Gewissenhaftigkeit Ihnen die Zurückforderung Ihrer Freiheit gestatten würde, wenn Sie ein Mittel dazu hätten — dieses Mittel biete ich Ihnen an. Es giebt ein Land — und dieses Land ist Frankreich — wo alle Klostergelübde gesetzlich aufgehoben sind; dorthin wenden Sie sich mit Leoncen und vereinigen Sie sich, elende Vorurtheile verachtend, im Angesicht des Himmels, der billigend auf Sie herab schaut?‘ — „Was schlagen Sie mir vor!“ rief Delphine erbebend, „könnte ich ohne Schande einwilligen? glauben Sie es, sollte es möglich seyn?“ — „Vor bald einem Jahre,“ erinnerte ich sie, „antworteten Sie mir auf mei-

ne Vorstellungen über die Möglichkeit einer Scheidung, daß Sie nur eine, alle andre umfassende Pflicht kennten, so viel Gutes wie möglich zu thun, und nie Jemanden, wer es auch sey, zu schaden. Ich frage Sie jetzt, wem schaden Sie, wenn Sie sinnlosen, von der Verzweiflung allein abgedrungenen Gelübden absagen? Und Sie retten Leonce! ihn, um dessentwillen Sie zu dem unseligen Entschluß griffen, der Sie beide elend macht. Haben Sie selbst mir nicht gestanden, daß ihn die Liebe allein Ihnen eingegeben habe? So zerreiße denn die Liebe die verderblichsten Fesseln, die sie je schmiedete!" — „Wie!" warf mir Delphine ein, „Sie halten es für unmöglich, Leoncens Muth aufzurichten, seine Seele zu der Stärke zu erheben, daß er sein Leben dem Ruhm und der Tugend widme? Mein Schicksal bekümmre Sie nicht; ich fühle mich tödtlich getroffen, ich fühle, daß die Natur mir bald zu Hülfe kommen wird: entschließt er sich zu leben, ich werde in Frieden sterben." — „Nein" entgegnete ich ihr, „ich darf es Ihnen nicht verhehlen, nichts kann Leoncen vermögen, sein Verhängniß zu ertragen." — „Und er selbst" entgegnete sie mir noch immer, „würde er einen Schritt genehmigen, der seinen herrschenden Vorstellungen, der immer von ihm tief geehrten Meinung so sehr widerstreitet?" — „Bei einem gros-

sen Mißgeschick" widerlegte ich sie, „schwinden vor dem wirklichen Uebel die Fehler, die das Werk der erkünstelten Verhältnisse der Gesellschaft sind; im Getriebe der Welt schafft die Einbildungskraft, auf keine ernstern Gegenstände ruhend, sich erträumte Leiden, aber dem Tode gegen über fühlt man nur noch die Wahrheit. An dem Grenzpunkt des Daseyns wird Leonce mit Entzücken eine Hülfe ergreifen, die das Grab unter seinen Füßen schließt; vergönnen Sie mir, ihm diese Hoffnung zu geben." — „Lassen Sie mich," unterbrach mich Delphine, „ich bedarf einiger Stunden, um eine so unerwartete Idee, die meine ganze Geisteskraft in Anspruch nimmt, zu überdenken. Noch diesen Abend sende ich Ihnen meine Antwort." — Ich erhielt sie, nebst einem beigeschlossenen Briefe von Leoncen; ich setzte sie Ihnen beide her.

„Delphine, in dem Garten deines Gefängnisses, nicht weit von dem Ort, wo du selbst deinem Feinde ein düstres Asyl nicht versagt hast, will ich dich sehen. Erschrick nicht; ich bedarf einiger süßen Augenblicke vor dem letzten; ich will nicht endigen in der Stimmung, worin ich bin; nicht ein Augenblick von Wuth soll meinen Geist hinraffen! sanft durchdrungen von deiner Stimme, verathme

er! mache ihn würdig des Himmels, zu dem er sich aufschwingt!"

„Unglückliche! willst du mit mir sterben? willst du es? Es hat etwas vom Glück, mit einander aus dem Leben zu scheiden; ich reiche dir den Dolch, den du in mein Herz tauchen sollst, an seinem heftigen Klopfen wirst du es finden, ich leite das Eisen und deine Hand. Bald dann folgst du mir . . . . . doch nein . . . . . warte noch, ich will es; wer aber könnte es von mir zu fordern wagen, daß ich unter dem Grimm des Verhängnisses fortlebte, das uns trennt, da alle Umstände sich zu unsrer Vereinigung fügen? daß ich allein stehe in einer Welt, wo von Allem, was mir theuer war, nichts mehr um mich ist. Wer schaut jetzt in das Geheimniß meiner Leiden? wer hat meine Vergangenheit gekannt? für wen bin ich nicht ein neues Wesen? Sollte ich das Daseyn mit einem zerrissenen Herzen wieder von neuem anfangen? Kaum ertrug ich es, noch ehe ich litt; wie vermöchte ich es jetzt?"

„O Delphine, laß mich noch einen Tag an deinen Blicken hangen, deine Stimme vernehmen! Glaube mir, es liegt viel Süßes im Tode, ich will es ganz auskosten. In diesem Tage erblicke ich eine lange Zukunft; ja, alle Gefühle, die der Mensch empfin-

den kann, werden in ihm zusammen gedrängt, verschmolzen seyn; und wenn dann die Sonne sich ins Meer senkt, wird die Natur, die mich durch alle die tiefsten und innigsten Gefühle gehen ließ, nicht mit mir abgerechnet haben?"

„Wenn ich dich wieder sehe, trage ich schon den Tod in meinen Adern; gegen das Ende des Tages werden sich allmählig meine Augen verfinstern, aber die letzten Züge, die sie noch auffassen, werden die deinigen seyn. Delphine, morgen sage ich dir alle meine Gedanken; in einer solchen Lage ohne Zukunft, ohne Hoffnung, wird meine ganze Seele sich in die deine ergießen, der höchste Genuß der innigsten Hingebung mir werden. Die Bande des Lebens im voraus zerrissen, erwarte ich von ihm dann nur noch einen letzten Tag, eine letzte Stunde der Liebe an deiner Seite verlebt. Delphine, fürchte nichts; der morgende Tag läßt dir eine süße Erinnerung, hoffe auf den morgenden, statt ihn zu fürchten. Der Tod deines so zu ihm bereiteten Freundes scheine dir, was er für ihn ist, ein glücklicher Augenblick in einem furchtbaren Verhängniß! Lebe wohl."

Leonce.

„Ein Brief von Leonce, mein Herr, den ich beischließe, hat mich vollends bestimmt. Schreiben Sie ihm Ihre Gründe, was er beschließen wird, genehmige ich."

„Ich hätte gewünscht, eine Freundin von mir, Frau von Cerlebe, die seit einigen Tagen wegen einer Krankheit ihres Vaters abwesend ist, befragen zu können. Ihr Verstand kommt gewiß nicht dem Ihrigen gleich, aber sie ist Weib, und in der Beurtheilung weiblicher Pflichten muß ihre Meinung strenger seyn. Indeß, hier findet kein Aufschub statt, und ich unterwerfe mich Ihren Einsichten und Leoncens Entscheidung."

„Gleichwohl entgeht es mir nicht, welch einem Unglück ich mich aussetze. Es ist möglich, daß Leonce meine Einwilligung mißbilligt, daß sie seine Liebe zu mir vermindert, und dieser Gefahr würde ich die fürchterlichsten Qualen vorziehn. Aber es gilt Leoncens Leben und nicht das meinige, alles verschwindet vor dieser Ansicht. Mir ward kein ruhiger Augenblick, seit ein Mann, den ich nicht liebte, um meinetwillen den Tod fand, und ich sollte den Liebenswürdigsten, den Edelsten aller Männer ins Grab stürzen? Nein, die Schande selbst, wenigstens die, welche keine innern Vorwürfe begleiten,

ist leichter zu erdulden als die Verzweiflung des Geliebten."

„Mein Herz spricht mich von aller Schuld rein, aber nicht so die Welt; der Schritt, den *ich thue*, wird die Meinung bis zur Erbitterung gegen mich aufbringen. Vielleicht braucht Leonce nur zu wissen, daß ich den Gedanken daran nicht mit Abscheu von mir gewiesen, um gegen mich zu erkalten. Nun, er wisse es! Bin ich ihm nicht mehr Alles, so wird er ohne mich leben können, und mehr, als daß er lebe, verlange ich nicht; ihn zu retten, ist mir jedes Opfer möglich. Morgen würde er seinen edlen heldenmüthigen Geist in meinen Armen aushauchen; das letztemal, als ich ihn sah, rief mein Geschrei, riefen meine Thränen ihn ins Leben zurück, und in wenigen Stunden sollte ich ihn wieder so leblos sehen, und leblos für immer! Ich würdige mich vielleicht in seinen Augen herab; aber, er nehme Ihren Vorschlag an, oder er verwerfe ihn, auf jeden Fall wird er leben; der Eindruck, den er empfängt, muß auf irgend eine Weise ihn von seinem furchtbaren Entschluß abbringen. Vernichte ich auf diese Art seine Liebe zu mir, so werde ich zu sterben wissen; aber dann überlebt er mich; und meine

Absicht ist erreicht. Schreiben Sie ihm also, daß ich einwillige."

Delphine.

Gleich nach Empfang dieser Briefe schrieb ich an Leoncen folgenden:

„Werden Sie einem Rath Gehör geben, der muthig, kraftvoll und heilsam ist, einem Rath, der Sie aus dem Abgrund des Elendes rettet, um Sie und Delphine zu dem edelsten und glücklichsten Loos auf Erden zu erheben? Werden Sie sich zu einem Schritt entschliessen können, der freilich wider das, was Sie durch Ihr ganzes Leben beständig geschont haben, wider die Uebereinkommnisse verstoßt, aber mit der Sittlichkeit, der Vernunft und der Menschlichkeit zusammen stimmt?"

„Ein geborner Protestant, bin ich freilich nicht in der Ehrfurcht für Einrichtungen erzogen, die, allen Trieben der Natur und des Herzens zuwider, so viel unschuldige Wesen zur Aufopferung ihrer natürlichsten Empfindungen und zur Marter ihres Lebens verurtheilen; aber um so eher glaube ich meinem Urtheil trauen zu dürfen, da keine vorgefaßte Meinung auf dasselbe einwirkt. Ein freies und edles Gemüth erkennt keine Forderungen als

das allgemeine Pflichtgebot, das Alle bindet, nicht aber Pflichten, die von erkünstelten Verhältnissen, von dem Eigenwillen des Gesetzgebers, von der Willkühr der Priester abhängen, und das Gewissen der Entscheidung von Menschen unterwerfen, die seit langer Zeit unter dem Joch der Vorurtheile und des Eigennutzes standen. Gewiß, die wahre Sittlichkeit ist für Alle zu wichtig, als daß nicht der Schöpfer Allen das erforderliche Maaß von Geisteskraft gegeben hätte, um sie einzusehen und zu üben. Was der Stimme eines reinen Herzens widerspricht, kann nie ein Gebot der Pflicht seyn. Gönnen Sie mir Gehör."

„Frankreichs Gesetze entbinden Delphine von Gelübden, die eine furchtbare Gewalt der Umstände ihr abgezwungen haben. Wenden Sie sich wieder nach dem glücklichen Boden Ihres Vaterlandes; dort, vereint mit der Geliebten, leben Sie, der glücklichste Mann, der würdigste es zu seyn. Sie wollen lieber sterben, als Delphinen entsagen, und noch hat die Idee, die ich Ihnen vorlege, sich Ihrem Geiste nicht dargestellt! Ist es ein Gatte, der Ihnen Ihre Freundin raubt? irgend eine wahrhafte Pflicht, die sie von Ihnen trennt? Was steht zwischen Ihnen und ihr? Ein Schwur! Gott gelei-

ſtet, — ach, wir kennen ſo wenig unſre Verhältniſſe zu dem höchſten Weſen, aber ohne Zweifel kennt er unſre Natur zu gut, um unwiderrufliche Gelübde je von uns anzunehmen."

„Den Tag zuvor, als Frau von Albemar den Schleier nahm, war ihr Gemüth ein Raub der fürchterlichſten Unentſchloſſenheit; was ihre Lippen ausſprachen, gab ihr die Betäubung eines Augenblicks ein, gefolgt von der bitterſten Reue: und ihr ganzes Verhängniß ſollte an dieſen Augenblick gebunden ſeyn, der die Willenloſe wie eine äuſſere Macht, gegen die kein Widerſtand ſtatt findet, hinriß? Ach von einem Lebensalter zum andern iſt oft in dem Charakter deſſelben Menſchen ein größerer Unterſchied als zwiſchen zwei Weſen, die einander in keinem Punkte berührten; und der Menſch von Einem Tage ſollte den Menſchen für die ganze Lebenszeit in Feſſeln ſchmieden? Was hat nicht die Einbildungskraft erſonnen, um ſich ſelbſt zu binden, aber von allen ihren Hirngeſpinnſten iſt keines ſo unbegreiflich, keines ſo ſchaudervoll als ewige Gelübde. Die moraliſche Natur empört ſich gegen den Gedanken einer die ganze Folgezeit umfaſſenden Sklaverei; frei ward uns die Zukunft gegeben, um

in ihr die Hoffnung zu stellen, und nur das Verbrechen konnte sie uns auf immer rauben."

„Hängt das Loos Andrer an unsern Versprechungen, dann freilich können heilige Pflichten uns für immer an sie fesseln; aber das allmächtige und allgütige Wesen bedarf es nicht, daß sein Geschöpf einem unüberlegten Gelübde, das es ihm leistete, treu sey. Die Gottheit, die durch die Stimme der Natur zu dem Menschen spricht, untersagt ihm, irgend eine Verbindlichkeit einzugehen, die allen natürlichen Trieben wie allen gesellschaftlichen Tugenden widerstreitet; und wenn Unglückliche in einem Wahnsinn der Verzweiflung allen Gaben der Natur abschworen, so kann der Wohlthäter, von dem sie sie erhielten, es ihnen nicht verbieten, von diesem langsamen Selbstmorde abzustehn, um Gutes zu thun und zu lieben."

„Ich weiß, Sie denken über die Thorheit religiöser Gelübde wie ich; aber ich kenne auch die Macht, welche die Furcht vor dem Tadel — falls das Unglück nicht ihre Denkart geändert hat, — über Sie übt. Ich sah zu Zürch, als ich, Sie auf den fürchterlichsten Schlag in Ihrem Leben zu bereiten, Sie zur Verachtung des öffentlichen Urtheils aufrief, ohne welche ich keine Rettung für Sie sah,

Sie bei dem blossen Gedanken erzittern. Vielleicht auch widerstrebt es Ihnen, französische Gesetze zu benutzen, welche die Folgen einer Revolution sind, die nicht Ihren Beifall hat."

„Mein Freund, diese, leider von so vielen Freveln befleckte Revolution, wird die Nachwelt würdigen nach der Freiheit, die sie Frankreich sichern wird. Sollten aus ihr nur andre Formen von Sklaverei entspringen, so wäre sie die schändlichste Periode in unsrer Geschichte; geht aber die Freiheit aus ihr hervor, so ist mit dieser das Glück, der Ruhm, die Tugend, kurz Alles, was auf Erden das Edelste ist, so innig verbunden, daß man um ihrentwillen sich mit den Ereignissen, die sie herbei geführt haben, aussöhnen wird."

„Uebrigens kommt es auch hier nicht auf den Werth oder Unwerth der französischen Gesetze an. Nehmen Sie bloß alle Umstände zusammen, die bei Delphinens Gelübden eingetreten sind, die Uebereilung, mit der man sie betrieben, die Mittel, die Frau von Ternan ins Spiel gesetzt hat, um das Noviziat abzukürzen: welches Tribunal der Billigkeit, in welchem Lande, in welcher Zeitperiode es auch sey, würde Delphine von ihren Verpflichtungen nicht lossprechen? Hier findet kein Einwurf des

Zartgefühls, keine Bedenklichkeit des Gewissens statt; es kann also bloß noch von Einem Hinderniß die Rede seyn, von dem Tadel der Mehrsten Ihres Standes, mit welchen Sie leben."

„Aber ist er denn ein so großes Uebel, dieser ungerechte Tadel, selbst wenn er durch nichts zu entwaffnen wäre? Glücklich, der beglückteste Sterbliche, durch häusliche Freuden, leben Sie in der Einsamkeit, und entsagen Sie dem Umgang mit Personen, deren Meinung Ihnen ungünstig ist. Sie vergessen die Menschen, die Sie nicht sehen, und wählen sich für Ihre Existenz einen andern Kreis, der Sie achtet. Es giebt kein Heilmittel für die Einbildungskraft, wenn die nehmlichen Umgebungen die nehmlichen Eindrücke erneuern; aber sie genaß, wenn während einer langen Zeit ihr nichts den Gegenstand vorführt, der sie verwundet. Fast in jedem Menschen liegt ein Zug von einer Ueberspannung des Geistes, von einer wunden Reitzbarkeit, die sich selbst Leiden schafft, von einer kränkelnden Schwäche, die man sich nie eingesteht, die aber auf unsre Handlungsweise mehr einwirkt, als alle Gründe, die man für sie anführt. Es ist ein Zustand der Seele, worin sie ihrer nicht mächtig ist, und den die besondre Lage eines Jeden hervor bringt.

Man muß dann sich selbst behandeln, wie einsichtsvolle Aerzte eine gänzliche Zerrüttung der Vernunft, die Gegenstände vermeiden, welche zu reitzend auf uns wirken, sich eine neue Lebensweise erschaffen, neue Beschäftigungen vornehmen, seine Phantasie zu überlisten suchen, statt sie zu unterjochen; denn auf unsre Glückseligkeit hat sie immer einen Einfluß, wenn man ihr auch keinen auf unser Verhalten verstattet. Sie sehen, ich bin weit entfernt, Ihnen mit philosophischen Gemeinplätzen die Besiegung Ihrer Reizbarkeit für das Urtheil der Welt anzurathen; ich wünschte bloß, Sie wählten sich eine Art zu leben, die Sie gegen die Aufregung derselben schützt. Und welch eine Einsamkeit wartet Ihrer an Delphinens Seite, im vertrauten Umgang mit einigen vorurtheilsfreien und an Ihr Glück theilnehmenden Freunden!"

„Sie wollen sterben, sagen Sie. Aber bedenken Sie auch, daß Sie zugleich Delphine opfern? Sie wird Sie nicht überleben, das leidet keinen Zweifel. Und Beide wollten Sie dem glücklichsten Loose, der Liebe in der Ehe, entsagen, weil es einige Menschen giebt, die Sie tadeln würden? Denken Sie sich von Allen, deren Urtheil Sie fürchten, jeden einzeln: wen finden Sie unter ihnen, der den

Verlust nur Eines Tages, nur Einer Stunde gelebt mit Delphinen, verdient? Es läßt sich im Allgemeinen vielleicht ein Gesichtspunkt auffassen, aus dem die Furcht vor der Verurtheilung der Welt sehr edel erscheint; aber ins Einzelne gegangen, was haben Sie zu befürchten? daß man einen Besuch Ihrer Frau nicht abstattet, daß sie eine Einladung nicht erhält, daß man eine Verbeugung ihr verweigert; könnten Sie ohne ein Gefühl von Schaam solche erbärmliche Höflichkeitsbezeigungen, die man auch dem Verächtlichsten, der die Macht zu schaden hat, zugesteht, gegen Glück und Liebe abwägen?"

„Wessen Bewußtseyn freilich mit dem Gerede der Welt in einem furchtbaren Einklang steht, den kann Jeder demüthigen, und seine Seele verliert die Kraft, sich wieder aufzurichten; Ihnen aber, Leonce, wie könnten Ihnen Liebe und Tugend, das Glück des Herzens und die Ruhe des Gewissens nicht genügen? Versetzen Sie sich in Gedanken, von einem Sturm verschlagen, mit Delphinen ans Gestade des Oronooko, würden Sie nicht sich vollkommen glücklich fühlen? Und hier, wo Ihnen das nehmliche Glück winkt und noch obendrein alle Freuden und Genüsse der Kultur und der

Künste sich Ihnen darbieten, sollten Wesen, die nichts für Sie empfinden, die ganze Stunden zu Ihrer Verunglimpfung verschwenden, aber, auch nicht Eine aufwenden würden, Ihnen in dem dringendsten Fall einen Dienst zu leisten, sich zwischen Sie und Delphinen drängen, und Sie hindern können, selig in ihren Armen zu seyn? Gar sehr würden diese Leute sich über das Opfer wundern, das Sie ihnen brächten, wie würden sie sich brüsten, daß sie so furchtbare Richter sind! welch ein Triumph für sie, mit ihren ohnmächtigen Waffen einen Charakter so tief verwundet zu haben, den sie zu treffen sich selbst nie schmeichelten! Ein Leonce könnte sterben und eine Delphine mit ins Grab ziehn, nicht für die Liebe, sondern aus Kleinmuth vor dem elenden Gerede eines Zirkels von blödsinnigen Thoren und Thörinnen, aus dem er sich eine Freundin zu wählen verschmähen würde! ihm könnte die aufopfern, die ihm der Himmel an einem Tage der Freigebigkeit schenkte!"

„Leonce, ich habe Ihre Verzweiflung auf ihre einzige Quelle zurück geführt, Ihren Schmerz selbst in Ihren eigenen Augen herabgewürdigt. Verscheuchen Sie die Phantome, die Sie noch ängstigen. Blicken Sie auf zum Himmel, wieder hin in die

Natur, besteigen Sie die Berge, die uns umringen, überschauen Sie von ihrem Gipfel die Erde, und sagen Sie, ob Sie es nicht fühlen, daß alle die Armseligkeiten der Gesellschaften, alle ihre elende Peinigungen unter dem Nebel der Städte bleiben, und sich nicht über sie erheben. Glauben Sie mir, in den beständigen Reibungen mit Menschen trübt sich der helle Blick des Geistes, erlahmt die Schwungkraft der Seele; das Talent, die Liebe und die Tugend, diese Götterfunken, entzünden sich nur in der Einsamkeit. In ihr, mit Delphinen in ihr, können und werden Sie glücklich seyn. Beide voll Jugend, die heilige Flamme der Liebe und aller edeln Empfindungen im Herzen, stehen sie vor einem geöffneten Himmel, und Sie könnten den Entschluß fassen, sich an der Schwelle desselben zu vernichten! Die Natur in ihrem schönsten Schmuck, unter dem heitersten Horizont ladet Sie zum Genuß ihrer reichsten Segnungen ein, und schlechte Menschen könnten ihrer Stimme Ihr Ohr verschliessen? Die Bestimmung des Menschen spricht noch kaum vernehmbar aus allen diesen von den Leidenschaften und dem Eigennutz tausendfach verschlungenen Verhältnissen der Gesellschaft; der Schöpfung wohlthätig erhabenen Zweck werden Sie in Ihrem Herzen wieder fin-

den, ihn begreifen mitten unter den Schönheiten der Natur, ihn verehren zu den Füssen Delphinens! Ich fühle es, mein Freund, Ihr Herz würde mir zürnen, wenn ich noch irgend ein Wort hinzusetzen könnte."

„Delphine weiß um den Rath, den ich Ihnen gebe, und billigt ihn. Dem weiblichen Geschlecht ist es vielleicht vergönnt, vor der Meinung zu zittern; aber Männern und vorzüglich einem kommt es zu, sie zu beherrschen oder sich von ihr frei zu machen."

Herr von Mondoville, als er meinen Brief empfangen, hielt sich drei Stunden eingeschlossen, und gab dann meinem Bedienten mit einer ruhigen aber ernsten Miene die Antwort, die ich gleichfalls beifüge, ohne mich jedoch zu sich einzuladen; seinen Leuten verbot er, den Abend über in sein Zimmer zu kommen.

„Delphine hat zu Ihrem Vorschlag ihre Einwilligung gegeben; ich nehme ihn an. Er verändert ihr und mein Schicksal; wir werden leben und mit einander leben, welch' unerwartete Zukunft! Morgen sollte mein letzter Tag seyn, er wird der erste einer neuen Existenz. Endlich dann wird Delphine

glücklich! Leben Sie wohl, mein Freund, ich verdanke Ihnen das Leben, und mehr noch als das Leben, da Sie glauben, daß Delphine mir im Tode gefolgt wäre. Ich bitte Sie, die Anstalten zu unsrer Abreise und zu unsrer Ansiedelung zu besorgen; nach so heftigen Erschütterungen fühle ich mich unfähig zu Allem."

Leonce von Mondoville.

In den ersten Augenblicken war ich mit dem Briefe vollkommen zufrieden, und brachte ihn voll Freude Delphinen. Sie las ihn schnell durch, dann noch einmal langsam. „Die Entschließung," sagte sie mir, indem sie ihn mir zurück gab, „kostet ihm unendlich. Sehen Sie, was sein erster Gedanke ist: meine Einwilligung; und weiterhin hofft er, daß ich glücklich seyn werde; von sich selbst sagt er kein Wort. Und dieser Auftrag an Sie, die Anstalten zu treffen: ist er nicht ein Beweis, daß sie ihm peinlich fallen? Und dann noch so viele andre kleine Anzeichen .... Doch er wird leben; der Eindruck ist gemacht, er wird leben! Mein Freund," setzte sie hinzu, „schließen Sie nichts ab, ich selbst will mir die Entscheidung meines Schicksales vorbehalten. Von Frau von Ternan, der mein Kummer zur Last wird, und die Leon-

cens Unwillen fürchtet, werde ich leicht die Erlaubniß erhalten, auf vierzehn Tage nach Baden ins Bad zu gehen; der Zustand meiner Gesundheit spricht dafür hinlänglich. Diese vierzehn Tage will ich mit Leoncen zubringen, wir können während der Zeit frei und offen mit einander sprechen, und wie es sich auch entscheide, wenigstens habe ich ihn doch von seinem schrecklichen Vorhaben abgebracht."

In dieser Lage, mein Fräulein, befinden sich jetzt zwei Personen, die so sehr verdienten glücklich zu seyn. Hoffentlich werden während ihres Aufenthalts zu Baden Delphinens Besorgnisse und Leoncens Unmuth völlig schwinden; ich habe ihnen alle Hülfe geboten, die Freundesrath der Liebe geben kann, ihr Schicksal hängt jetzt nur von ihnen selbst ab.

Fünf und vierzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Baden, den 18. August 1792.

Sie wissen, liebe Louise, durch Herrn von Lebensay um meine ganze Lage. Die neuen Vorfälle in Frankreich haben ihn genöthigt, uns zu verlassen, die Besorgnisse für seine Frau liessen ihm keinen ruhigen Augenblick mehr. Diesen Morgen, als ich in Baden eben eingetroffen, kam er, Abschied zu nehmen, mit Leoncen zu mir. Seit dem Vorschlage, den ihm Herr von Lebensay gethan, hatte ich Leoncen nicht wieder gesehn; es dünkte mir unschicklich, seinen Besuch im Kloster noch ferner anzunehmen, doch fiel es mir auf, daß er sich in meine Weigerung ohne alle Einwendung fügte. Sein bewegtes Gefühl bei unserm Wiedersehn hat mich tief gerührt; wenigstens weiß ich, daß ich in seinem Herzen nichts verloren habe. Allein haben wir einander nicht gesprochen, auch suchte er keine Gelegenheit dazu; wir beschäftigten uns beide nur mit

Herrn von Lebensays Abreise. Daß ich von keinem andern Gegenstande sprach, war sehr natürlich, aber warum brachte Leonce keinen andern in Anregung?

Louise, diese Hoffnung, Leoncens zu seyn, indem ich meinen Gelübden entsage, hatte mir anfangs nur einen Schauder eingeflößt; jetzt hat sie sich meiner Seele mit ihrem ganzen verführerischen Zauber bemächtigt. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich nicht auch dieses Band an das Leben, das Herrn von Lebensay's Freundschaft so theilnehmend anknüpfte, zerreissen würde, spürte ich bei Leoncen die mindeste Abneigung. — Nein Leonce, wenn dein Herz nicht den Wünschen des meinigen entspricht, ich werde dir keinen Vorwurf machen, ich werde dir verzeihn, und dich der Welt und ihrer Anerkennung wieder geben; und ist mein Verlust für dich nur noch ein Kummer, der dir zu leben verstattet, so ist es mir verstattet zu sterben.

Lange, liebe Louise, habe ich keine Briefe von Ihnen erhalten; sind Sie krank oder wollen Sie nicht mit mir über meine Lage sprechen? Sie haben Recht, ich würde fürchten, Ihre Meinung zu erfahren, wenn sie nicht zu meinen Wünschen stimmt. Ich schwebe in einem von jenen Augenblicken des Lebens, wo man sich nur den Ereignissen unterwerfen will. Mich verlangt nach keinem Rath; hingerissen werde ich von so

unwiderstehlichen Empfindungen, daß nichts, was nicht Er ist, auf mich einwirken kann. Ich glaube nicht, nein, ich glaube es nicht, daß ich die, soll ich sagen wohlthätige oder furchtbare Entschließung, die mich frei machen würde, ausführe; aber von allen Gründen, die man mir dagegen aufstellen könnte, macht mich keiner wankend. Ich bin stolz auf meine Leidenschaft für Leonce, sie ist mein Ruhm und meine Bestimmung; was mit ihr im Einklang steht, ehrt mich in meinen eigenen Augen; seit ich nicht mehr fürchte, durch meine Liebe das Glück irgend eines Wesens zu stören, überlasse ich mich ihr, wie fromme Seelen ihrer Andacht. Was ich seyn kann, bin und werde ich durch Leonce; liebt er mich, wählt er mich zur Gefährtin, vor wem dürfte ich erröthen? wer könnte sich mit mir messen? Aber Er, was denkt er? was fühlt er? Errathen Sie es, meine Schwester? Können Sie es mir anzeigen? Ach, sprechen Sie mir von nichts als von ihm!

Sechs und vierzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Baden, den 20. August.

Nein, er überläßt sich der Zukunft nicht ohne Kummer! Gestern Abend waren wir seit fast einem Jahre, nach so viel für uns beiden schrecklichen Ereignissen, zum erstenmal allein. Bei seinem Eintritt suchte er mit den Augen Herrn von Lebensay, der, wie er wußte, noch nicht abgereist war; ehemals, wenn er zu mir kam, suchte er Niemand außer mich. „Meine theure Delphine," faßte er meine Hand, „ich habe meine ehrwürdige Mutter, meinen Sohn, meine ganze Familie verloren;" — er hielt inne — „aber mit dir" — fuhr er fort — „vereinige ich mich, ich werde noch zu glücklich seyn." Ich drückte seine Hand, ohne ein Wort zu sagen; ich muß ihn beobachten, ach, daß ich es muß! O der glücklichen Zeit, wo ich in meinem eigenen Herzen Alles las, was in dem seinigen vorging!

Es folgte eine lange Pause. „Delphine," sagte er dann, indem er einen Arm um mich schlug, „du bist es, ja du bist es selbst! du hast jene Todtenhülle abgelegt, o wie kann ich dir danken!" — „Ja," erwiederte ich, „für eine Zeitlang habe ich sie abgelegt." — „Für immer!" rief er, „um meinetwillen hattest du jene Gelübde ausgesprochen, ich muß deine Fesseln brechen, ich muß dir die Existenz wiedergeben, die du mir opfertest, ich muß" .... Er hielt selbst inne, als fühlte er, daß dieses so oft wiederholte muß mein Herz kränken könnte. „Ach," fuhr er fort, „ich habe seit einiger Zeit soviel gelitten, daß mir noch immer so weh ums Herz ist, als wären die Stürme noch nicht vorüber." — „Wir werden mit einander sprechen," nahm ich das Wort, „von Allem, was auf unsre Lage Bezug hat, von unsrer Zukunft." — „Wovon werden wir sprechen?" fiel er rasch ein, „ist nicht Alles entschieden? Nichts ist mehr zu sagen." — „Nichts mehr?" versetzte ich, „ach, Leonce! muß so" .... Er ließ mich meinen unbedachten Vorwurf nicht endigen, warf sich mir zu Füßen, und drückte mir seine Liebe mit so viel Innigkeit aus, daß sich, indem ich ihm zuhörte, allmählich meine Besorgnisse zerstreueten. Als er mich wieder beruhigt sah, schwieg er, und versank von neuem in sein Träumen. Er

wollte mich glücklich wissen, und wenn er glaubte, daß ich es wäre, fühlte er nicht mehr das Bedürfniß, mit mir zu sprechen.

Er soll sich erklären, er soll es! Wie! ich sollte seine Hand annehmen, wenn er glaubte mir durch sie ein Opfer zu bringen? Schon einmal hat uns sein Charakter getrennt; soll er es noch einmal, so sey es ohne Wiederkehr! Mit dem Schwinden dieser letzten Hoffnung endet Alles, Alles bis auf die Wollust, die in der Trauer der Wehmuth liegt: wo, in welcher Freistätte hüllte mich eine so dichte Finsterniß ein, um in ihr meine Empfindungen zu verbergen? Würde der Tod selbst sie bis auf die letzte Spur tilgen können? O Louise, ist es ein Blendwerk meiner Phantasie, oder wäre es wahr? . . . . nein, noch glaube ich es nicht; nein, glauben Sie es nie!

Sieben und vierzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Baden, den 24. August.

Heute besuchte ich mit Leonce die Gebirge und die Wälder um Baden. Es war acht Uhr und einer der schönsten Morgen. „O wie wohl thut der Anblick der Natur," sagte Leonce, als wir in einiger Entfernung von der Stadt waren; „er läßt uns die Menschen vergessen. Dringen wir tiefer in diese Waldungen, daß ich nicht mehr Wohnungen sehe, daß in der Schöpfung Niemand sey als du und ich! Ach, wie wohl würde uns dann erst seyn!" — „Und was thun uns," fragte ich ihn, „andre Wesen, die leben und sterben wie wir, sich vielleicht lieben, wenigstens eben so viel leiden, als wenn sie sich liebten, und unser Mitleid selbst dann verdienen, wenn wir den größten Anspruch auf das ihrige haben?" — „Was sie uns thun?" wiederholte Leonce mit Heftigkeit, „sie beurtheilen uns! aber mögen sie es! vergessen wir sie." Und er

beschleunigte seine Schritte der Waldung zu. Ich fühlte, daß ich blaß wurde, die Kräfte verließen mich; seit einiger Zeit bin ich sehr hinfällig, und vielleicht befreiet mich bald der Tod von den Drangsalen meines Verhängnisses. Leonce sah die Veränderung in meinem Gesicht, und bat mich mit der lebhaftesten und rührendsten Theilnahme, mich zu setzen: sein Herz strömte in den zärtlichsten Ausdrücken und Gelobungen über. Er gewahrte nicht, daß er, indem er mich über seine geheimsten Gedanken beruhigte, sie mir enthüllte, und mir anzuhören gab, was er mir noch nicht gesagt hatte.

Ich ließ mir in meinen Antworten nichts entschlüpfen, was ihm meine Bemerkungen andeuten konnte, kehrte aber mit dem Entschluß zurück, ihn morgen eine entscheidende Frage vorzulegen, und ihn von allen Versprechungen zu entbinden. Wie wird ihm seyn, wenn ich ihm sein eigenes Herz aufdecke! — und mir vollends! Vergebens suche ich einen Ausweg, alle sind mir verschlossen. Begierig ergreife ich jede Idee, die sich mir darbietet, aber das Nachdenken überzeugt mich bald, daß sie unmöglich ist. Wenn alle Hoffnungen schwinden, wenn keine Aussicht mehr bleibt, ich will nicht sagen, glücklich zu seyn, aber Linderung zu fühlen, sollte dann nicht das Leben von selbst auf-

hören? Aber ach, die Natur, verschwenderisch mit Schmerzen, scheint geheimnißvoll vor dem letzten anzuhalten, vor dem, der unsre Kräfte übersteigen, und uns vom Daseyn befreien würde.

Ich glaubte viel gelitten zu haben, gleichwohl kannte ich noch nicht die Marter, dem Geliebten gegen über sich Zwang anzuthun, sich mit ihm allein gedrückt zu fühlen, wie wenn ein Dritter im Zimmer wäre, der uns mit ihm zu sprechen hinderte. Wenn Leonce abwesend war, wie sehnte ich mich nach ihm! jetzt ist er neben mir, und ich kann mir nicht sagen: du bist glücklich. Er liebt, das fühle mich, ich so heiß wie je, und gleichwohl verstehen wir uns nicht; unsre Seelen meiden sich; nie haben die Pflichten, die uns trennten, nie die Vergehungen, deren er mich im Verdacht hatte, eine solche Scheidewand zwischen uns gezogen: aber uns beiden schaudert vor der Erklärung, weil wir wohl fühlen, daß es ums Leben geht. Doch werde ich sie von ihm fordern; wenn gleich jedes Wort, das wir dann aussprechen, unwiderruflich seyn wird. Auf den Grund seines Herzens will ich schauen, in seinen innersten Empfindungen lesen; sie würden, wenn sie auch einer Aufwallung der Liebe wichen, bald wieder in ihrer ganzen Stärke zurückkehren.

Morgen dann . . . . nein . . . . es ist zu bald! ich will mir einige Tage schenken, um Kräfte zu sammeln. Wie? morgen wäre Alles entschieden? Alles? da ich noch zögere, mir noch die unbestimmten schwankenden Empfindungen bewahren kann, die mich schwebend über dem Abgrund halten? ich lasse von ihnen, und stürze in seine bodenlose Tiefe. Louise, bedauern Sie mich; nie gab das Unglück größere Ansprüche auf Mitleid.

Acht und vierzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Den 30. August.

Noch ist mein Loos nicht entschieden, aber der Augenblick naht, der unwiderrufliche! Gestern unterhielt mich Leonce von den neuesten Auftritten in Frankreich, von seinem empörten Gefühl über die Greuelscenen, seinem ehemaligen Verlangen, sich mit den Ausgewanderten für die Herstellung der Ordnung zu vereinigen; es entschlüpften ihm sogar einige Worte,

die eine Deutung, daß er noch jetzt dieses Verlangen nähre, zuließen. Ich hörte ihm zu — mit welcher Empfindung kann ich Ihnen nicht beschreiben. Es war das erstemal, daß er mit mir von sich ohne Beziehung auf mich sprach, das erstemal, daß er mir eine Empfindung ausdrückte, ein Vorhaben anzeigte, ohne sie an die Liebe zu knüpfen, oder doch zu knüpfen zu suchen. Eine tödtliche Kälte fuhr durch mein Herz, Alles um mich schien in Nacht zu versinken, ich war unfähig, eine Sylbe aufzubringen.

Leonce wollte fortfahren, und brachte, indem er aufstand, mit großer Anstrengung folgende Worte hervor: „Warum sollte ich nicht thun, was die Ehre von mir heischt?" Schon glaubte ich, Alles wäre gesagt, und wahrscheinlich mochte sich auf meinem Gesicht die Verzweiflung ausdrücken; denn kaum fiel Leoncens Blick auf mich, so rief er aus: „O ich Unmensch!" und stürzte besinnungslos zu meinen Füssen. Gott, was empfand ich bei diesem Anblick! die leidenschaftlichsten Gefühle der Liebe kehrten alle in meine Seele zurück. Ich rief Leoncen ins Leben, und als er mich vernehmen konnte, wollte ich Allem entsagen, ihm Alles, selbst die Empfindungen, die uns trennten, verzeihn; aber so oft ich anfing, unterbrach er mich mit der Bitte: „Bei Allem, was heilig ist, halt

ein! ich leide zu viel! willst du mich sterben sehn?" Nur zu sehr ließen mich seine entstellten Züge einen Rückfall in seinen vorigen Zustand befürchten.

„Am Herzen," er fuhr mit der Hand darnach, wie um eine peinende Marter zu lindern, „fühle ich einen stechenden Schmerz." Ich stand in einer Angst, die über Alles ging, was ich je empfunden habe. Ich scheuete mich zu reden, um nicht seine Leiden zu vermehren, und doch hätte ich so gern gesprochen, ihm so gern seine Freiheit zurück gegeben, und ihn eines Kampfes enthoben, der zwar mein Herz verwundete, dessen Anblick mich aber mit dem tiefsten Mitleid erfüllte. Er machte mir jede Erklärung unmöglich, wich jeder Annäherung aus, und verließ mich, kaum fähig, sich aufrecht zu halten, aber noch weniger, zu bleiben, oder das Schweigen zu brechen.

Ach, kann ich mir noch verhehlen, welche Gefühle ihn bestürmen? O Louise, warum mußte mir die Hoffnung wieder schimmern? Wußte ich nicht, daß ich dem Unglück nie entrinnen würde?

Neun und vierzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Den 8. September 1792.

Der Zufall hat Alles entschieden; ich weiß Alles, und mein Entschluß ist gefaßt; aber ich hoffe, er soll mir das Leben kosten.

Seit dem letzten Auftritt setzten ich und Leonce, wie von einem geheimen Schauder, von einer geheimen Verabredung gehalten, das Schweigen über die Zukunft und unsre Entwürfe fort; unsern Unterhaltungen nach hätte man glauben sollen, wir hätten gar keinen Entschluß zu fassen, keinen Plan zu entwerfen, sondern lebten bloß in einem still wehmüthigen Verhältniß.

So hatten wir den Morgen zugebracht, beide sinnend, beide uns scheuend, diesen Tagen, wo wir noch Hand in Hand, Eins noch an das Andre gestützt gingen, ein Ziel zu setzen. Ich hatte bemerkt, daß Leonce, wenn er mich zu Hause führte, beständig einen

Umweg nahm, um nicht durch die Stadt zu gehn; diesen Morgen erwartete ich das Nehmliche, als wir mehrere Personen der Post zu eilen sahn, weil, hörten wir sagen, sehr schlimme Nachrichten aus Frankreich eingetroffen wären. Wir ließen uns von dem Strom mit fortziehen, und als wir mitten in der Gruppe standen, hörten wir um uns flüstern: „Sehen Sie dort jene Nonne, die aus ihrem Kloster geflüchtet ist, um den jungen Mann zu heirathen?" worauf einige Frauen von unfreundlichem, widerwärtigem Gesicht einfielen: „Das sind die saubern Grundsätze, womit man jetzt in Frankreich mordet! man sollte hier einen solchen Skandal nicht dulden!" Leonce wandte sich gegen sie mit einer drohenden Bewegung. „Wozu," hielt ich ihn zurück, „wozu ein Aufsehen machen, das noch erbittern würde?" Entfernen wir uns!" — Er folgte mir, aber auf unserm Rückwege sah ich große Schweißtropfen von seiner Stirn fallen, Blässe und Röthe wechselten auf seinem Gesicht.

Als wir auf mein Zimmer kamen, warf er sich auf den Sopha, und vergessend, daß ich zugegen war, sagte er vor sich hin: „Nein, das Leben läßt sich nicht ertragen ohne die Ehre! und die Ehre theilen die

Urtheile der Menschen aus; fliehen muß man vor ihnen ins Grab." — Diese Worte, die heftige Erschütterung, in der er sie sprach, die bittern Bemerkungen, die ich so eben in dem Gedränge gehört hatte, Alles öffnete mir die Augen über meinen Irrthum; ich erkannte die Wahrheit, als erblickte ich sie zum erstenmal, und noch begreife ich nicht, wie ich mir einbilden konnte, Herr von Mondoville würde eine Lage bestehen, wie die unsrige gewesen wäre, hätten wir Herrn von Lebensay's Rath befolgt.

„Leonce," sagte ich zu ihm, „morgen kehre ich in mein Kloster zurück, und entsage für immer einer thörichten Hoffnung; morgen verlasse ich Sie, leben Sie wohl." — „Verlassen Sie mich?" wiederholte er, „gerechter Gott, was habe ich denn gesagt?" Er erhob sich wie in einem Traum, sank aber gleich wieder unter der Last seines Kummers zurück. Ich setzte mich zu ihm, und: „Leonce," sagte ich zu ihm mit mehr Muth, als ich zu erzwingen mir schmeichelte, „machen Sie sich keine Vorwürfe, wir haben uns beide getäuscht. Ein so zartfühlender Charakter wie der Ihrige mußte in unsern Verhältnissen den Gedanken unsrer Verbindung nicht ertragen können, aber auch jeder Andre, durch Gewohnheit und Nachdenken nicht ganz von der Welt unabhängig, hätte unter dieser

Verbindung gelitten. Sie würde Ihnen allgemeinen Tadel zuziehn, wir müssen ihr entsagen." — „Ich Unwürdiger!" rief er, „ja ich gestehe es, heute habe ich gelitten! Die Schande, hätte sie mich erreicht? Die Schande mit dir! Wie, im Begriff, dich zu besitzen, sollte ich dich verlieren, mein unbezämbarer Charakter sollte uns noch einmal trennen! Hättest du nicht eingewilligt, hättest du es für unmöglich gehalten, ich wäre mit einem süßen Gedanken gestorben, gestorben, ohne mich selbst zu hassen; und jetzt da du dich mir giebst, da ich dein Gatte, dein glücklicher Gatte seyn kann, erhebt sich scheidend zwischen uns jene höllische Macht, die man die Meinung der Menschen nennt! Abscheuliches Gespenst," rief er in einem wirklichen Anfall von Wahnsinn, „was hängst du dich an mich, und hältst mir unablässig unter den schwärzesten Farben die Verachtung vor? Verachtung! wer wagte es, dies Wort auszusprechen? wer wagte es, sie mir, sie ihr blicken zu lassen? Habe ich nicht Dolche gegen die, welche die Kühnheit hätten, uns zu verunglimpfen? Aber Andre werden aus ihrem Blut erstehen, um uns von neuem zu höhnen! Wo die Meinung finden? wie sie festhalten, wie sie fassen? O zerreißen möchte ich dies Herz, daß weder Alles der Liebe, noch die Liebe der Ehre zu opfern weiß! Zerstöre,

der du mich für so viel Elend schufst, zerstöre dein Werk! ich fordre dich auf, vernichte mich!" — „Halt ein," fiel ich ihm bittend ins Wort, „er wird gütiger für uns seyn, dieser Gott, den du verkennst: ich fühle, daß ich sterbe." Wirklich empfand ich das Herannahen einer wohlthätigen Auflösung. „Du stirbst," sagte schaudernd Leonce, „und du würdest für mich gelebt haben, würdest meine Gattin gewesen seyn! O folge mir zum Altar, jetzt, *in* diesem Augenblick! In deinem Besitz, in der Trunkenheit meines Entzückens werde ich nichts fühlen als mein Glück. Folge mir, entscheiden wir in diesem Augenblick unser Leben. Es giebt Entschlüsse, die ohne Aufschub gefaßt seyn wollen; lassen wir dem bittern Grübeln nicht die Zeit zurück zu kehren! nicht die Kälte abwägender Ueberlegung unser Glück vergiften! Gieb dich mir und der Liebe, die uns ruft! O ich beschwöre dich, zögre, zögre nicht länger!" — „Verblendeter!" unterbrach ich ihn, „welches Glück könnte mir jetzt noch mit Ihnen werden? Die geringste Empfindung von Reue, die ich in Ihrem Herzen entdeckt hätte, würde hinreichen, mein Leben zu vergiften, und *ich* sollte die fürchterlichen Kämpfe vergessen, von welchen ich Zeuge bin? Ich lege vor dir einen Schwur ab," sagte ich ihm in dem festesten Ton, „heiliger und binden-

der als alle, die ich brechen wollte, denn er ist freiwillig und ich gelobe ihn mit der vollen Kraft meiner Vernunft: „der Himmel vernichte mich, wenn ich je deine Gattin werde!" — „So möge ich denn," rief Leonce wild, „deine Liebe bis auf dein Mitleid verlieren, wenn ich diese Verwünschung überlebe!" — Er wollte hinaus stürzen.

Voll Entsetzen warf ich mich ihm zu Füssen, und beschwor ihn zu bleiben. Ergriffen von der Todtenblässe in meinem Gesicht, von meinem Händeringen, meinen flehenden Bitten, faßte er mich in seine Arme auf, und sagte mit sanfterer Stimme: „Warum wolltest du dich über meinen Verlust betrüben? Siehst du nicht, daß wir unsre Empfindungen entweiht haben, daß ich dich beleidigt, daß du mich hassen mußt, daß ich meine Schwäche verabscheue, und sie nicht abwerfen kann? Alles ist Widerspruch, Alles ist Schmerz in meinem Seyn, laß mich sterben! Allmählich wird mich mit dem Schwinden meiner Kräfte das innre, mich aufreibende Fieber verlassen. Ich habe noch zu viel Leben, und die Menschen, die Menschen verstehen es so gut, den Stachel des Schmerzes zu schärfen! Wie sich rächen für die Martern, die sie auf uns häufen? wie die Wuth, in die sie uns treiben, befriedigen?" — In diesem Augenblick zog unter meinem

Fenster ein Regiment vorbei, und eine sehr schöne militärische Musik ließ sich hören. Wie Leonce sie vernahm, erhob er sein Haupt mit dem Ausdruck einer so hohen Würde, eines so erhabenen Enthusiasmus, daß ich, allen meinen Kummer vergessend, mich noch einmal in seinem Anblick berauschte; es sank auf meine Hände, und ich fühlte sie von seinen Thränen überströmt. Die Musik schwieg. Als hätte sie den Aufruhr in seinem Innern besprochen, sagte Leonce gefaßter: „Mein Gemüth ist ruhiger; durch eine Eingebung von oben, von dem höhern Wesen, das über dich wacht, ist mir eine wahrhaft heilsame Hülfe gekommen. Lebe wohl, meine Freundin; ich bedarf der Ruhe; auf morgen!" — „Auf morgen," wiederholte ich. — „Ja, auf morgen, lebe wohl." Er verließ mich, ohne mit einem Wort mir die Empfindungen zu enthüllen, die jene Musik in ihm geweckt hatte.

Wäre es der Entschluß, in den Krieg zu gehn? O Gott, in welch eine Lage haben mich mein Unglück und meine eigene Schuld gestürzt! Morgen erfährt Leonce, daß ich in mein Kloster zurückkehre, um es nie wieder zu verlassen, daß ich ihm verzeihe, daß er mich vergessen soll — ja, morgen! . . . . Ach, und was wird aus mir werden?

Funfzigster Brief.

Leonce an Delphine.

Den 8. September 1792.

Als ich von dir kam, erfuhr ich das Gemetzel, das Paris zu einem Blutbade gemacht hat. Schmerz und Verbrechen haben Alles unter sich getheilt; wer konnte sich schmeicheln, glücklich in einer so gräßlichen Zeit zu seyn? Erblickst du nicht in der Luft düstre furchtbare Zeichen, die Vorboten schaudervoller Ereignisse? Nein, ich will dich nicht wieder sehn . . . . Höre mich . . . . was werde ich dir sagen! . . . . Ich reise; jetzt weißt du es, darf ich noch etwas hinzusetzen?

Unsre Lage war schrecklich. Ich erröthete über meine Schwäche, ohne sie besiegen zu können; zerrissen war Alles in unserm Verhältniß. Dich stieß ich von mir, dich, du Angebetete, und mit dir ein Glück, ohne das ich nicht leben kann — o ich war der gesunkenste, elendeste Mensch! da vernahm ich jene Musik, die mich zum Kampf aufrief, ich fühlte mich wieder,

Die scheußlichen Auftritte, die ich nachher erfuhr, haben mich vollends bestimmt. Im Kampf bin ich des Zufalls mächtig, und kann, wenn ich will, ihn auf mein Haupt lenken. Nein, den Schmerz, dich zu verlassen, kann ich nur im Kriegsgetümmel ertragen; da, wo der Tod immer leicht, uns immer gegen über, nur noch dem Ruhm unsre letzten Tage weiht, da allein findet selbst die Verzweiflung Vorstellungen und Gefühle, die ihr zusagen: das Blut, das man vergiessen soll, die Gefahren, die uns drohen, die Schrecknisse, die uns umringen, der Schrei des Hasses, der auf eine Zeitlang die Schmerzen der Liebe hemmt. Mir wird wohl seyn, so lange das Schwerdt über mich schwebt, besser noch, wenn es mein Herz durchbort hat.

. . . . . .

O meine Freundin, wähne nicht, daß meine Leidenschaft für dich in diesem Kampf meines Charakters mit meiner Liebe sich geschwächt habe; vereinigen konnte ich sie nur durch das Opfer meines Lebens, und das heißt nicht, dich weniger lieben. Aber konnte ich mich mit dir verbinden, ohne dich durch mich geehrt zu wissen, ohne die Pfeile der öffentlichen Verurtheilung von dir abzuwehren? Sollte ich in der Fülle der höchsten Seligkeit die Vergiftung einer bit-

tern Empfindung fühlen? erröthen vor dir, im Bewußtseyn unbezwingbarer Schwäche? erröthen vor Andern, von ihnen auf dieser Schwäche betroffen? vergötternd lieben und nicht glücklich seyn? Dich Engeln gleich würdigen, anbeten, und dich von der Meinung gebrandmarkt sehen? auf dem Grunde meines Herzens einen Gram nähren, den ich dir verbergen müßte? Welch ein Daseyn! Unter allen Martern giebt es keine so schreckliche, so namenlose, als ein Gefühl hegen, welches das Herz von dem geliebten Herzen trennt, in sich ein Hinderniß finden, wenn alle andre verschwunden sind. Wehe mir! noch da litt ich, als meine Arme dich umschlungen hielten, als alle Flammen der Liebe in meiner Brust loderten. Wer, der dein Gatte werden konnte, vermöchte mit der Selbstanklage eines solchen Verlustes das Licht des Tages zu dulden? wieder den schon gefühlten Schmerz durchzukämpfen und ihn durchzukämpfen mit den unablässigen Gedanken: willst du es, so ist sie dein, und du entfernst dich von ihr, läßt sie verblühen in der finstern Abgeschiedenheit, worin ihre Liebe zu dir sie begraben hat! — Nein, o nein, meine Delphine! Wenn solche Widersprüche, solche Widersinnigkeiten, solche widerstreitende Schmerzen sich eines Unglücklichen bemächtigen, so muß er sterben; denn er kann

sich weder entschliessen, noch zweifelhaft bleiben, noch leben, nachdem er gewählt hat.

Und dir, meine Freundin, welche Schmerzen verursache ich dir! Welch ein Lohn für deine Zärtlichkeit! Aber hat nicht schon die Beängstigung, die ich dir nicht verbergen konnte, deine Liebe zu mir geschmählert? Sagtest du mir nicht, daß du den unseligen Augenblick jener Unschlüssigkeit, der unsre Zukunft entzauberte, nie vergessen würdest? Ach, ich habe mich deiner Liebe so wenig würdig gezeigt, daß vielleicht diese Erinnerung dich über meinen Verlust trösten wird.

Und doch, meine Delphine, doch habe ich dich mit leidenschaftlicher Gluth geliebt. Nein, nie wirst du diesen Freund voll Fehler, Stolz und Heftigkeit vergessen, der aber von dem Tage an, da er dich sah, tief im Innern fühlte, daß du allein auf Erden seine Seele ausfülltest, und daß du allein sein ganzes Verhängniß umfassen würdest.

O so ist es denn geschehn — wir sind getrennt durch meinen eigenen Willen! Kann ich einen schrecklicherern Feind finden als mich selbst? Werde ich es dir je anschaulich machen, wie ich dich verlassen kann und dich anbeten, den Tod suchen, wenn das ersehnte Glück mir winkt, und die Leidenschaft für dich in

ihrer höchsten Gluth fühlen in demselben Augenblick, wo sie meinen Charakter nicht bemeistern kann? O du Sanfte, Liebevolle, du, die immer verstand in meinem Herzen zu lesen, blicke auf den Grund dieses Herzens und sieh die Qualen, die es zerreißen, sieh, was ich dir nicht sagen und nicht erdulden kann, und so strafbar dein unglücklicher Freund auch ist, versage ihm noch immer nicht dein Mitleid.

Ich bitte dich nicht, daß du dir meinen Verlust zu Herzen ziehst. Lebe, Engel des Friedens, um noch über Unglückliche den wohlthuenden Einfluß deiner Güte zu verbreiten! Lebe, daß noch mein letzter Gedanke zu dir zurück kehre, daß mein Name, wenn du ihn einst auf der Todtenliste findest, der Welt unbekannt, aber von dir mit einer Thräne geheiligt, dir noch eine Erinnerung an die glücklichen Tage wecke, wo du mich liebtest, und ich mich deiner würdig hielt! Ach, sie könnten mir wieder strahlen . . . . . doch nein, sie konnten es nicht. Ein Seufzer des Mißmuthes hätte deinen Werth und mein Glück entweiht . . . . . Wohlan denn! . . . . es muß geschieden seyn! Nur noch eine Bitte, die letzte mit dem letzten Lebewohl! Wenn ich einst nicht mehr bin, dann, o du beste der Frauen! suche mein Grab auf, und lehne deine treue Brust an den Stein, der mein

Herz deckt; es wird dich sich nahe fühlen — nahe im Schooße des Todes.

Ein und funfzigster Brief.

Delphine an Leonce. *)

Du verläßt mich, du fliehst mich .... ich folge dir .... aber wo, wo soll ich dich finden? .... Grausamer, wie konntest du mir jede Spur von dir verhehlen! .... Der Unglückliche! nein, es war nicht Grausamkeit, er eilt dem Tode entgegen .... O der fürchterlichen Vereinzelung! .... aber ich muß ihn auffinden, ich muß! .... O Gott, Gott, einen Lichtstrahl, eine Hülfe! .... Wer verlangt mich zu sprechen? .... ach, er ist es nicht! .... Himmlische Vorsicht, hast du mich erhört? es ist ein Freund, es ist Herr von Serbellane!

*) Dieser Brief kam nicht in Leoncens Hände.

Zwei und vierzigster Brief.

Delphine an Louise von Albemar.

Der beste, der theilnehmenste aller Menschen ist Herr von Serbellane. Sterbe ich, so hat er ein Recht auf die Achtung und die Dankbarkeit aller meiner Freunde, die mich überleben. Er hat Leoncen getroffen, und weiß, wohin er sich wendet, um den Tod zu suchen. Ihn zurück zu bringen war dem Edlen unmöglich, aber mich führt er zu ihm; er hofft, mein Anblick und meine Vorstellungen werden seine Verzweiflung besiegen. Dieser wegen der Stärke seiner Vernunft allgemein geachtete Mann hat Mitleid mit meinem verirrten Herzen, er verdammt nicht die Eingebungen eines zerrissenen Gemüths, er weiß dem Schmerz auf die Art zu Hülfe zu kommen, die ihm wohl thut. Mein ganzer Segen über ihn! Er wird mein Schutzengel seyn, er wird mir das Glück wiedergeben . . . . das Glück! welches Wort schrieb ich hin! . . . . . Wo-

zu es ausstreichen? Louise, Sie hören nur noch von mir, daß ich glücklich bin — hier oder im Grabe.

* * *

Schluß.

Die weitern Briefe fehlen. Durch die Mittheilungen jedoch, die wir von Herrn von Serbellane so wie von einigen andern Freunden der Frau von Albemar erhalten haben, sehen wir uns im Stand, das Mangelnde zu ergänzen.

Erschüttert von dem Zustande, worin Herr von Serbellane Leoncen getroffen hatte und von Frau von Albemars Schmerz, widersetzte er sich ihrem Verlangen nicht, und reiste mit ihr durch Deutschland dem Unglücklichen nach. Immer seiner Spur folgend, ohne ihn erreichen zu können, kamen sie nach Verdün, wo die verbündete Armee bei ihrem Eintritt in Frankreich sich vereinigt hatte. Eine bange ängstliche Reise! doch milderten Herrn von Serbellanens Standhaftigkeit und seine fürsorgende Theilnahme einigermassen die peinigenden Besorgnisse der Frau von Albemar.

Als sie in Verdün eintraf, ergriff sie ein Schauder, dem Augenblick, Alles zu erfahren, diesem so ungeduldig ersehnten Augenblick so nahe zu seyn, und sie

bat ihren Begleiter, Erkundigungen von Herrn von Mondoville einzuziehn. Während sie seine Rückkunft in einem Gasthofe erwartete, ward ein junger verwundeter Franzose in ein Zimmer neben dem ihrigen gebracht; sie fragte nach seinem Namen, man nannte ihr Charles von Ternan, der wie sie wußte, mit Herrn von Mondoville verwandt war. Zwar hatte sie ihn nie gesehen, aber der Gedanke, daß sie vielleicht durch ihn Nachricht von Leoncen erhalten könnte, zog sie unwillkührlich nach seinem Zimmer; doch hielt ein Gefühl von Verlegenheit sie auf der Thürschwelle, und sie hörte Herrn von Ternan sagen: „Nein, nicht mit mir müßt ihr euch beschäftigen, sondern mit meinem braven Gefährten, meinem edelmüthigen Freunde; kann man nicht Jemand ins französische Lager senden, um ihn zurück zu fordern? er diente nicht in der verbündeten Armee, sondern war eben erst nach Verdün gekommen. Auf einem Spatziergang mit ihm entfernte ich mich zu weit von dem Bezirk des Lagers, dessen Gränze mein Freund nicht kannte, eine feindliche Patrouille griff uns an, ich ward von dem ersten Flintenschuß verwundet, und mein Freund, der mich verloren wußte, wenn man mich gefangen nahm, griff nur zu den Waffen, um mich zu retten Zu spät kam ich ihm zu Hülfe, man hatte sich seiner schon bemäch-

tigt, und nach Chaumont abgeführt, um dort gerichtet und erschossen zu werden. O wüßtet ihr, wie viel Verachtung des Lebens, welch einen Heroismus der Freundschaft er gezeigt hat!"

Delphine, wie sie diese Worte vernahm, zweifelte fast nicht mehr an ihrem Unglück. In ihrem Schleier gehüllt, trat sie ins Zimmer, und sagte, die Arme zu Herrn von Ternan ausgestreckt: „Dieser großmüthige, unerschrockene, unglückliche Freund ist Leonce von Mondoville." — „Ja," antwortete Herr von Ternan, indem er das Haupt nach der Fragenden wandte, „wer hat es errathen?" — „Ich," sagte Delphine, und stürzte ohnmächtig hin.

Man eilte ihr zur Hülfe, löste ihren Schleier, und ihr Haar fiel über ihr Gesicht, wie um es noch zu bedecken. Herr von Serbellane fand sie bei seiner Zurückkunft von einem Haufen Menschen umringt, die halb und halb glaubten, daß in dieser plötzlichen Erscheinung einer so schönen und so rührenden Unbekannten etwas Uebernatürliches sey.

Als sie zu sich kam, faßte sie Herrn von Serbellanens Hände mit einer krampfhaften Stärke, und: „Sie begleiten mich," sagte sie, „Sie vereinigen sich mit mir zu seiner Rettung. Ihr Vaterland hat keinen Krieg mit Frankreich; man wird auf Ihre Vorstellun-

gen, auf meine Bitten hören, giebt es nicht Laute des Schmerzes, denen noch Niemand widerstanden hat? Kommen Sie!"

Herr von Serbellane, der bereits von Leoncens Gefangennehmung unterrichtet war, und sich schon zu der Reise nach Chaumont die nöthigen Pässe verschafft hatte, begriff leicht, wie vergeblich es sein würde, Delphinen von dieser Reise abzurathen; auch versuchte er es nicht. Zwar war sein Charakter eben so ruhig als der ihrige leidenschaftlich war, aber in großen Erschütterungen des Gemüths verstehen sich edle Wesen und begegnen sich auf Einem Wege.

In weniger als zehn Stunden trafen sie zu Chaumont ein. Einige Augenblicke vor ihrer Ankunft erinnerte Delphine Herrn von Serbellane, daß er ihr ehedem gesagt habe, es gebe in Italien ein nicht schmerzendes und äusserst schnell wirkendes Gift. „Ich führe es," sagte er, „seit ich Theresen verlor, in diesem Ringe beständig bei mir; mein Geist fühlte sich ruhiger und freier durch den Gedanken, daß ich, sollte mir das Leben unerträglich werden, es in meiner Macht hätte, mich auf einer leichten Art von ihm zu befreien." — Delphine, was auch für eine Idee ihr dunkel und furchtbar vorschweben mochte, bat ihn um diesen Ring unter dem Vorwande, Leonce, stolz, füh-

lend und reizbar, möchte vielleicht sich der Hinrichtung zu einer Zeit zu entziehen wünschen, wo das Volk sich Beschimpfungen gegen einen ihm als seinen Feind bezeichneten Mann erlauben könnte. „Ich glaube," erwiederte er, „daß Sie mir die Wahrheit sagen. Hätten Sie den Vorsatz zu sterben, Sie würden ihn mir nicht verhehlen; wir würden darüber mit dem Muth sprechen, der einer Seele wie der Ihrigen geziemt, und ich dürfte hoffen, Sie von ihm abzulenken. Eigene Erfahrung hat mich belehrt, daß wir ein Daseyn, welches uns selbst nur Kummer verspricht, noch zum Glück Andrer verwenden können, und diese Aussicht würde Ihnen das Leben erträglich machen." Mit einem finstern Trübsinn wiederholte ihm Frau von Albemar, ihre Absicht sey, den Ring Leoncen zu geben, falls er verurtheilt würde. Herr von Serbellane zog ihn vom Finger, und gab ihn ihr. „Dieß also," rief sie, indem sie ihn aufmerksam betrachtete, „dieß, o Leonce, soll uns vereinigen! Dieß ist der Verlobungsring, den ich dir zu reichen bestimmt war! O mein Gott, gieb mir Stärke bis zu diesem Augenblick!"

Zu Chaumont suchte Herr von Serbellane sogleich sich und seiner Gefährtin Zutritt bei Leoncen auszuwirken. Frau von Albemar setzte sich indeß auf eine Bank

Leoncens Gefängniß gegen über. Ihre Schönheit und der Schmerz, der aus ihrer ganzen Gestalt sprach, zogen mehrere Weiber, Greise und Kinder herbei, die sie umringten, ohne daß sie es bemerkte. Wie sie aufstand, um Herrn von Serbellane, der ihr die gewünschte Erlaubniß brachte, entgegen zu gehn, sagten einige Dürftige, die sie hatten weinen sehen: „Ach, Sie arme Gebeugte! wir werden zu Gott für Sie bitten." — „O bittet," entgegnete sie, „zu ihm für meinen unglücklichen Freund, dem man das Leben rauben will! Es giebt unter euch vielleicht viel Schuldlosere als ich, Gott wird sie gnädiger hören. Bittet ihn, daß er sich meiner erbarme, und wenn ihr auf der Erde ein Wesen habt, das ihr liebt, so möge dies Wesen euch dafür lohnen!" Sie entfernte sich, und mit stummer Wehmuth folgten ihr Aller Blicke.

Herr von Serbellane begleitete Delphine zum Gefängniß, und trennte sich von ihr mit dem Versprechen, daß er sich bei Allen, die in der Stadt einen Einfluß auf das Tribunal hätten, verwenden, und sie sodann abholen wollte, um sie zum Präsidenten desselben zu führen, noch ehe es sich versammelte. Sie wies den Erlaubnisschein vor, und ward sogleich eingelassen.

Als sie ins Gefängniß trat, sah sie ihren Geliebten mit ziemlicher Ruhe schreiben. Auf das Geräusch der Thür erhob er das Haupt, und: „Gerechter Himmel!" stürzte vor ihr auf die Knieen, „welch ein Wunder geht für mich vor! Ist es ein Traum meiner Phantasie, der sie mir vorführt? Sie rief ich an, und sie erscheint mir mit allen ihren Reizen, in ihrem ganzen Zauber! Delphine, Delphine, bist du es wirklich?" Im gänzlichen Vergessen seiner Lage drückte er sie in seine Arme; aber Delphinens Herz fühlte sich nicht erleichtert, und selbst die Entzückungen ihres Geliebten gewährten ihr nicht einen Augenblick der Täuschung.

„Delphine," sagte jetzt Leonce, indem er die Weste aufriß, „siehst du hier das Medaillon mit deinen Haaren? Nur dies habe ich vertheidigt, sie haben es mir nicht entreißen können. Wärest du nicht zu mir gekommen, es hätte mein letztes Lebewohl empfangen Ach, Delphine, warum verließ ich dich?" — „Ich, ich allein," wehklagte sie, „bin an deinem Schicksale Schuld! Hätte ich nicht eingewilligt, mein Kloster zu verlassen, hätte ich . . . . doch was macht dieser Schmerz mehr in dem Abgrund der Schmerzen? Zeigen Sie mir bloß an, was ich Ihren Richtern sagen kann; ich selbst weiß es nicht, ob ich noch hoffe,

aber sprechen will ich mit ihnen." — „Sie werden," seufzte Leonce, „nichts ausrichten, meine Freundin; gleichwohl wünschte ich jetzt zu leben. Es ist in meiner Ansicht eine große Veränderung vorgegangen. Unter den neuen Schlägen meines Verhängnisses fühlte ich mich wie gedemüthigt, daß ich dem Urtheil der Menschen so viel Werth beilegen konnte. Der Tod, der mich bedroht, öffnete mir die Augen über das Wirkliche im Leben; ich verhehle es nicht, es hat mich gereuet, daß ich Tage aufopfern konnte, über welche deine Liebe waltete, und ich erkenne jetzt den Werth der stillen einfachen Freuden, die mich an deiner Seite beglückt hätten. Wäre es noch nicht zu spät, kein Gewölk würde mehr unsern Himmel trüben. Wenn du also, meine Delphine, mich retten kannst, ich bin es zufrieden.". Thränen erstickten Delphinens Stimme.

„Ich weiß nicht," fuhr Leonce fort, „was sich zu meiner Rechtfertigung anführen läßt; gleichwohl dünkt es mir, daß ich selbst in den Augen meiner Richter nicht schuldig bin. Denselben Morgen erst, als man mich zum Gefangenen machte, war ich nach Verdün gekommen; zwar suchte ich den Tod, doch ohne noch mit mir einig zu seyn, auf welche Art ich ihn am leichtesten finden sollte. Noch hatte ich keine Dien-

sie genommen, mein Name war in der Armee noch nicht genannt. Absichtslos folgte ich dem Freunde meiner Kindheit, dem jungen Ternan, der unvorsichtiger Weise die Grenze des Lagers überschritt. Eine französische Patrouille überfiel uns, und verwundete ihn; außer Stand sich zu vertheidigen, und in Uniform, die Waffen in der Hand ergriffen, war er verloren. Ich rief ihm zu, er solle, während ich die Patrouille durch meinen Widerstand zurückhielt, sich entfernen, und — setzte ich hinzu, um ihn zur Flucht zu bewegen — Hülfe aus dem Lager herbeiholen; aber noch ehe diese eintraf, hatte der Haufen mich überwältigt. Durch welches Wunder ich nicht getödtet bin, begreife ich nicht, vielleicht verdanke ich es bloß meinem Wunsch, den Kampf zu verlängern, damit Ternan Zeit gewänne, sich zu entfernen. Das, meine Delphine, ist der ganze Verlauf; kann dein hülfreicher Geist in ihm irgend einen Umstand finden, der mich ohne Verletzung der Ehre rechtfertigen kann?" „Edel! sehr edel!" sagte Delphine, „aber werden sie es glauben, wird es sie rühren? O mein Freund, ohne die Hülfe der Vorsehung, ohne ihre ausgezeichneteste Begünstigung, welche Hoffnung bleibt uns? Leonce," setzte sie hinzu, „mag es dir ein Aberglauben des Herzens dünken, nenne es Schwäche, Schwärmerei, aber

widerstrebe meiner Bitte nicht: komm und flehe mit mir den Beschützer der Unglücklichen an, daß er meiner Zunge die Beredtsamkeit leihe, welche das Herz der Menschen rührt, und ihren Willen hinreißt; komm, beten wir mit einander!" — Leonce stand anfangs unschlüssig; bald aber Delphinens begeisterter Aufforderung sich hingebend, beugte er sein Knie vor den Strahlen der Sonne, die durch das Gitter seines Gefängnisses fielen, und: „Allmächtiges, unbekanntes Wesen," betete er, „zum erstenmal flehe ich dich an, und ich verdiene nicht, daß du mich erhörst; aber einer deiner Engel knüpft sein Leben an das meinige; rette mich, da er es wünscht, und ich gelobe dir, den Rest meiner Tage deiner Verehrung zu weihen, meine Freundin wird mich in ihr unterrichten." — In Delphinens Brust senkte sich bei diesen Worten ein Strahl von Hoffnung. „Ach," rief sie, „wie verblendet, wie strafbar wir auch seyn mögen, vielleicht hat der Gott der Güte, der uns nur Gebote der Liebe gab, unsre Bitte gehört, sich unsrer erbarmt! Leb wohl, Leonce; auf den Abend, noch dieser Abend ist unser! Leb wohl." Delphine fühlte es, indem sie ihn verließ, daß die Natur auch in den erschütterndsten Lagen desselben einen Moment der Ruhe, eines Besserseyns vor dem Tode, wie zur Sammlung aller Kräfte

eintreten läßt; es ist die Stunde des Gebets oder des Abschiedes.

An der Pforte des Gefängnißes traf Delphine Herrn von Serbellane, der sie zum Präsidenten des Tribunals führte. Ein Zittern befiel sie, als sie vor die Wohnung des Mannes trat, der Leoncens Schicksal in seiner Hand hielt; an der Schwelle nahm sie von ihrem Begleiter mit einem Blick Abschied, der ihn für sie zu beten anflehete. Sie fand bei ihrem Eintritt den Präsidenten von einigen Sekretären umgeben, und bat ihn um ein Gehör ohne Zeugen. „Ich habe vor Niemanden ein Geheimniß," versetzte er, seine Stimme um so mehr erhebend, da Delphine die ihrige zu mildern suchte, „ein öffentlicher Beamte muß in seinem Verfahren nichts verheimlichen." — „Ach, mein Herr," entgegnete Delphine, „ohne Zweifel haben Sie keine Geheimnisse, aber ich kann welche haben; werden Sie mir die Bitte abschlagen, sie Ihnen vertrauen zu dürfen?" — „Ich habe es Ihnen schon gesagt," wiederholte der Richter, „ich will und darf nicht meine Amtsgehülfen von mir entfernen." — „Meine Herren," wandte sich jetzt Delphine zu den Beamten, die im Zimmer waren, mit edler Würde, „ich beschwöre Sie, entfernen Sie sich auf einige Augenblicke: seyn Sie großmüthig genug,

mir auf diese Art Ihr Mitleid zu beweisen!" In Delphinens Blick und Stimme war so etwas unaussprechlich Rührendes, daß Alle ohne ein Wort zu sagen das Zimmer verließen.

Delphine sah sich jetzt allein mit dem Manne, der ihren Geliebten verurtheilen oder lossprechen konnte; ihre Lippen zitterten, ehe sie die Worte hervor brachten, welche Ueberzeugung ins Herz senken oder es ihr verschließen, das Leben geben sollten oder den Tod: Alles an dem Richter kündigte einen unbiegsamen Mann an. Gleichwohl hatte Delphine über seinem Büreau das Bild einer Frau bemerkt, die ein Kind auf ihren Armen hielt; sie schloß daraus, nicht ohne einen Strahl von Hoffnung zu fassen, daß er Gatte und Vater sey. Mit der möglichsten Ruhe suchte sie ihm die Beweise aus einander zu setzen, daß Leonce in der feindlichen Armee nicht angestellt gewesen, sondern daß ihn bloß die Gefahr seines Freundes genöthigt habe, ihm zu Hülfe zu kommen; erzählte ihm dann mit einfacher Klarheit alle Umstände, welche Leoncen bewogen, die Schweiz zu verlassen, gab sich alle Schuld, und suchte vorzüglich darzuthun, daß nur drückender Kummer, keinesweges aber politische oder feindliche Absichten ihn nach Verdün geführt hätten. Der Richter, so sehr er sich auch anfangs der Ueber-

zeugung zu verschließen schien, kam durch Delphinens zerreißende Erzählung immer mehr von seiner Meinung zurück, daß Leonce strafbar sey und den Tod verdiene, sah aber zugleich die Unmöglichkeit ein, seine Amtsgenossen von der Rechtmäßigkeit einer Freisprechung zu überzeugen, gegen welche alle Rechtsformen stritten. Leoncen ohne einen Spruch des Gerichts auf freiem Fuß zu setzen, wollte er nicht auf sich nehmen, und doch sah er kein andres Mittel, ihn zu retten. Er antwortete Delphinen daher bloß in allgemeinen Ausdrücken, und suchte nun sobald wie möglich diese peinliche Unterredung zu endigen. Delphine stand von einer marternden Unschlüssigkeit gefesselt; sie fühlte, daß ihr nur noch das einzige Rettungsmittel blieb, allen ihren Gefühlen ungehemmten Lauf zu lassen, und doch rieth der Gedanke, daß, wenn es fehlschlüge, sie alle ihre Hülfsquellen erschöpft habe, ihr davon ab. Der Präsident that endlich einige Schritte nach der Thüre zu, indem er erklärte, daß in einem Fall der Art ihm nur das Gutachten seiner Kollegen zur Richtschnur dienen könnte, und daß er die ganze Sache ihrer Entscheidung überlassen werde. Die Unglückliche kannte sich bei diesen Worten nicht mehr, sie stürzte nach der Thür, und rief: „Nein, ich lasse Sie nicht, nein, Sie schreiten nicht über diese

Schwelle, um die grausamste Handlung zu begehn! Den Sie verurtheilen wollen, er ist nicht strafbar, er ist es nicht, Sie wissen es. Ich habe Ihnen bewiesen, daß er nicht die Waffen getragen hat, daß er nicht Ihr Feind war, daß die Großmuth, die Freundschaft ihn allein hinrissen. Und wäre es wahr, daß seine Meinungen über den gegenwärtigen Krieg nicht zu den Ihrigen stimmten, ist er nicht der Beste, der Gefühlvollste Aller, nur vom Zufall in eine andre Parthei geworfen als die Ihrige? Alle Menschen sind sich verwandt als Väter, als Freunde, als Söhne, in diesen Trieben begegnen sich Aller Herzen; die Partheiwuth kann nur einen vorübergehenden Haß wecken, einen Haß, den man wohl gegen mächtige Feinde empfinden kann, der aber in den Augenblick schwindet, wenn sie überwunden, wenn sie vom Schicksal niedergeworfen sind, und man nur noch in ihnen ihre Privattugenden, ihre Empfindungen und ihr Unglück erblickt. Ach, wenn Sie in Gefahr schwebten, und ich bäte den, für den ich Sie anflehe, um Ihre Rettung, er würde nicht anstehen, nicht bloß Sie freizusprechen, sondern Ihnen zu Hülfe zu kommen mit allen seinen Kräften, mit Allem, was in seiner Macht stünde. O Sie wissen nicht, welch ein Verhängniß Sie sich bereiten, wenn Sie einem Schuldlo-

sen den Tod geben! Sie wissen nicht, welche Gewissensbisse Sie erwarten! Keine Ruhe mehr für Sie, keine Genüsse des Herzens! Im Schooß Ihrer Familie, im Kreis Ihrer Mitbürger wird eine unaufhörliche Furcht, eine nicht weichende Unruhe Sie verfolgen; Sie werden nicht mehr auf die Achtung rechnen, sich nicht mehr der Freundschaft vertrauen; und wenn Sie Ihre Kräfte schwinden sehen, wenn Krankheiten Ihnen ein Alter voll Schmerzen, einen peinlichen Tod ankündigen, werden Sie sich anklagen, es verdient zu haben, und Ihr eigenes Mitleid wird Ihnen fehlen in Ihren eigenen Leiden." — „Madam," sagte der Richter, „Sie beleidigen mich, weil ich den Landesgesetzen gehorche." — „Ich!" warf Delphine sich ihm zu Füßen, „ich Sie beleidigen! O Gott! wenn mir eine einzige Sylbe entschlüpft ist, die Sie verletzen konnte, wenn meine unaussprechliche Angst mir nicht vergönnt hat, meine Worte zu wägen, o so lassen Sie es meinen unglücklichen Freund nicht vergelten! Ist er strafbar für meine Unbesonnenheit, meine Schwäche, meinen Wahnsinn? Wäre es möglich, daß ich Sie wider ihn reitzte, ich, die so viele Leiden auf ihn häufte? Gerechter Himmel, wenn das wäre! Hier, im Staube vor Ihnen niedergeworfen" . . .

Die Stimme der Unglücklichen brach; sie lag auf den Knieen, ihr Haupt bis zur Erde gesunken. „Nein, Madam," hob der Richter sie einfallend auf, „Sie beleidigen mich nicht. Beruhigen Sie sich! Könnte ich Herrn von Mondoville retten, ich würde es um Ihrentwillen thun."

Staunend, ergriffen von einer plötzlichen Hoffnung, die noch die Gewaltsamkeit ihres Zustandes erhöhte, stützte sie sich auf den Arm dieses Mannes, der sie nicht mehr erschreckte, und sagte zu ihm in einer Art von Geistesverwirrung: „Um meinetwillen wollten Sie ihn retten? Sie wissen also, daß auch ich sterben werde? Wirklich, wie hätten Sie auch glauben können, ich würde ein so gutes liebevolles Wesen überleben? Er nimmt ins Grab so viel Innigkeit für mich, mich arme Unglückliche, die ihm nur Leides zugefügt hat! Was liegt übrigens daran, ob ich sterbe? Der Tod ist meine einzige Hoffnung. Sie aber, die Sie Alles vermögen, werden Sie mir das heilige — das Wort des Himmels abschlagen, das den Unschuldigen freispricht, und ein neues Daseyn den Unglücklichen schenkt, die ihn liebten? Ach, in den stürmischen Zeiten, worin wir leben, können Sie wissen, welch eine Zukunft Ihnen droht? Noch vor sechs Monaten sah sich mein unglücklicher Freund im

Besitz aller Erdengüter, und jetzt, in einen Kerker geworfen, einem gewaltsamen Tode nahe, hat er Nichts mehr als eine Freundin, die sein Schicksal beweint. Sie sind Präsident des Gerichts, Sie können, ich weiß es, wenn es bewiesen ist, daß Herr von Mondoville nicht in der feindlichen Armee gedient hat, Sie können entscheiden, daß keine peinliche Anklage gegen ihn Statt findet, und ihn in Freiheit setzen." — „Sie wissen nicht, Madam," unterbrach sie der Richter, indem er seinem von Natur gütevollen Charakter nicht länger Zwang anthat, „Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen; Sie wissen nicht, welchen Gefahren ich mich aussetzen würde, wenn ich Herrn von Mondoville dem Lauf der Gesetze entziehen wollte. Freilich hätte ich gewünscht, daß die Freiheit sich in Frankreich begründen könne, ohne daß ein menschliches Wesen wegen politischer Meinungen umkäme. Da aber der Krieg mit auswärtigen Mächten eine heftige Gährung erregt, so fordern Sie nicht, daß ein Familienvater, der in diesen schwierigen Zeiten ein schmerzliches aber nothwendiges Amt übernehmen mußte, daß er seine Tage gefährde, um die eines Unbekannten zu erhalten." — „Eines Unbekannten!" rief Delphine, „wenn er unschuldig ist; eines Unbekannten! wenn sein Leben von Ihnen abhängt. Ach, wie theuer muß

uns der Unglückliche seyn, den wir von einem ungerechten und gewissen Tode retten können! Ja, ich gestehe es, Muth gehört zu dem, was ich von Ihnen bitte, Edelsinn, Aufopferung; es ist kein gewöhnliches Mitleid, das ich von Ihnen erwarte; es ist eine Erhabenheit der Seele, welche die Tugenden älterer Zeiten, republikanische Tugenden voraussetzt, Tugenden, welche die von Ihnen geschützte Partei tausendmal mehr ehren als die glänzendsten Siege. Wohlan! seyn Sie dieser über Alle sich Erhebende, der Mann, der dem, was gut und edel ist, sich selbst opfert! Schreiben Sie" — sie trat zum Büreau, und ergriff ein Blatt Papier — „schreiben Sie auf dieses Blatt, daß Herr von Mondoville sein Gefängniß verlassen darf, und Alles ist abgethan. Sein Name wird nicht genannt werden, er verläßt Frankreich, und kehrt in die Schweitz zurück, und in diesem Lande haben Sie dann zwei Wesen, die Sie wie eine Gottheit auf Erden verehren. Kommen Sie zu ihnen, und Sie werden sehen, was Dankbarkeit in edlen Herzen ist; konnte je ein heiligeres Band Seelen vereinigen? Ach, wenn Leoncens Befreier nach zwanzig Jahren, am Ende der Welt mein Leben von mir forderte, dieß Leben gehörte noch ihm. O unterzeichnen Sie!"

Selbst betroffen über den tiefen Eindruck, dessen er sich nicht erwehren konnte, legte der Richter die Hand über die Augen, um sich dem erschütternden Anblick zu entziehn, und statt desselben trat wieder mächtig jene der Rührung noch kaum gewichene Furcht vor seine Seele; er that sich eine letzte Gewalt an, und schlug ihr, was sie zu erhalten sich schon auf dem Punkt wähnte, geradezu ab. Wie von einem Blitz aus wolkenloser Höhe getroffen, sank sie fast leblos auf einen Sessel; indem öffnete eine Frau die Thür, und Delphine erkannte sie für die nehmliche, deren Bildniß ihr aufgefallen war. Diese wollte sich zurück ziehn, da sie ihren Mann nicht allein sah; wie von einer Eingebung ihrer Verzweiflung ergriffen, ging Delphine auf sie zu, und beschwor sie einzutreten. „Ich kam meinen Mann zu bitten," sagte die Frau, „daß er zu dem Arzt hinauf ginge, der wegen unsers Sohnes sehr besorgt ist." — „Ihres Sohnes!" rief Delphine, „Ihres Sohnes!" — „Nun ja," sagte die Frau, „wir haben nur dieß eine Kind, und es ist sehr krank." — „Ihr Kind ist krank!" wiederholte Delphine; „nun dann!" wandte sie sich mit einem feierlichen Blick zu dem Richter, wenn Sie Leoncen dem Gericht überliefern, so stirbt ihr Kind, der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit! es stirbt!" — Der Rich-

ter und seine Frau fuhren zurück, erschrocken von dem weissagenden Ton ihrer Stimme. „Ja," fuhr sie fort, „Sie wissen nicht, wie unausbleiblich die Strafe des Himmels ist, wenn man sich dem Mitleid versagt hat. Sie wird Sie treffen in dem, was Ihnen das Liebste ist. Der Schmerz, den man fürchtet, ist der erfassende, und der Arm der strafenden Gottheit weiß, wohin er zu zielen hat. — Aber," setzte sie unter einem Strom von Thränen hinzu, „wenn Sie meinen Freund retten, wenn Sie seine Befreiung unterzeichnen, so wird Ihr einziges Kind leben, und das Andenken seines Vaters segnen bis auf seinen letzten Tag." Mit flehenden Blicken, ihre Hände zu ihm aufgehoben, sah die Frau ihren Mann an, und bat so, fast ohne selbst zu wissen, was sie that, um Leoncens Begnadigung. Dieser richtete sein Auge bald auf seine Gattin bald auf Delphine: „Nein," rief er, „ich schlage nichts ab, während mein Sohn in Gefahr ist; nein, was auch daraus entstehen mag," — er nahm das Blatt und unterzeichnete — „Sie haben gesiegt, Madam." Delphine wagte weder zu athmen noch zu sprechen, aus Furcht, die geringste Bewegung möchte irgend Etwas in dem unverhofften Entschluß des Richters ändern. Er reichte ihr das Blatt. „Ich schenke Ihnen, Madam, Herrn von Mondovil-

lens Leben; aber lassen Sie ihn ungesäumt abreisen. Träfe ein Commissär von Paris ein, ich könnte nichts mehr für ihn thun. Ohne Zweifel würde ich ihm wiederholen, was Sie mir gesagt, und was ich auch glaube, daß Herr von Mondoville nicht die Waffen getragen hat, aber alle meine Bemühungen, ihn zu retten, möchten dann leicht vergeblich seyn. Ich weiß nicht, durch welch eine übernatürliche Macht siegender Beredsamkeit es Ihnen gelungen ist, mein Herz zu rühren; Ihnen, Madam, verdankt Ihr Freund das Leben: genießen Sie dessen beide" . . . . — „Und beten Sie für meinen Sohn!" setzte die Mutter hinzu.

Knieend, die hülfreiche Hand ihres Wohlthäters an ihr Herz gedrückt, in einer Bewegung, daß man kaum ihre Worte verstehen konnte, empfing Delphine den Befreiungsbefehl. „Möge ich nicht sterben, großmüthiger Mann," stammelte sie, „ohne Ihrem Herzen einen Theil des Glücks, das ich Ihnen verdanke, vergolten zu haben! Gott mit Ihnen!"

Sie flog nach dem Gefängniß, den Verlust jeder Sekunde fürchtend, und nur zuweilen ihre Schritte mit der höchsten Anstrengung mäßigend, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anzuziehn. Beim Eintritt in Leoncens Gefängniß reichte sie ihm den Befehl, ohne ein Wort sprechen zu können. Er las

ihn tief gerührt, und wiederholte mehreremal: „Du bist der Engel, der mich dem Tode entreißt; o wie glücklich wird mit dir mein Leben seyn!“ Sobald sie sich etwas erholt hatte, stellte sie ihm in fliegenden Worten die Nothwendigkeit vor, augenblicklich abzureisen, die Gefahr der geringsten Zögerung, und trieb den Kerkermeister mit leidenschaftlichem Dringen, eine noch erforderliche Formalität, um das Gefängniß und die Stadt verlassen zu können, zu vollziehen.

Als sie allein waren, überließ sich Leonce den reizendsten Entwürfen ihres künftigen Glückes. „Meine Delphine,“ sagte er, „erinnerst du dich jenes Landhauses am Abhange von Baden, dessen Lage uns Bellerive zurück rief? Wir können es an uns bringen, dort wollen wir uns niederlassen. Einige leichte Veränderungen werden es ganz dem Aufenthalt ähnlich machen, wo wir so glückliche und so bange Tage gelebt haben, indes in unserm neuen Wohnplatz uns eine ungetrübte Seligkeit winkt. In einem protestantischen Lande wird man dich nicht verfolgen; ich bin sicher, daß Frau von Ternan sich nichts unterfangen soll, und da unser glücklich stilles Loos uns keine Neider weckt, so werden wir auch keine Feinde haben. O wie bezaubernd zeigt sich mir diese Zukunft! Delphine, meine himmlische Freundin, füge auch du ei-

nige Züge zu diesem reizenden Gemälde, mahle mir die Freuden, die uns erwarten, führe mich ihnen auf den Schwingen der Hoffnung zu!" — Delphine antwortete nicht, ihre geängstigte Seele hatte die Ruhe nicht wieder gefunden. „Fürchtetest du," fuhr Leonce fort, „einen Rückfall von jener Schwäche, die uns getrennt hat? Könntest du mich so sehr verkennen?" — „Nein, nein!" unterbrach ihn Delphine. — „Sieh," nahm Leonce wieder das Wort, „schon vor deiner Ankunft," hatten dein Bild und meine Liebe alle die Irrthümer meines Charakters zerstreut. Ich gestehe dir, so entschlossen ich dem Tode entgegen ging, er, nach welchem ich mich so gesehnt hatte, weckte in mir nur noch ein drückendes Gefühl. Es schien mir, die Natur klage mich an, daß ich ihre Gaben verkannt hätte, und in einer plötzlichen Wendung meiner Phantasie erblickte ich, im Begriff das Leben zu verlieren, nur noch die Freuden des holden Bundes, der es mir hätte werth machen sollen. Ach, vielleicht bedurfte ich dieser Probe, aber die Frucht derselben wird für mich nie verloren gehn; ich werde leben, um glücklich, um geliebt zu seyn.!" — „Ach," seufzte Delphine, „die Zeit verstreicht, der Kerkermeister kommt nicht zurück." Ihre Unruhe stieg mit jedem Augenblick so sehr, daß sie nicht mehr hörte,

was Leonce zu ihrer Beruhigung sagte; sie trat ans Fenstergitter, und blieb an ihm wie angefesselt. Plötzlich rief sie: „O mein Gott! mein Gott!" mit einer so zerreissenden Stimme, daß Leonce voll Bestürzung zu ihr eilte, und sie fragte: „Was ist Ihnen? Nie habe ich mich so erschüttert gefühlt als von diesem Jammerton?" — „Was wollen diese beiden schwarz gekleideten Männer, die den Kerkermeister begleiten?" — „Den Erlaubnißschein, zu meiner Abreise bringen" — „Nein, nein, rief Delphine," das ist es nicht, das hat gewiß etwas zu bedeuten." Die Thür ging auf, die beiden Männer traten ein und erklärten, der Commissär sey aus Paris eingetroffen, habe den Befehl des Richters zerrissen, und die fernere Verhaftung des Herrn von Mondoville bis zum gerichtlichen Spruch befohlen. Leonce wandte sein Haupt, um seine Bewegung zu verbergen. Delphine schlug die Augen gen Himmel, ging mit ziemlich festem Schritt auf die beiden Männer zu, und fragte sie, ob es ihr nicht erlaubt wäre, mit dem Commissär zu sprechen. Es ward ihr mit dem Bedeuten verweigert, daß sie selbst bis zum folgenden Tage verhaftet sey. Mit einer Empfindung, die nicht ohne eine wohlthuende Beimischung war, streckte Leonce Delphinen seine Arme entgegen. Die stumpfsinnigen Zeugen dieses Auftrittes

glaubten, Delphine ängstige sich um ihres eigenen Schicksales willen, und suchten sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß sie mit dem Augenblick, wo das Urtheil an Herrn von Mondoville vollzogen würde, frei sey. Delphine fuhr bei diesen fürchterlichen Worten mit einer krampfhaften Bewegung nach ihrem Herzen; leise athmete sie, alle ihre Kräfte zusammen raffend: „Ist es genug, o mein Gott!" Sie fragte hierauf, ob ein Fremder, der sie begleitet hätte, Herr von Serbellane, nicht zu ihr dürfe. „Er hat uns aufgetragen," erhielt sie zur Antwort, „Ihnen zu sagen, daß er in einer Stunde hier seyn wird, sobald das schon versammelte Gericht das Urtheil gesprochen habe. Er bietet Alles auf, die Richter zu gewinnen, aber jetzt, da der Commissär von Paris eingetroffen ist, wird es nicht so abgehn wie diesen Morgen." — „Ich bin nicht zu Ihrer Gegenwart verurtheilt," fiel Leonce entrüstet ein, „lassen Sie mich." Die beiden Abgeordneten murmelten noch einige Worte, die aber Leoncens gebietender Blick ihnen nicht vernehmlich zu machen gestattete, und zogen sich zurück.

Leonce trat jetzt zu Delphinen, und schloß sie voll der innigsten Liebe in seine Arme. Sie antwortete auf nichts, hatte für nichts einen Ausdruck, und schien ganz in sich selbst verschlossen. „Gott!" preßte sie

endlich leise hervor, „Gott, der du mich verlassen hast, bewahre mich vor frevelnden Gedanken; laß mich dieß furchtbare Spiel des Verhängnisses überstehen, ohne in meinem Glauben an dich zu wanken! der Tod bleibt ja, der Tod! . . . . Wohlan denn, mein Freund," schlug sie ihre Arme um Leonce, „wir werden ihn zusammen empfangen; so viel Mitleid hat die Vorsehung noch mit uns gehabt! Drücken wir unsre Herzen an einander, daß sie zum letztenmal in dem nehmlichen Augenblick zusammen schlagen, getrennt leben oder sterben, ist der einzige Schmerz, der über menschliche Kräfte geht."

Unruhig über Delphinens Entschlüsse wollte Leonce mit ihr über ihre Pflichten, über ihr Loos nach seinem Hinscheiden reden. „Ich verbiete dir," fiel sie ihm ein, „mir von diesem Gegenstand zu sprechen; forsche nicht nach meinem Vorhaben, was es auch sey! frage nicht! und laß uns diese letzten Stunden in dem Vertrauen, in der Hingebung zubringen, die noch einen Zauber auf sie werfen können!" — Leonce gehorchte ihr; er fühlte, daß er in dieser Hinsicht nichts von ihr erhalten könnte, hoffte aber auch, daß, wenn er nicht mehr wäre, Herr von Serbellane über seine unglückliche Freundin wachen würde; ihm wollte er sie vertrauen.

Schweigend hielten Leonce und Delphine sich noch lange umschlossen; sie warteten auf die Rückkehr des Herrn von Serbellane, ob sie gleich jede Hoffnung aufgegeben hatten. Endlich kam er, den Abdruck der Empfindungen, die sein Herz zerrissen, auf seinem Gesicht.

„Morgen früh um acht Uhr," sagte er zu Leoncen, „werden Sie auf die Ebene eine halbe Stunde von der Stadt geführt, um dort erschossen zu werden; doch ist noch Eine Hoffnung. Der Edle, von dem Frau von Albemar Ihre Freiheit erhalten hatte, kam selbst aus der Sitzung, um mit mir zu sprechen. Könnte ich, sagte er mir, ihm unverzüglich eine von Ihnen unterzeichnete Erklärung bringen, worin sie bestimmt bezeugen, daß Ihre Absicht nicht gewesen sey, die Waffen zu tragen, sondern bloß durch die feindliche Armee nach Frankreich zurück zu kehren, so könnte diese Erklärung sie retten." — Delphine schlug bei diesen Worten die Augen, die sie bis jetzt auf die Erde geheftet hatte, zu Leoncen auf; Leonce antwortete Herrn von Serbellane mit edler Gradheit: „Als man mich zum Gefangenen machte, hatte ich noch nicht die Waffen getragen; ich kam nach Verdün, nicht um für irgend eine Sache zu fechten, sondern in der Hoffnung zu sterben; doch das sind Dinge, um die Nie-

mand als ich weiß. Die Franzosen, die in der Armee dienen, haben glauben müssen, ich käme, mich mit ihnen zu vereinigen; eine Erklärung, die das Gegentheil enthielte, würde ihnen eine Lüge dünken, von der Furcht des Todes mir eingegeben. Auch war es meine Absicht nicht, nach Frankreich zurück zu kehren; ohne mich zu erniedrigen, kann ich also nicht bezeugen, was in Andrer Augen als falsch erschiene, oder es in den meinigen wirklich wäre." Delphine senkte bei dieser entscheidenden Weigerung von neuem den Blick, ohne ein Wort zu sprechen; sie wußte, daß Leonce nie von einem Entschlusse weichen würde, den die Ehre von ihm forderte.

Gerührt von dem Schmerz, den ihm Herr von Serbellane bezeigte, drückte ihm Leonce die Hand, und: „Edler Mann," sagte er zu ihm, „Sie haben Alles gethan, was in Ihren Kräften stand; für mich bitte ich Sie nur noch um Eines. Sollte, wenn ich nicht mehr bin, mein Name verleumdet werden, so geben Sie der Wahrheit eine Stütze durch das gewichtige Zeugniß eines so anerkannten Charakters wie der Ihrige. Vergessen Sie nicht, daß das Gedächtniß eines Mannes, der die Ehre leidenschaftlich liebte, ein Gut ist, das er der gewissenhaftesten Obhut seiner Freunde anvertrauet." — „Ich übernehme," erwie-

derte Herr von Serbellane, „dankbar diese ehrende Pflicht. Ihr Ruf wird ohne Zweifel nicht angegriffen werden; träte aber je ein Fall ein, der mich zur Vertheidigung desselben aufriefe, ich würde die wirksamste, die kräftigste aus der Bewunderung schöpfen, die mir Ihr muthvolles Benehmen einflößt." „Jetzt," zog Leonce Herrn von Serbellane ans Fenster, „jetzt noch Eine Bitte die heiligste von allen!" Er empfahl ihm Delphine.

Auch ohne jene Vorsicht würde sie nichts vernommen haben. In ihre innersten Gedanken versenkt, saß sie bleich und unbeweglich, wie eine Todtengestalt; nur von Zeit zu Zeit zitterte sie auf, aber sie sah und hörte nicht mehr; auch nicht eine Thräne entfiel ihr. Wenn alle Hoffnung erloschen ist, hört jede Aeußerung von Schmerz auf; die Seele erschaudert in sich selbst, und das erstarrende Blut stockt.

Leonce ging mit Herrn von Serbellane in die kleinsten Umstände ein, wie er Delphine am Leben erhalten sollte, wenn der Schmerz ihr ein Verlangen einflößte, es zu endigen. Herr von Serbellane versprach es ihm, und beruhigte ihn fast durch die Festigkeit, und durch den sichern und richtigen Anblick, mit dem er jede Idee, den Gram der Unglücklichen zu mildern, auffaßte und ausbildete. Jetzt erst, als Leonce dem ed-

len Freunde sein Dankgefühl ausdrückte, füllten Thränen seine Augen; sein eigenes Unglück hatte dem Standhaften keine entpressen können. „Und nun, mein Freund," umarmte er ihn, „lassen Sie mich mit ihr allein; morgen mit Tages Anbruch kommen Sie, die heilig Anvertrauete in Ihren Schutz zu nehmen, und den letzten Händedruck eines Mannes zu empfangen, der Sie achtet und ehrt." — Herr von Serbellane näherte sich im Weggehn Delphinen, und faßte ihre Hand; sie ließ sie ihm. „Madam," sagte er mit bewegter Stimme, „Muth und Resignation! diese Hülfsquellen bleiben auch dem bittersten Schmerz." — Ein tiefer Seufzer hob Delphinens Brust. „Vergessen Sie Isoren nicht," athmete sie, „leben Sie wohl."

Allein jetzt mit einander beim Einbruch der feierlichen Nacht, die sie zusammen zubringen sollten, im düstern von einer flackernden Lampe matt erhellten Kerker hörten sie den Thürschließer die Riegel und Schlösser vorwerfen. „Ach," seufzte Delphine, „wenn diese Pforten sich nicht mehr öffnen könnten, wenn der Tag nie anbräche, welcher Wohnplatz der Seligkeit käme diesem Gefängnisse bei! Leonce, werden sie dich aus meinen Armen reißen können?" Und sie umschlang ihn mit einer krampfhaften Heftigkeit,

aber auch sogleich in der tiefsten Abspannung sanken ihre Arme an ihm herab. Erschrocken über ihren Zustand, wollte Leonce ihre Gedanken auf mildere Vorstellungen lenken: „Meine Delphine," schlug er seinen Arm um sie, „du glaubst an die Unsterblichkeit, du hast mich von ihr überzeugt; voll Vertrauen schwinge ich mich zu dem Wesen auf, das dich geschaffen hat. Ich habe die Tugend geehrt, von deinen Reizen bezaubert; meiner Fehler ungeachtet, fühle ich, daß ich einiges Recht habe auf die göttliche Barmherzigkeit, und dein Gebet wird sie mir erflehen. O meine Geliebte, wir werden also nicht auf immer getrennt seyn! noch vor unsrer Vereinigung im Himmel wirst du meine Seele dir nahe fühlen, immer wird sie dich umschweben, wenn du allein bist. So oft du den Namen Leonce ausrufst, wird Leonce die Töne seiner Freundin vernehmen, und ihr antworten. Darum, o meine Delphine, suche Alles auf, was in der Wehmuth Süßes, das wunde Herz Linderndes ist! sie, die das Andenken des geliebten Verlornen feiert, bleibt der verwaisten Seele, sie heilige mir dein Leben!" — „Halt ein," unterbrach ihn Delphine, „was sprichst du mir vom Leben! Ist es dir nur denkbar gewesen, ich könnte fortdauern auf einer Erde, die du verlassen hast? Freilich vermochte immer, wenn es nur mein

Loos galt, der Glaube an die Unsterblichkeit, meinem Herzen Ruhe zu geben; aber ist es an dieser Hoffnung genug, die noch so manche Wolke selbst dem Blick der edelsten Sterblichen verhüllt, mir die Bürde des Daseyns nach deinem Tode zu erleichtern? Nein gegen den Schauder, dich mir entrissen zu wissen, kann nichts mich aufrecht halten. Leonce, wenn du fern von mir warst — die leiseste Erinnerung an dich, ein Wort, das du mir gesagt, jeder Ort, den wir zusammen betreten, alle die tausend zufälligen Anregungen, die eine immer ansprechende Idee wieder auffrischen, ließen mich dem zerreißendsten Schmerz erliegen, und dieselben Erinnerungen sollten mich umringen, aber mit den Zügen des Todes! Unaufhörlich würde ich das schreckliche Wort rufen: nie! nie! und alle meine Thränen, alle meine Wehklagen würden der Natur nicht Einen Ton deiner Stimme, nicht Eine Spur deiner Schritte, nicht Einen Schatten, worin sich mir deine Gestalt mahlte, abgewinnen! Verzweifelnd würde ich mich über die Erde werfen, die den so zärtlichen, den so liebevollen, den Freund verschließt, der so oft in meinem Kummer Mitleid mit mir hatte, ohne daß aus ihr ein Seufzer hervorginge, der meinem Jammer antwortete. Nein, nein, in diese Oede der Welt gehe ich nicht, in diese finstre schweigende Nacht, wo

ich dich nicht sähe! Der Tod, dessen Schreckgestalt mich so oft durchschaudert hat, sollte dich treffen und ich leben! — Vor mir stehen sollten deine entstellten Züge, deine für immer erloschenen Augen, deine kalten Ueberreste, versenkt in dem Grabe, wo ich dich allein gelassen hätte, allein! O, mein Freund, du wirst nicht in ihm allein seyn! Sage mir, daß auch du es wünschest, daß du es von mir forderst! daß du mich in das Grab zu dir rufst! Ach, wie würde ich ihn segnen, diesen rührenden Beweis von Liebe, diese Verachtung eines gemeinen Mitleids, dieses wahrhafte Mitleid, das dir die süßen Worte einflößte: Delphine, folge mir! arme Delphine, versuche nicht zu leben ohne die Hand, die dich führte! O Leonce, Leonce, wiederhole diese tröstenden Worte, ich beschwöre dich" .... Thränen erstickten ihre angestrengte Stimme, sie umfaßte seine Kniee, und ihre Blicke setzten ihre flehende Bitte fort. Vergebens suchte er sie zu beruhigen, und es durch die dringendsten rührendsten Vorstellungen von ihr zu erhalten, daß sie vor dem Augenblick der Hinrichtung sich mit Herrn von Serbellane entfernte. Delphine gedachte des verhängnißvollen Ringes. Sie wollte mit ihm davon sprechen, ohne ihm jedoch vorerst zu vertrauen, daß sie im Besitz desselben sey, aus

Furcht, er möchte, wenn auch selbst nicht entschlossen, von ihm Gebrauch zu machen, ihn ihr nehmen.

„Leonce," sagte sie, „dieser Tod, dem eines Verbrechers gleich, diese Hinrichtung in Gegenwart eines wüthenden Volks, empört sie nicht deine Seele? Willst du sie dir ersparen? Unser Freund, Herr von Serbellane, kann uns ein heilsames Gift geben, das uns einer furchtbaren Stunde überhöbe." — Leonce überraschte dieser Vorschlag, er besann sich einige Augenblicke — „Meine Freundin," sagte er wieder gefaßt, „ich halte es für meiner würdiger, vor den Augen der Franzosen zu sterben. Jetzt verurtheilen sie mich, aber vielleicht erfahren sie einst, daß ich den Tod nicht verdient habe; und wenn ich in meinem letzten Augenblick Stärke der Seele zeige, ich läugne nicht, die Vorstellung, daß selbst meine Feinde mich nicht ohne Rührung fallen sehen, hat etwas Angenehmes für mich. Verzeihung, meine Freundin, wenn dieser Gedanke mich zwingt, die so unverhofte Hülfe, die deine Güte mir bietet, auszuschlagen. Deine Hände hätten mir die Augen zugedrückt, und dasselbe Gefühl, das mein Daseyn beseelte, hätte es sanft bis zu seinem Ende geleitet. O wie viel kostet es mir, dieses Glück im Tode mir zu versagen!" — Delphine schwieg, um nicht durch dringendere Aufforderungen

Leoncen zu verrathen, daß sie durch ein untrügliches Mittel gesichert sey, ihn nicht zu überleben.

„Ach," hub Leonce wieder an, „ein Gefängniß hat doch etwas Düstres, die Nacht vor dem letzten Tage! Ich wollte, ich könnte mit dir den Himmel betrachten! Diese Mauern, die uns seinen Anblick entziehn, die Gefühllosigkeit der Menschen, unsre Hüter, unsre Richter geben dem Tode eine so furchtbare Gestalt. Wie oft habe ich zu deinen Füßen ihn mir gewünscht! jetzt, da ich meinen elenden Irrthümern abgeschworen hatte, jetzt, da ich dein Gatte seyn könnte, dein glücklicher Gatte, o Gott!" .... Er hielt inne, fürchtend, zu bittre Vorstellungen Delphinen zurück zu rufen, die schon, der Verzweiflung erliegend, nicht mehr Kraft hatte, die Qualen, die sie litt, auszudrücken. Noch einige Stunden vergingen, in welchen sich Leoncens Gefühl und Muth in ihrer ganzen Stärke zeigten. Delphine hörte ihm oft mit stummer Bewundrung zu, öfter noch unterbrachen ihn ihre Wehklagen. Erschöpft endlich von mehrern schlaflosen Nächten ließ er sein Haupt auf Delphinens Kniee sinken, und schlummerte eine Stunde, indeß ihre Blicke an dem schönen Gesicht hingen, über dessen Stirn das schwarze Haar beschattend herab fiel, und das noch

im Schlummer den sprechenden Ausdruck einer rührenden Wehmuth bewahrte.

Die Unglückliche empfand während dieser Nacht Alles, was der Schmerz für die Seele Zerreißendes hat. Sie fühlte es, daß die Zeit verlief, und blickte jetzt nach dem Fenster, voll Furcht, die Vorboten des Tages zu sehen, jetzt auf das reizende Antlitz des geliebten Schlummernden, jetzt wieder nach dem Himmel, dessen erste Strahlen ihn ihr rauben sollten; aber nur zu bald bemerkte sie an einer dem Fenster gegen über stehenden Mauer den gefürchteten Schein, der den Tag ankündigte, und ehe Leonce erwachte, drangen die Strahlen der Sonne in diesen Aufenthalt der Verzweiflung. „O Gott," rief sie, „nicht Eine Wolke, nicht ein Trauerflor vor dieser Sonne! Der blendendste Glanz der Natur, um die schrecklichste Missethat, um die unglücklichsten Wesen zu beleuchten!" — Endlich erweckte ein plötzlicher, den Tod verkündender Trommelschlag Leonce. Er schlug die Augen zu Delphinen auf, und indem er sie mit Entzücken in seine Arme schloß: „Du bist es," rief er, „noch du! Bis zu meinem letzten Augenblick wird dein Anblick die Macht haben, meine Leiden zu hemmen!"

Leonce eilte sein Haar aufzuschlagen, um auch seinem Aeußern den Ausdruck der Ruhe und Festigkeit

zu geben. Delphine hielt sich in einiger Entfernung von ihm, folgte mit den Blicken allen seinen Bewegungen, und stützte sich von Zeit zu Zeit an der Mauer, ihre ganze Kraft aufbietend, um nicht umzusinken. Leonce sah die gänzliche Zerrüttung in ihren Zügen, und jetzt brachen alle seine Empfindungen hervor. „Delphine,“ umschloß er sie, „in diesem Augenblick ohne Hoffnung treibt mich ein schmerzhaft süßer Drang, es dir zu wiederholen: ja, ich sehne *mich zu leben!* Vor den Menschen werde ich dies Gefühl zu verbergen wissen, aber dir, die es mir einflößt, bekenne ich es, dir“ .... Die Wache nahete dem Gefängniß, und man hörte die Riegel öffnen, um sie einzulassen. Wie außer sich stürzte jetzt Delphine zu Leoncens Füßen: „Mein Freund, vergieb mir deinen Tod, dessen eigentliche Ursache ich bin. Dich allein habe ich geliebt, nie hat dies Herz für Jemanden geschlagen als für dich, nie hat eine andre Stimme in meiner Seele wiedergetönt. Wir sterben zusammen, da lange Jahre der innigsten Vereinigung uns beglücken konnten; es muß seyn! Ehe die Gefühllosen kommen, noch ein Moment, aber die Liebe eines ganzen Lebens sey in diesem Moment gedrängt!“ — Die Thür öffnete sich, und Soldaten füllten das Zimmer.

Delphine erhob sich mit Würde. „Ihr kommt,“ wandte sie sich gegen die Wache, „den Edelsten, den Treflichsten, vor dem ich voll Bewundrung kniete, zum Richtplatz zu führen, und blinder Gehorsam verschließt eure Herzen dem Mitleid. Doch muß ich euch anflehen: vergönnt mir, meinem Freund bis zum Tode zu folgen.“ Der Offizier wandte ihr ein, daß man in der Regel diese Erlaubniß nur dem Priester bewillige, um den Verurtheilten Trost zuzusprechen. „Nun, so will ich,“ versetzte Delphine, „dies heilige Amt übernehmen. Leonce,“ wandte sie sich zu ihm, „die Religion gewährt den Unglücklichen, die zum Tode gehn, einen Freund, der sie tröstet; soll ich dir dieser Freund seyn? Ich werde wie er zu dir reden im Namen eines Gottes der Güte. Einen Augenblick war ich dessen nicht würdig, einen Augenblick habe ich gezweifelt; ich fand das Unglück, das mich niederdrückte, größer als meine Schuld. Jetzt aber sind die religiösen Hoffnungen wieder in mein Herz zurück gekehrt, der Himmel hat sie mir wieder gegeben, ich werde sie dir mittheilen.“ — „Das Unternehmen,“ sagte Leonce tief gerührt, „ist über deine Kräfte.“ — „Nein, ich bin entschlossen,“ versetzte Delphine, „mit festem Schritt, mit standhaftem Muth wirst du mich dir zur Seite gehen sehn. Meine Seele hat ihre Schau-

der besiegt, warum sollte ich nicht jetzt eben so viel Fassung besitzen wie du?" — Der Offizier stellte ihr vor, daß die Ebene, wo das Urtheil vollzogen werde, eine halbe Stunde von der Stadt läge, und daß sie nicht die Kraft haben würde, dem Wagen bis dahin zu folgen. — „Ich werde die Kraft haben," sagte sie standhaft. — „Ach, rief Leonce, „darf ich dies heldenmüthige Erbieten deiner Güte annehmen?" — „Du kannst," unterbrach ihn *Delphine*, „du mußt es." — Indem trat Herr von Serbellane herein, und erhielt auch für sich die Erlaubniß, Leoncen zu begleiten. Noch unschlüssig fragte ihn Leonce, ob er in das Verlangen seiner Freundin willigen sollte. „Widersetzen Sie sich nicht," sagte Herr von Serbellane, „einem Wunsche, auf den Frau von Albemar so dringend besteht. Kann sie Sie überleben, so ist es nur möglich, nachdem sie alle Schmerzen erschöpft hat. Gewähren Sie ihr, schlagen Sie ihr nichts mehr ab."

Delphine fühlte, wie sehr sie eines einsamen Augenblicks bedurfte, um sich zu ihrem großen Unternehmen zu sammeln, und ersuchte den Offizier, *ihn* ihr zu verstatten. Er ward ihr bewilligt, und der Kerkermeister führte, während Herr von Serbellane mit Leoncen im Gespräch über seine letzten Verfügungen vertieft war, sie nach dem einzigen Zimmer, wo sie allein seyn konn-

te. Hart, wie diese Leute gewöhnlich sind, oder auch in dem Wahn eines republikanischen Taumels, daß Alle, die in irgend einer Verbindung mit dem Geächteten der herrschenden Partei stehn, kein Mitleid verdienen, wies er ihr das Zimmer bloß an, und entfernte sich, ohne sie auf den Anblick, der sie erwartete, zu bereiten.

Ein Gefangener war dieselbe Nacht in diesem Zimmer gestorben, und queer vor der Thür, wo Delphine einzutreten im Begriff war, stand der Sarg des Unglücklichen, von vier Wachskerzen umstellt, deren zwei nur noch brannten, und ihren trüben Schein in das Licht des Tages mischten. Schaudernd wich Delphine zurück. „Warum," ermannte sie sich, indem sie wieder vortrat, „warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ihn ja suche ich. Woher schreckt mich schon sein Bild?" — Sie mußte, um hinein zu treten, dicht am Sarge vorbei; ihr Gewand blieb an ihm hängen, sie fiel auf die Kniee mitten im Zimmer, grade dem noch zerwühlten Bett des Gestorbenen gegen über; zerstreut lagen die Kleidungsstücke umher, auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Buch, und eine Uhr, die noch ging; überall Spuren aus dem Leben eines Menschen, nur der Mensch selbst nicht, den der Sarg einschloß. Auch in der ruhigsten Stimmung hätte ein

solcher Anblick die Phantasie erschüttert; auf Delphinens schon bis zur höchsten Spannung hinauf getriebenes Gehirn wirkte es fast zerrüttend. Sie wuße nicht mehr, ob ihr Geliebter noch lebe oder nicht, sie rief ihn mehreremal bei Namen, riß mit einer krampfhaften Hast in einem Augenblick namenloser Verzweiflung den Ring auf, und verschluckte das Gift. Sie warf sich mit dem Gesicht auf den Boden, und blieb ohne Bewegung liegen. Als sie sich wieder aufraffte, stand sie mehrere Minuten, ruhiger aber in tiefes Sinnen versenkt.

„O mein Gott!“ rief sie jetzt, „was habe ich gethan? Bin ich eine Verbrecherin? Darf ich nicht mehr auf deine Barmherzigkeit hoffen? Folgen mußte ich ihm zum Tode, diesen letzten Beweis einer Liebe war ich ihm schuldig, die ihn ins Grab riß; hätte ich die Kraft dazu gehabt, ohne die Gewißheit zu sterben? Ich konnte dem Schmerz vertrauen, mit der Zeit würde er mich getödtet haben; aber diese schreckliche Zeit zu ertragen, o mein Gott, fordertest du es von mir? Waren diese Martern nothwendig, und freuen sich nicht deine Engel, die dich umringen, sie abgekürzt zu sehn. Bliebe mir noch ein Band auf dieser Erde, hätte ich einen Vater, dem ich sein Alter erleichtern könnte, ich würde, glaube ich, leben, eine so heilige

Pflicht hätte es mir geboten; aber der Unglückliche, der zum Tode geht, war mein einziger Freund, und du nimmst ihn mir. — O mein Gott," warf sie sich auf die Kniee, die Augen zum Himmel gerichtet, „man hat mir oft gesagt, daß du das Verbrechen nicht verzeihest, das ich begangen habe; die Angst meines Herzens riß mich zu ihm hin. Ist es wahr, daß du jetzt unerbittlich seyn wirst? bin ich strafbarer als Alle, die hart gegen ihre Mitmenschen waren? Und gleichwohl giebt es deren so Viele, daß gewiß einigen Gnade widerfahren wird. Du verliehest mir Jugend, Schönheit, alle Gaben des Lebens, und ich werfe dieses Leben von mir! Ich muß also viel gelitten haben, und ich sollte ewig leiden? und du würdest meine Reue nicht annehmen? Nein, du nimmst sie an, ich fühle es, mich hebt eine neue Kraft. Ich höre das Rollen des Wagens, den Hufschlag der Rosse, die den Geliebten hinweg reißen; ich will mit ihm von dir sprechen, o mein Gott! Segne meine Worte, und wenn meine Stimme unheilig wäre, wenn du meine Gebete verwürfest meiner selbst halber, o so gieb, daß der, der sie vernehmen wird, im Anhören die Gefühle empfinde, die ihm deine Barmherzigkeit erwerben." — Mit festem Schritt verließ sie das Zimmer, und schloß sich Leoncen an, als er eben den Wagen bestieg.

Delphine ging dicht neben ihm, und aus Mitleid mit ihr mäßigten die Soldaten ihren Schritt, und ließen oft den Wagen halten, um ihr Zeit zu geben, mit Leoncen zu sprechen. Herr von Serbellane, der ihr folgte, theilte Geld unter das Volk, damit Niemand sich diesen Zögerungen widersetzte. Delphine fühlte anfangs einen Trieb, ihrem Freunde zu gestehn, daß sie sich ihren Tod gesichert hätte; es lag für sie etwas Süßes in der Vorstellung, daß er noch um diesen letzten, höchsten Beweis ihrer heißen Liebe zu ihm wüßte; aber ganz der Heiligkeit ihres übernommenen Geschäftes hingegeben, besorgte sie, Leonce möchte nach einem solchen Geständniß, einzig mit ihr beschäftigt, sich nicht mehr den religiösen Empfindungen widmen, womit sie ihn zu durchdringen hofte.

Auf dem Zuge durch die Stadt erlaubte sich die von allen Seiten herbeiströmende Menge heftige Schmähungen gegen den, welchen sie für strafbar hielt, weil er verurtheilt war. Leonce im empörtesten Unwillen ward bald roth bald blaß. „Verachte," sagte Delphine zu ihm, „diese elende Höhnungen, verbanne aus deiner Seele jedes bittre Gefühl; uns nimmt ein Land auf, wo Duldsamkeit und Vergessen herrscht, ein Land, wo unsre Feinde nicht mehr gehört werden.

Sieh den Himmel, wie rein, wie heiter er ist! der sich in ihm so mild verkündet, könnte er uns allein verlassen haben? Die Freistätte, der unsre Herzen entgegen streben, ist unser; dort werden wir erwartet, sie öffnet sich uns. Ward nicht meine Liebe zu dir mir von meinem Schöpfer eingehaucht? er wird zwei Wesen nicht trennen, die er eins dem andern unentbehrlich werden ließ. Leonce, dein Verhalten trifft kein Vorwurf, nur das meinige war sträflich; aber du wirst mir die Aufnahme in dem Himmel, der dir bestimmt ist, bewirken. Du wirst dem ewigen Wesen sagen, daß du in ihm deine Freundin vermissen würdest, und es wird dir die Erbetene bewilligen. Nicht wahr, du wirst es, Leonce?" Noch einmal stand Delphine im Begriff, ihm die That zu entdecken, für welche er ihr die göttliche Barmherzigkeit erflehen sollte, und der allein sie einen ihr selbst unerwarteten Muth in der furchtbarsten aller Lagen verdankte; aber der feste vertrauensvolle Blick, mit dem er zum Himmel hinauf blickte, gab ihr die Gewißheit, daß sie endlich ihrem Freunde die wohlthätigen Hoffnungen eines bessern Daseyns eingeflößt hatte, und sie hielt sich, um nicht durch das Geständniß einer Handlung, vor welcher diese selbst sie nicht hatten sichern können, die Wirkung derselben zu vernichten.

„Siehe,“ fuhr sie mit neu gesammelten Kräften fort, „sieh in mir nicht mehr die, welche deine Verirrungen theilte — die noch strafbarer war. Ich liebte die Tugend, aber mir mangelte die Kraft, ihre Gebote zu erfüllen, und mitleidig entnimmt Gott der Welt ein unglückliches Weib, deren schwaches Herz der Kampf zwischen Liebe und Pflicht zerriß. An meiner Stelle sollte neben dir ein Gottgeweiheter schreiten, wahrhaft würdig, zu dir im Namen des Himmels zu sprechen; aber eine geliebte Stimme hoffte ich, sollte tiefer in deine Seele dringen; höre diese Stimme, Leonce, als hätte sie die Gottheit für einen Augenblick geheiligt. Mitten unter den Schrecknissen, die uns umringen, und wider die sich die Natur, des Lebens Freundin, in unsrer Brust empört, sieht auf uns die ewige Vorsicht herab. Nein, nicht können alle die Gedanken, die uns beseelen, vernichtet werden; noch umfaßt unser Geist eine grenzenlose Zukunft, noch lebt unser Herz ganz in dem geliebten Gegenstande, und in einigen Minuten sollte ein Eisen die Fäden so vieler Ideen, so vieler Empfindungen zerschneiden, und sie gleich dem Staube vom Winde zerstreuen lassen? Wer langsam unter der Last der Jahre erliegt, kann an der Zerstörung glauben, die er schon im voraus gefühlt hat; wir aber, die wir noch voll Daseyn

dem Grabe zugehen, wir verkündigen die Unsterblichkeit. Zwar schaudert die Sinne vor dem Verlauf der Frist, vor dem dumpfen Getöse, das schon den Tod verkündet; aber es ist nur eine letzte Anstrengung der getäuschten Einbildungskraft, die Wahrheit erscheint uns, und in sich selbst zurück gezogen, findet die Seele in ihrem Innersten, im Heiligthum der Liebe und der Tugend, einen Gott wieder. Ach, Leonce, ich muntere dich zum Tode auf, ich . . . . das Gebet, dieser Aufschwung der Seele, der uns dem Schmerz, den Menschen und der Natur entführt, hat mir eine übernatürliche Stärke gegeben; folge meinem Beispiele, Leonce, flüchte auch du zu dieser Hülfe" . . .

Ihre körperliche und geistige Anstrengung hatten die Blässe aus ihrem Gesicht vertrieben, ihre Augen einen namenlosen Ausdruck, in dem sich zugleich die heisseste Liebe und die finstersten Vorstellungen mahlten; noch unter den fürchterlichen Schmerzen, die sie bereits ergriffen, und denen sie Stand zu halten alle ihre Kräfte spannte, war ihre Gestalt so hinreissend, daß selbst die Soldaten, von ihrem Glanze geblendet, ausriefen: „Wie ist sie so schön!" und ohne daran zu denken, wenn sie zu ihr hin sahen, ihr Gewehr senkten. Leonce, sich in ihrem Anblick berauschend und um sich die Ausbrüche der Verwunderung

vernehmend, sagte mit leiser Stimme: „O mein Gott, was verbrach ich gegen dich, daß du mich dem Leben mit ihr, der größten Erdenseligkeit, entrissest?" — „Mein Freund," sagte Delphine, die es vernommen hatte, „täuschen wir uns nicht über den Werth des Daseyns! Nur das Gute noch sehen wir *in* dem, was wir verlieren, und wir vergessen, wie so viel wir gelitten haben! Leonce, vergötternd liebte ich dich, und gleichwohl ist die Wunde, die *mir* der *Undank* der Freundschaft schlug, nie geheilt. Wesen wie wir, würden auf Erden immer unglücklich gewesen seyn, unsre zu zart, zu stolz fühlenden Herzen stimmen nicht zu der Welt: seit das Verhängniß das Band zerriß, das uns verbinden sollte, seit wir des Bewußtseyns mackelloser Tugend beraubt waren, hat eine schmerzende Beklommenheit meine Brust nicht verlassen. Ach, will es denn nichts sagen, nicht alt zu werden, nicht eine Zeit zu erleben, wo der Anblick des beglückten Lasters und des Unglücks der Redlichen unsre Begeisterung für die Tugend erkaltet hätte? Sieh, in welch einer Periode wir hätten ausdauern müssen, mitten in einer blutigen Revolution, die *noch* lange die Tugend, die Freiheit, das Vaterland entweihen wird! Mein Freund, es ist eine Wohlthat des Himmels, daß er diesen Augenblick zum Ziel unsers Lebens

bestimmt. Ein Hinderniß trennte uns, du denkst jetzt nicht mehr daran, aber es würde sich wieder hervor heben, wenn wir gerettet wären; du weißt nicht, auf wie viele Art das Glück unmöglich ist. Ach, klagen wir nicht die Vorsehung an, wir wissen ihre Geheimnisse nicht; aber nicht die sind ihre unglücklichsten Kinder, die zusammen einschlummern, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, und zu einer Zeit, wo ein noch rein, noch tief anschlagendes Herz den Himmel würdig ehrt."

Bewegt von diesen sanften Worten, saß Leonce in einer sehr wohlthätigen Ergreifung seiner lautersten Gefühle, als plötzlich, indem sich die Ebene zeigte, die Melodie eines Marsches sich vernehmen ließ, die ihm und Delphinen nur zu bekannt war. Leonce schauderte. „O meine Freundin, dieselbe Melodie ertönte, als ich in die Kirche trat, um mich mit Mathilden zu verbinden. Jener Tag glich dem heutigen; mir ist es lieb, daß mir diese Melodie den Tod verkündet. Sehr schwere Leiden hat mein Gemüth in beiden Lagen erfahren, und doch, doch leide ich heute weniger."

Der Wagen hielt. Rasch stieg er ab, und ging vorwärts mit einem Wink zu Herrn von Serbellane, über Delphine zu wachen. „Soldaten," wandte er

sich zu der Eskorte, die ihn umgab, „ihr werdet einem braven Mann nicht die Augen verbinden. Zeigt mir bloß, auf welche Weite ich mich stellen soll, und zielt aufs Herz; es fühlt sich muthig und unschuldig, kein Schauder des Todes wird seine Schläge beschleunigen."

Noch ehe er sich an den bezeichneten Platz stellte, wandte er sich zu Delphinen; sie lag bleich in Herrn von Serbellanens Arme. Er flog auf sie zu, und hörte diesen ausrufen: „Die Unglückliche! sie hat das Gift genommen, das ich ihr für Leoncen gab; sie stirbt!"

Leonce stieß einen Schrei der Verzweiflung aus; Niemand wagte, ein Wort auszusprechen, und thränende Blicke hingen an dem Unglücklichen, der noch einen Augenblick vorher dem Tode so standhaft entgegen gegangen war, und an seiner heldenmüthigen, jetzt fast entseelten Gefährtin. Delphine riß sich aus den Zuckungen, drückte Leoncens Hand, der sie knieend in der seinigen geschlossen hielt, an ihr Herz, und lispelte: „Mein Freund, ich verdankte *meinen* Muth dem Tode, den ich im Herzen trug." — „O segne," unterbrach sie seine Selbstanklagen, daß er sie ihn auf seinem Marterwege hatte begleiten lassen, „segne die Natur, daß sie mich auch nicht eine Stunde dich über-

leben ließ. Vergieb mir, Leonce, daß ich dir noch diesen Schmerz bereitet habe; uns trennt der jetzige, uns vereint der nächste Augenblick. Noch halte ich deine Hand, der letzte Hauch meines Lebens verathmet an deinem Herzen."

Sie senkte ihr Haupt an seine Brust und verschied. Fest sie umschlingend, stürzte Leonce neben ihr zur Erde. Gerührt hielten selbst die Soldaten sich in einiger Entfernung, und schienen nicht mehr an die Vollziehung ihres furchtbaren Geschäftes zu denken; einige sogar unter ihnen riefen aus: „Nein, wir werden diesen unglücklichen Mann nicht tödten. Schon genug, daß seine arme Geliebte für Schmerz umkam; nein, wir zielen auf ihn nicht."

Sie noch immer in seinen Armen haltend, riß Leonce sich auf, und rief mit grenzenloser Wuth: „Barbaren, jetzt also wolltet ihr meiner schonen, nachdem ihr sie getödtet habt? Zielt, zielt auf der Stelle!" — Schaudernd jedoch bei der plötzlichen Besinnung, daß er die schöne Gestalt, die in Frieden an seiner Brust zu ruhen schien, dem auf ihn gerichteten entstellenden Geschoß preiß gab, wandte er sich gegen Herrn von Serbellane, und legte ihm Delphine in die Arme. „Ich muß mich von ihr trennen," sagte er in gebrochenen Tönen, „vereinigen Sie uns beide im Grabe."

Er riß sich von ihr loß, und stellte sich den noch immer Zögernden gegen über, deren Unschlüssigkeit

ihn in dieser harrenden Sekunde mehr als einen Tod leiden ließ. Außer sich über die verlängerte Marter, nahm er zu Verhöhnungen, zu Vorwürfen der Feigheit seine Zuflucht, um sie gegen sich zu erbittern. Gereitzt hob endlich einer von ihnen sein weggeworfenes Gewehr auf. „Da er es einmal will," sagte er auf ihn zielend, „so habe er seinen Willen." — Getroffen sank Leonce zur Erde.

Herr von Serbellane erwies den Unglücklichen die letzte Pflicht, und vereinte sie beide *in Einem* Grabe; ein einfaches Denkmal am Ufer eines Flusses unter beschattenden Pappeln zeigt die Ruhestätte der Schlummernden. Er reiste sogleich nach der Schweitz ab, um sich Isorens anzunehmen, die über Delphinens Verlust untröstlich war. So wie er die Erlaubniß von ihrer Mutter hatte, übergab er sie dem Fräulein von Albemar, das in dieser Verlassenschaft ihrer heimgegangenen Freundin allein die Kraft fand, das Leben zu ertragen. Herr von Lebensay erwarb sich in der französischen Armee einen glänzenden Namen. Warum verstattete Herrn von Mondoville sein Charakter nicht, diese ruhmwürdige Bestimmung zu theilen?

Mit Gefahr seines Lebens kehrte Herr von Serbellane, der mit der ruhigsten Fassung immer nach den Eingebungen eines schwärmerisch fühlenden Herzens handelte, nach Frankreich zurück, um noch einmal das Grab seiner Freunde zu besuchen, und sich zu überzeugen, daß der, welchem er die Obhuth desselben anvertrauet, es gegen jede Entweihung während des Krie-

ges gesichert hätte. Folgende Stelle findet sich in einem Briefe, den er auf der Rückkehr von seiner frommen Wallfahrt schrieb:

„Mir ist besser, seit ich einige Zeit an ihrem Grabe geweilt habe. Oft wiederholte ich mir, daß sie ihr Unglück nicht verdient hatten, wenn ich mir gleich ihre Verschuldungen nicht ableugnete. Leonce hätte in mehrern Fällen, wo Glück und Liebe es ihm zur Pflicht machten, der Meinung Trotz bieten sollen; Delphine hingegen, der Reinheit ihres Herzens zu sehr vertrauend, wußte nie die Macht des öffentlichen Urtheils zu ehren, der doch die Weiber sich unterwerfen müssen. Aber lehrt die Natur, lehrt das Gewissen dieses von der Gesellschaft eingeführte Sittengesetz, das den beiden Geschlechtern fast entgegengesetzte Pflichten vorschreibt? mußten um verzeihlicher Irrthümer willen meine unglücklichen Freunde so viel leiden? Lange rang ich mit diesem Zweifel, und schmerzender ist nichts für das Herz eines Redlichen als das Dunkel, das ihm die göttliche Gerechtigkeit auf Erden verbirgt."

„Aber eines Abends, als ich an Leoncens und Delphinens Grabe saß, stieg plötzlich der Vorwurf in mir auf, daß ich ihr Verhängniß mir als das unglücklichste gedacht hatte. Vielleicht flüsterten meine Freunde, gerührt von meinen Klagen um sie, mir diesen Gedanken zu, um mich aufzurichten, um es mir anzudeuten, daß sie glücklich wären, daß sie sich liebten, daß das höchste Wesen sie nicht ver-

lassen habe, da es nicht zugegeben hätte, daß Eins das Andre überlebte. Die Nacht verging mir im Sinnen über das Schicksal der Menschen, der Tod beschäftigte meine ganze Seele, und gleichwohl auf eine sehr wohlthuende Art: aber ich zweifle nicht, die Geister meiner Freunde lenkten aus höhern Sphären herab den Gang meiner Gedanken, sie entfernten von mir die Schreckbilder, welche die Phantasie um das Ziel des Lebens stellt, mir dünkte, ich sähe im Mondenschein die geliebten Schatten durch die Gebüsche schweben, ohne sie zu bewegen. Einmal fragte ich sie, ob ich nicht besser thäte, ihnen zu folgen, ob es nicht wahr wäre, daß tief und edel fühlende Herzen auf dieser Erde nichts zu erwarten hätten, als eine Folgereihe von Schmerzen: da schien es mir wie aus dem Rauschen der Blätter zu lispeln: „Dulde, harre aus und thue wohl!" Ich senkte das Haupt und ergab mich; aber ehe ich den Ort verließ, grub ich in einen Baum am Grabe diese Zeile, den einzigen Trost für die Unglücklichen, welchen der Tod die Geliebten geraubt hat:

> Man antwortet mir nicht, aber vielleicht vernimmt man mich.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Staël

Delphine

Bd.: 5

Berlin (1803)

P.o.gall. 2090-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10098248-7